Dr Lasch
Horn N. Oe.

1902.

Ad Bibliothecam
Ed. Casp. Jac. de Siebold
Praes. Gött.

Gött. d. 19 März,
1838.

Naturgeschichte
von
Guiana
in
Süd-Amerika,
worinn
von der natürlichen Beschaffenheit und den vornehmsten Naturproducten des Landes, ingleichen der Religion, Sitten und Gebräuchen verschiedener Stämme der wilden Landes-Einwohner, Nachricht ertheilet wird.

In vier Briefen.
von

Eduard Bancroft, Esq.

Aus dem Englischen.

— Ad res pulcherrimas ex tenebris ad lucem erutas alieno labore deducimur. SENECA.

Frankfurt und Leipzig,
bey J. Dodsley und Compagnie, 1769.

Vorbericht des Verfassers.

Der Verfasser dieser Naturgeschichte hatte beschlossen, seinen Namen dem Publicum zu verschweigen. Allein als die Briefe, und das Titelblatt schon gedruckt waren, stellten ihm seine Freunde vor, wie unschicklich es seyn würde, eine Beschreibung von den unbekannten Producten eines fast eben so unbekannten Landes zu liefern, und es blos auf Treue und Glauben eines ungenannten Verfassers in die Welt gehen zu lassen. Die Richtigkeit ihrer Vorstellungen hat seine jugendliche Blödigkeit überwunden und ihm Muth gemacht, seinen Namen unter die Zueignungsschrift *) zu setzen; nicht aus einer stolzen Erwartung, sich durch dieses Werk eine besondre Ehre zu erwerben, sondern blos es glaubwürdiger zu machen.

*) An den D. Pitcairen zu London.

Diese Briefe enthielten ursprünglich blos die wichtigsten Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreiches in Guiana, wozu der Verfasser seit der Zeit viele Dinge aus den blos zu seiner Nachricht gemachten Aufsätzen hinzugesetzet hat, weil sie nicht in der Absicht geschrieben waren, um gedruckt zu werden; daher er sich auch bey verschiednen Umständen nicht auf solche kleine Gegenstände eingelassen hat, als er selbst gewünscht hätte; er kennt aber die Unvollkommenheiten des Gedächtnisses gar zu wohl, als daß er vieles auf dessen Ansehen hinzusetzen sollte.

Die Ordnung, welche in diesen Beschreibungen beobachtet worden, ist zwar etwas ungewöhnlich, scheinet aber dennoch die natürlichste, und den wenigsten Schwierigkeiten ausgesetzt zu seyn. Hätte der Verfasser zuerst die Sitten und Gebräuche der Einwohner beschrieben, so hätte er nothwendig viele Dinge als bekannt voraussetzen müssen, welche doch dem Leser nicht bekannt seyn können, und mithin würden die Beschreibungen in vielen Stücken unverständlich gewesen seyn, oder der Verfasser hätte zu häufigen Wiederho-

derholungen seine Zuflucht nehmen müssen, welche auf diese Weise vermieden worden sind.

Es ist nothwendig, dem Leser zu berichten, daß die gegenwärtigen Beobachtungen des Verfassers blos auf das holländische Gebiet in Guiana eingeschränkt sind; indem in das spanische keine Fremde kommen können, weil aller Umgang mit solchen untersagt ist: auch ist die Gemeinschaft mit den französischen und portugiesischen Colonien nicht mit wenigern Schwierigkeiten verbunden. Unsre bisherige Kenntniß dieser Lande ist so gar unvollkommen gewesen, daß die Verfasser einer gewissen neuern Geschichte nicht im Stande gewesen sind, zu bestimmen, ob hier die eingebohrnen Indianer in großen Gesellschaften bey einander leben, und prächtige reiche Städte innen haben, oder ob sie sich, wie es hier wirklich ist, der natürlichen und ursprünglichen Einfalt des menschlichen Geschlechtes gemäß, familienweise über das ganze Land verbreitet haben.

Guiana bringt wegen der Verschiedenheit und Fruchtbarkeit seines Bodens und seiner Nähe bey dem Aequator fast alle die Producte der verschiedenen amerikanischen Landschaften zwischen den Wendezirkeln, sowohl der Inseln, als des festen Landes, hervor, und hat noch außerdem eine Menge eigenthümlicher Merkwürdigkeiten. Dieser Umstände wegen schmeichelt sich der Verfasser, daß seine Naturgeschichte dem Publikum nicht unangenehm seyn werde.

Vorerinnerung

zur

Uebersetzung.

Guiana ist ein Land, welchem die Natur ungemein viele Vorzüge vor vielen Gegenden, die die glückliche Lage zwischen den Wendezirkeln mit ihm gemein haben, insonderheit eine solche Menge der schönsten, sonderbarsten und merkwürdigsten Geschöpfe zugetheilt hat, daß viele Naturforscher Gelegenheit genug finden könnten, ihren Fleiß an neuen und interessanten Entdeckungen zu üben.

Man kann nicht sagen, daß die Producte aus den dreyen Reichen der Natur, die dieses merkwürdige Land liefert, gänzlich unbekannt wären. Es hat viele derselben mit andern von den Naturforschern sehr durchsuchten Ländern und Inseln Westindiens, ja selbst mit Ostindien, gemein, von denen man eine ziemlich genaue Kenntniß hat. Selbst viele derjenigen, die ihm ganz eigen sind, kennet man aus sehr genauen Beschreibungen, auch Abbildungen.

Wie sehr groß inzwischen die Menge der dasigen noch unbekannten Naturproducte sey, solches läßt

sich aus der starken Anzahl der in den Naturalien-sammlungen in Holland und anderwärts annoch verborgenen, oder erst seit kurzem bekannt gewordenen schönen und seltenen Stücke, schließen, die durch Reisende oder Handelnde daher gebracht werden. Es ist ein Verlust für die Naturwissenschaft, daß des Herrn Rolander surinamische Beobachtungen in die Vergessenheit gerathen sind, wodurch man viele neue Naturalien würde haben kennen lernen.

Der Fleiß, den der Herr Verfasser des gegenwärtigen Werkes angewendet hat, die natürliche Geschichte von Guiana mehr zu bearbeiten und neue Entdeckungen darin zu machen, verdienet solchemnach ein vorzügliches Lob. Man kann zwar nicht sagen, daß er die Geschöpfe dieses Landes durchgängig so bekannt gemacht habe, wie es ein Naturkenner wünschen kann; dessen Neugierde oft bey den interessantesten Gegenständen schlecht genug befriedigt werden dürfte. Man kann auch nicht in Abrede seyn, daß, wie der Herr Verfasser selbst zu erkennen giebt, an der Vollständigkeit noch vieles abgeht; wie denn z. E. viele Leser die hier vorzüglich erwarteten Nachrichten vom Federharze (*Résine élastique*) und der Liane, woraus es fließt, von der Quassia und andern dortigen Spezereyen, ungern vermissen werden. Dem ohnerachtet geben die wirklich neuen Entdeckungen, die man dem Herrn Verfasser zu verdanken hat, und die

Anlei-

Anleitung zu ferneren Beobachtungen, die in manchen hier mitgetheilten Nachrichten liegt, dem Buche einen solchen Werth, daß es in einem teutschen Kleide zu erscheinen mehr als viele andere Bücher verdienet, denen man diese Ehre erweiset.

Bey der gegenwärtigen Uebersetzung hat man keinen Fleiß gesparet, den ihr zu widmen, die Kürze der darauf zu verwendenden Zeit hat verstatten wollen; besonders hat man zum Augenmerke gehabt, den Sinn des Verfassers richtig auszudrucken. Die von ihm beschriebenen oder erwähnten Naturproducte, die bereits in den Schriften des Herrn Archiaters von *Linné*, oder von andern Schriftstellern beschrieben worden sind, sind mit den unter den Text gesetzten linnäischen Trivialnamen, oder Benennungen anderer Schriftsteller kennbarer gemacht worden. Diejenigen, bey denen dergleichen nicht steht, sind entweder allzu undeutlich charakterisirt, oder völlig neu. Der Augenschein zeiget, daß die Anzahl der letztern nicht sehr groß sey.

Die zur Uebersetzung hinzugekommenen Anmerkungen lassen sich von denen, die dem Original eigen sind, leicht unterscheiden, und letztere sind auch, dem allergrößten Theile nach, als Anmerkungen der Grundschrift bezeichnet.

)(5 Die

Die Reflexionen des Verfassers bey verschiedenen seiner Beobachtungen über die Natur sowohl, als der Menschen, sind treulich übersetzt worden, ohne etwas darin zu ändern. Dieses wäre so sehr gegen die Befugnisse des Uebersetzers gewesen, als es dem Zwecke der Uebersetzung widerstritten haben würde, in mehrern Anmerkungen verschiedene ungegründete Sätze des Verfassers zu prüfen und den Ungrund derselben zu zeigen. Jeder Leser, der die Verderbniß der menschlichen Natur aus der Erfahrung und Schrift erkannt, und von dem wahren Glücke des Menschen und den Mitteln solches zu erlangen, die richtigen und der Offenbahrung gemäßen Begriffe hat, kann sie ohne Schwierigkeit entdecken und das Gegentheil einsehen: sie fallen auch außerdem sogleich weg, wenn man den Verfasser mit sich selbst vergleicht, und dessen Widersprüche bemerket. Es ist also genug, wenn wir an der Philosophie des Verfassers keinen Theil zu nehmen bezeugen.

Inhalt der Briefe.

Erster Brief.

Zweeter Brief.

Dritter Brief.

Vierter

Vierter Brief.

Natur=

Naturgeschichte
von
Guiana.

I. Brief.

Rio Demerary den 8 Julius 1766.

Liebster Bruder.

Um Ihrem wiederholten Verlangen, und meinem erneuerten Versprechen Genüge zu leisten, gedenke ich Ihnen in diesem und etlichen folgenden Briefen, einen Versuch über die natürliche Geschichte von Guiana mitzutheilen; ein Land, welches, seine Seeküste, und die Gegenden, die an seine Flüsse grenzen, ausgenommen, bisher noch von keinen Unterthanen eines europäischen Staats untersucht worden, und sonst niemand als seinen eingebohrnen Bewohnern bekannt ist. Jedoch wenn es erlaubt ist, von unentdeckten Dingen einen Begriff zu bilden, so können wir aus der unendlichen Mannichfaltigkeit, dem außerordentlichen Mechanismus, und den Eigenschaften seiner Producte im Thier- und Pflanzenreiche, die sich in dem engen Bezirke, auf welchen unsre trägen Naturforscher ihre Bemerkungen erstreckt, freywillig dargeboten haben, mit gutem Grunde schlüßen, daß die Natur ihren Segen keiner bewohnbaren Gegend unseres Planeten mit so freygebiger Hand mitgetheilet habe, und daß kein

Theil der Erdkugel häufigere Gelegenheit darbiete, die erstaunenswürdige Macht, Weisheit und Wohlthätigkeit ihres Schöpfers zu bewundern und anzubeten.

Indessen muß ich Ihnen im voraus sagen, daß Sie mich verleitet haben, eine Arbeit zu übernehmen, der, nach meiner Ueberzeugung, meine geringen Fähigkeiten nicht angemessen sind, und die ich insonderheit deswegen vortheilhaft zu vollführen mich unfähig halte, weil ich mit der Botanik nicht die erforderliche Bekanntschaft besitze, der Kunst zu zeichnen aber, mittelst welcher ich meine wörtlichen Beschreibungen hätte angenehm erläutern können, gänzlich unkundig bin. Desgleichen bin ich sehr wenig mit den indianischen Sprachen bekannt, welche durchaus nothwendig sind, wenn man sich diejenigen Kenntnisse von den Eigenschaften und Wirkungen der verschiedenen Gattungen von Thieren und Pflanzen erwerben will, welche die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren die Einwohner gelehret haben muß. Vergebens habe ich mich bemühet, diese Schwierigkeit durch Hülfe eines Dollmetschers zu überwinden. Ein Umgang, der durch ein so unvollkommnes Mittel unterhalten wird, muß immer eingeschränkt, unvollkommen und unangenehm seyn. Hierzu kömmt noch, daß ich in meiner itzigen Verfassung fast gänzlich von Büchern entblößt bin wodurch ich meine Fehler verbessern, und meine Begriffe aufklären könnte, daß ich also nicht im Stande bin, die Gewohnheit der Schriftsteller nachzuahmen, die fast durchgängig dem Rathe des Seneka *) mit gutem Nutzen

*) Nos quoque has apes (qui flores ad mel faciendum idoneos carpunt et quidquid collegerunt, in hunc saporem mix-

Nutzen folgen. Jedoch dürfte dieser Mangel vielleicht nicht so gar beträchtlich seyn, weil sehr wenig über diese Materie geschrieben ist, das einige Aufmerksamkeit verdienete. Ich habe mich also, dieser Schwierigkeiten ungeachtet, entschlossen, mein Unternehmen auszuführen, nicht nur um Ihrem Verlangen, gegen welches ich jederzeit vorzügliche Achtung haben werde, zu willfahren, sondern auch in der Rücksicht, weil, obgleich dieses Land vor mehr als dritthalb Jahrhunderten entdeckt, und in verschiedenen Zeiträumen von den Unterthanen verschiedener europäischen Mächte bewohnt worden, es dennoch in Europa fast gänzlich unbekannt bleibt, da noch niemals eine Beschreibung davon, die bemerkt zu werden verdiente, ans Licht gekommen ist. Und gewiß, wenn wir so lange warten wollen, bis diese Materie von einem Kopfe unternommenn werden wird, dessen Fähigkeiten für die Weitläuftigkeit und Wichtigkeit nerselben groß genug sind, so werden wir vermuthlich noch viel länger in unserer jetzigen Unwissenheit bleiben. Sehr wenige, welche diese Gegenden besuchen, haben die Kräfte dergleichen zu unternehmen; und alle sind mehr darauf bedacht, sich Reichthümer, als Kenntniß der Natur zu erwerben.

Guiana ward zuerst im Jahr 1498 von Christophorus Columbus entdeckt. Es liegt zwischen dem siebenden Grade nördlicher, und dem fünften Gra-

mixtura quadam, et proprietate spiritus sui mutant) debemus imitari; et quaecunque ex diversa lectione congessimus, separare: deinde adhibita ingenii nostri cura, et facultate in unum saporem, varia illa libamenta confundere: ut, etiam si apparuerit, unde sumtum sit, aliud tamen esse, quam unde sumptum est, appareat. *Epist.* 84.

de südlicher Breite, und zwischen dem drey und funfzigsten und sechzigsten Grade westlicher Länge von London. Es grenzt gegen Norden und Osten mit dem Atlantischen Meere, gegen Westen hat es den großen Fluß Oronoqve, gegen Süden den Amazonenfluß, Südwestwärts den Negrestrom. Der Zusammenhang dieses Flusses mit den beyden ersten, welche man anfänglich glaubte, und nachher, einer bloßen Muthmaaßung zu folge, einstimmig leugnete, ist nun sattsam dargethan; und Guiana, welches durch den Amazonenfluß von Brasilien, durch den Oronoque von Terra Firma, und durch den Negrestrom von dem Königreich Peru abgesondert wird, ist durch diese Gemeinschaft der Flüsse eine Insel geworden, die die größte unter allen ist, welche bisher entdeckt worden sind.

Die Seeküste, von dem Ausflusse des Oronoque bis an den Ausfluß des Amazonenflusses, ist beynahe dreyhundert französische Meilen lang, und läuft von dem Cap Barimer, nahe an dem Oronoqve, bis an den Fluß Demerary, zwanzig Meilen weiter hinaufwärts in einem Striche hin beynahe ostsüdostwärts; ferner bis an das Cap Orange, hart an dem Flusse Oyapock mit einiger Abwechselung gegen Südost gen Osten fort; von da gehet es gegen das Eyland Maraca, und das Nord Cap fast gegen Süd gen Ost halb Osten, und von da an bis an den Amazonenfluß hin in einer beynahe südlichen Richtung.

Es haben sich etliche Revolutionen in Ansehung des Besitzes von Guiana, seit seiner Entdeckung, ereignet. Jetzt ist es unter die Spanier, Holländer, Franzosen und Portugiesen getheilt; wiewohl die Spanier weiter nichts Eigenthümliches in diesem Lande haben,

ben, als ihre Wohnplätze auf der Ostseite des Flusses Oronoqve, um die Ufer desselben herum, so daß man sie kaum unter die Eigenthümer von Guiana zählen kann.

Das holländische Gebiete grenzt gegen Westen an die spanischen Wohnungen, und gegen Osten an den Fluß Maroni. Innerhalb dieses Bezirks sind folgende breite schiffbare Flüsse, die sich in das atlantische Meer stürzen: der Pomaroon, der Essequebo, der Demerary, der Berbice, die Currantine, der Surinam, und die Merriwina, die in der Ordnung, nach welcher ich sie genennt habe, angetroffen werden. Eine umständlichere Beschreibung von diesen Flüssen, nebst ihrer Beschaffenheit, wird den Inhalt eines künftigen Briefes ausmachen.

Das französische Gebiete schließt den Fluß Maroni ein, welcher die Grenze mit dem holländischen Gebiete gegen Westen ausmacht, und sich bis an die Gegend, auf der Nordseite des Amazonenflusses, bey dem Cap Orange, erstrecket, welches letztere Frankreich vor wenig Jahren an Portugall abgetreten hat. Innerhalb dieser Grenzen strömen die Flüsse Maroni, Sinamary, Kourou, Amunibo, Organa, Cannanama, und Maccouria.

Das holländische Guiana war ehedem ein Eigenthum der Krone England, und die Engländer hatten in Surinam Pflanzungen angelegt, wo noch itzt eine Art gebrochenes Englisch durchgängig von den Negern gesprochen wird. Die Holländer machten sich Meister von dieser Colonie unter der Regierung Carls des andern, um sich wegen der Eroberung von Neu-Holland zu rächen; und im Hor-

nung 1674 erhielten sie eine Ceßion aller englischen Ländereyen in Guiana; zur Schadloshaltung für das, was sie in der Provinz, die jetzt Neu-York heißt, besessen hatten.

Das holländische Guiana ist, bis beynahe funfzig Meilen weit, von der See an gerechnet, überall flach und eben, ohne die geringste Anhöhe; und liegt so niedrig, daß es während der Regenzeit fast zween Fuß hoch mit Wasser überschwemmt ist. Hieraus erfolget ein Effect, der den fruchtbarmachenden Ueberschwemmungen des Nils fast ähnlich ist, und den Boden fetter und tragbarer, als irgendwo auf der Erdkugel gemacht hat; dergestalt, daß die Dammerde auf der Oberfläche der Erde, zwölf Zoll tief, so gut als ein Dünger, und zu diesem Behuf auch wirklich auf die Insel Barbados übergeführt worden ist: worauf aber die Holzwürmer *), welche hier sehr zahlreich sind, das Schiff so verderbten, daß man es nicht gewagt hat, diesen Versuch noch einmal zu machen.

Um aber einen richtigen Begriff von dem Boden, welchen ich beschreiben will, zu geben, so darf ich Ihnen nur sagen, daß er am Essequebo nacheinander dreyßig Erndten vom Zuckerrohre, ohne wiederhohlte Anpflanzung, geliefert hat; da man hingegen in den westindischen Inseln über zwo Erndten nicht erwarten darf. Ich habe den Essequebo zum Exempel angeführet, nicht, weil sein Boden fruchtbarer ist, als der am Berbice, sondern weil in den niedrigern Gegenden dieses Flusses nicht eher Pflanzungen angelegt worden, als erst vor kurzem, nachdem die Holländer vorher das höhere, aber minder gute Land, höher hinauf-

*) TEREDO navalis.

aufwärts an diesen Flüssen, angebauet hatten, da indessen das an der See liegende Land, wegen dieser Ueberschwemmungen, welche die Quelle dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit sind, von ihnen vernachläßiget worden war. Man kann sagen, daß diese Fruchtbarkeit des Bodens bisweilen allzu groß, und folglich gewissermaaßen nachtheilig sey. Es sehen sich also die Einwohner, nahe an der See, genöthiget, ihre Zuflucht zu allerley Mitteln zu nehmen, um sie zu vermindern. Dieses erhalten sie gemeiniglich dadurch, indem sie ihn zwey bis drey Jahre mit Pisang *), und nachher erst mit Zuckerrohr bepflanzen, welches aber doch, dieser Vorsicht unerachtet, meistentheils allzu stark und geil wächset, um mit Vortheil Zucker daraus zu sieden, weswegen die erste und andere Erndte davon blos zu Verfertigung des Rums angewendet wird, welcher, bis durch eine Acte des englischen Parlaments, die Einfuhre fremden Rums in ihre americanischen Colonien verboten worden ist, den Kaufleuten aus Neu-England statt der Bezahlung für ihre Waaren gegeben ward, seit der Zeit aber an die africanischen Küsten versendet wird, um Sklaven dafür zu erhandeln.

Das Holz, womit das an der See liegende Land bedeckt ist, ist außerordentlich schwach und schlecht, und bestehet meistens aus Manicolen, welches eine kleine Art von Palmen ist, und Troelien, welche ein Blatt haben, das beynahe dreyßig Fuß lang ist, und dessen man sich zu Bedeckung der Hütten bedienet; jedoch sind diese, an den Ufern fließender Wasser, mit großen Mangroven untermischt, welche ich nachher beschreiben werde.

*) *Plantain-tree*; MUSA paradisiaca.

Tiefer im Lande, wo dasselbe erhabener ist, ist der Boden zwar fruchtbar, aber weniger fest; jedennoch ist er mit sehr hohen immergrünenden Wäldern bewachsen, welche ein sowohl der Festigkeit, der Schwere und der Dauer, als der Schönheit nach, vortrefliches Bauholz liefern. In dieser Gegend des Landes trift man zwischen der Küste des holländischen Antheils von Guiana, und dem Amazonenflusse, verschiedene aneinander fortgehende Sandhügel, aber doch nicht solche Anhöhen an, die den Namen der Gebirge verdienten. Ein holländischer Wundarzt, dem der Gouverneur von Essequebo, vor mehr als zwanzig Jahren etliche Indianer zugegeben hatte, die ihn in das Innere des Landes bringen sollten, um neue Entdeckungen zu machen; fuhr mit selbigen dem Flusse Essequebo aufwärts, dreyhundert Meilen weit von der See hinauf, fast bis an den Ort, wo er entspringt, von da brachte er sein Boot durch Krieken und kleine Flüsse, und als diese aufhörten, zu Lande, weiter fort; endlich traf er einen Arm von dem Flusse Blanco an, auf welchen er in den Negerstrom hinunter, und von da in den Amazonenfluß gelangte, ohne einen merklichen Berg auf dieser ganzen Reise angetroffen zu haben. Hier verließen ihn die Indianer und giengen wieder zurück, weil es ihm gefiel, unter den Portugiesen seine Wohnung aufzuschlagen. Dieses ist vermuthlich eben die Person, welche Herr de la Condamine sahe, als er im Jahr 1743 den Amazonenfluß hinunter gieng. Er nennt ihn Nicolaus Hortsman, und sagt, er sey 1740 den Fluß Essequebo hinan gefahren, den Goldsee Parima aufzusuchen.

Allein obgleich das holländische Gebiet keine Berge hat, so fehlt es doch dem französischen nicht daran. Denn da findet man eine lange Reihe derselben, ohngefähr dreyßig Meilen von der See, auf dem festen Lande der Insel Cayenne gegen über, und eine noch größere Kette von Bergen, die sich fast dreyhundert Meilen weit ins Land, von Osten bis Westen erstrecken; man kennet sie nur aus der Erzehlung der Indianer, denn sie werden von niemand als den Eingebohrnen dieser Gegenden besucht.

Außer den großen Flüssen, deren ich gedacht habe, giebt es noch eine unzähliche Menge von großen und kleinen Kricken, worunter manche für Schiffe von einiger Größe auf etliche Meilen schiffbar sind. Nur wenig Gegenden können sich einer vortheilhaftern Lage zur Schiffarth rühmen.

Ohngeachtet Guiana dem Aequator sehr nahe ist, so ist doch kein Land zwischen den Wendezirkeln, das einer regelmäßigern und gleichförmigern Temperatur des Clima genießet, als dieses. Die stete Regelmäßigkeit der beständigen Winde, die den Tag über aus der See, und Landwinde, welche des Abends an jener Stelle vom Lande her wehen, nebst dem schnellen Einbruche und der unveränderlichen Länge der Nächte, mit ihrem erfrischenden Thaue, machen die Hitze so erträglich, daß sie selten unangenehm wird, sonderlich den weißen Einwohnern, welche, bis auf etliche wenige, den Sonnenstrahlen um Mittag gar nicht ausgesetzet sind. So wunderbar es auch scheinen mag, so kann ich Sie nichts destoweniger versichern, daß die Hitze hier geringer ist, als auf der Insel Barbados, welche man doch für die temperirteste und ge-

sündeste unter allen zwischen den Wendezirkeln hält. Hier sind wir an keine besondere Zeiten zur Saat und Erndte gebunden, wie die Einwohner aller übrigen westindischen Inseln; jede Jahrszeit ist sowohl zum Pflanzen als zur Erndte geschickt, und in jeder Jahreszeit sieht man an den Bäumen Blüthen, reife und unreife Früchte zugleich beysammen. Die abwechselnden Jahre bringen nur einen beständig ununterbrochenen Sommer hervon.

„Der ernste Winter lächelt in diesem glücklichen Clima,
„Die Felder blühen in einem unverwelkenden Frühlinge;
„Keine unfreundlichen Winde blasen von dem kalten Pol,
„Formen in der Luft den runden Hagel, oder führen den wollichten Schnee in Flocken herab.
Pope *).

Der einzige Unterschied der Jahrszeiten in Guiana bestehet in der Regen- und trockenen Zeit, deren jede zweymal des Jahres einfällt, und jede gegen drey Monate anhält. Die regnichten Jahrszeiten kommen mit der Annäherung der Sonne gegen die Wendezirkel des Krebses und Steinbocks. Im Monat May, wenn sie in den zehnten oder zwölften Grad von dem Wendekreise des Krebses, eintritt, fangen die Platzregen an, und werden nach und nach stärker, sowohl in Ansehung der Menge, als der Dauer, bis in den Monat Junius, da der Regen anhaltend wird, und mit heftigen

*) Stern winter ſmiles on that auſpicious clime,
The fields are florid with unfading prime;
From the bleak pole no winds inclement blow,
Mould the round hail, or flake the fleecy ſnow.

tigen und häufigen Donnerwettern begleitet ist, welches bis zu Anfange des Julius so fortwähret, da sie denn mit der Sonnen Rückgange nach dem Aequator zu allmählich abnehmen, und mit Anfange des Augustmonats gänzlich aufhören. Eben dieses Zu- und Abnehmen des Regens bemerkt man, wenn sich die Sonne dem Wendezirkel des Steinbocks nähert. Da wir aber in diesem Theile von Guiana von demselben weiter entfernt liegen, als von dem Wendekreise des Krebses, so sind hier die Regengüße in dieser Jahrszeit minder heftig, und von kürzerer Dauer; überdieß sind sie von keinen Donnerwettern begleitet, welche hier, von was für einer Ursache es auch immer herrühren mag, in den Monaten, die den Winter in Europa ausmachen, niemals gehöret werden.

Die trockne Jahrszeit dauret allezeit sechs oder sieben Wochen vor, und eben so viel Wochen nach dem Frühlings- und Herbstäquinoctium. So lange diese Zeiten währen, hat man selten einen Tropfen Regen; dir Luft ist klar und heiter, und die häufigen Thaue ersetzen den Mangel des Regens. Jedennoch sind diese Jahrszeiten viel ungesunder als die regnichten, weil das Wasser, welches in den nassen Jahrszeiten alle die an der Seeküste ungebaut liegenden Gegenden überschwemmt, und daselbst in einer unaufhörlichen Bewegung ist, die Monate über, in welchen kein Regen fällt, stille steht und stinkend wird, wovon die Atmosphäre mit schädlichen Dünsten angefüllet wird, welche öfters faulende Fieber erzeugen. Allein von diesen und andern Krankheiten des Landes will ich in der Folge umständlicher reden.

Nach-

Nachdem ich diese allgemeine Nachricht von der Lage, der Größe, der Eintheilung, dem Boden und Clima von Guiana vorausgeschicket habe, so will ich Sie nächstens mit seinen Producten aus dem Thier- und Pflanzenreiche bekannt zu machen suchen; freylich in einer simpeln, aber hoffentlich natürlichen Sprache, wobey ich alle Verzierungen des Stils zu vermeiden gedenke, die sich in Materien von der Art mit der Deutlichkeit nicht vertragen; und ich kann niemals folgendem Rathe des Seneka an den Lucilius, im eigentlichern Verstande Folge leisten, als bey dieser Gelegenheit: „Nimis anxium te esse circa verba „et compositionem, mi Lucili, nolo. Habeo „maiora quae cures. Quaere *quid* scribas, non „*quemadmodum* — Cuiuscunque orationem „videris sollicitam et politam, scito, animum „quoque non minus esse pusillis occupatum.„ *Epist.* 115.

Was die Foßilien und Mineralien betrift, will ich nur anmerken, daß es über den Wasserfällen des Flusses Demerary eine Menge von rothen und weißen Achaten giebt, die von den Einwohnern unberührt liegen bleiben, und welche sie aus einer gewissen abergläubischen Ehrfurcht fliehen, weil sie zum Gebrauch ihrer Beschwörungen gewidmet seyn sollen. Desgleichen giebt es allerley Steine, welche reichhaltiges Erz zu enthalten scheinen, und es finden sich hier ohne Zweifel Gold- und Silbergänge, indem die Spanier in dem innern Theile des Landes an dem Flusse Oronoque deren etliche entdeckt haben. Hier ist es auch, wo der vermeinte See Parima, dessen Sand aus Goldkörnern bestanden, und die fabelhafte güldne Stadt

Manoa

Manoa del Dorado, deren Mauern mit diesem vergötterten Metalle überzogen gewesen, liegen sollen; und noch vor kurzem haben sich die europäischen Völker mit sehr ausschweifenden Begriffen von dem Schatze von Guiana unterhalten; wie es denn auch nicht wahrscheinlich ist, daß solche insgesammt nur chimärisch gewesen. Allein das Genie und die Politik der Holländer ist gänzlich kaufmännisch. Sie sehen, daß die amerikanischen Reichthümer die vormals mächtige Monarchie Spanien arm gemacht und entvölkert haben, und verbieten daher weislich, in ihren Gebieten von Guiana Bergwerke aufzunehmen.

Unter den Gewächsen von Guiana will ich zuerst diejenigen betrachten, welche die Hülfe der Cultur mehr unmittelbar erfordern; in Beschreibung etlicher aus dieser Classe, werde ich im Stande seyn, einigen Nutzen aus Herrn **Hughes** natürlichen Geschichte von Barbados zu schöpfen; wiewohl die Liebe zur Wahrheit, und meine eigne Beobachtungen, mich in verschiedenen Dingen nöthigen werden, von seiner Meinung abzugehen; vermuthlich, weil die Verschiedenheit des Erdreichs und des Clima, eine wirkliche Verschiedenheit zwischen etlichen Producten aus Barbados und Demerary, ob sie gleich von einerley Gattung sind, verursachet hat. Ich habe dieses vorausgeschickt, um der verdrüßlichen Mühe unnöthiger Citationen überhoben zu seyn; und weil auch **Plinius** sehr richtig sagt: „Est benignum et plenum in„genui pudoris, fateri, per quos profeceris.„ *Praefat.*

Von diesen Gewächsen, welche einen Beystand von der Cultur erhalten, will ich in die weitläuftigen

Wälder

Wälder gehen, wo die Natur in ihrer ersten Wildheit spielet. Aus der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Körper, die sie hier freywillig in dem Pflanzenreiche hervorgebracht hat, will ich solche wählen, die wegen der ausserordentlichen Eigenschaften, die sie gezeigt haben, vorzüglich der allgemeinen Aufmerksamkeit werth sind. In dem Reste dieses sowohl als in meinen übrigen Briefen werde ich mich bemühen, so viel als möglich, Weitläuftigkeit zu vermeiden. „Non multis opus „est, sed efficacibus, facilius intrant sed et hae- „rent.„ SENECA Epist. 38.

Der Cacao-Baum *), zu dem ich eine besondere Neigung habe, will ich zuerst beschreiben. Sein Stamm hat ohngefähr zwölf Zoll im Durchschnitt, und ist mit einer grünlichweißen Rinde überzogen; er ist gänzlich ohne Aeste, bis er acht oder neun Fuß hoch wird; wenn er zwölf oder vierzehen Fuß erreicht hat, so wird er gemeiniglich geköpft, um sein ferneres Wachsthum zu verhindern. Seine Blätter haben ohngefähr neun Zoll in der Länge und drey in der Breite, sind oval, von einer hellgrünen Farbe auf der obern, und einer dunkelgrünen auf der untern Seite, wo sie geribbt sind; sie stehen in abwechselnder Ordnung. Aus dem Stamme insonderheit, und den untern Aesten, kömmt die Blüthe hervor, welche aus sechs blassen fleischfarbenen und mit röthlichen Flecken gezierten Blumenblättern bestehet: auf diese folgen die Früchte, die an Größe und Gestalt einer Melone ähnlich, aber am Ende zugespitzt, und mit fünf Vertiefungen, der Länge nach, versehen sind; wenn sie bald reif sind, so verändern sie ihre Farbe in Gelb. Sie haben

*) THEOBROMA *Cacao.*

haben inwendig verschiedene Kammern der Länge nach, worinnen die Nüsse, von einer länglichrunden Gestalt, und in der Größe einer Olive, reihenweise vertheilt sind. Diese Bäume werden gemeiniglich in gerader Linie, zwölf bis vierzehn Fuß weit von einander, gesetzt, so daß sie sehr angenehme schattige Gänge machen, und es gehet nichts über die einförmige Schönheit einer regelmäßigen Cacaoallee. Sie wachsen in den innern Gegenden von Guiana, an dem Oronoque und Amazonenflusse wild, und gelangen daselbst zu einer großen Höhe.

Der Caffeebaum *) darf selten über sechs Fuß in die Höhe schießen. Der Hauptstamm ist mit einer bräunlichgrauen Rinde umgeben, und treibt dicht an der Erde sehr viele Aeste hervor, welche sich auf allen Seiten in einer horizontalen Richtung ausbreiten. Diese Aeste sind, nahe an der Erde, ohngefähr achtzehn Zoll lang, und werden von da an, so wie sie dem Gipfel näher kommen, immer kürzer und kürzer. Die Aeste sind mit vielen schönen grünen Blättern bedeckt, die ohngefähr drey Zoll lang und anderthalb breit, scharf zugespitzt, und an den Rändern zierlich ausgebogen sind. Der Stamm mit seinen Aesten, so mit ihren Blättern dergestalt bekleidet sind, daß sie gänzlich davon versteckt werden, erscheinet in der Form eines regelmäßigen grünen Kegels, sechs Fuß in der Höhe, und hart an der Erde ohngefähr neune in der Peripherie. Sowohl an dem Stamme als den Aesten hängen häufige Blüthen von weißer Farbe. Sie bestehen aus fünf runden spitzigzu laufenden Blättern

*) COFFEA *arabica*.

tern *), welche etliche kurze Staubfäden umgeben, auf denen eine Menge Antheren sitzen **); mitten aus denselben ragt der Stempel hervor, welcher den Grundriß von der darauf folgenden Caffeebeere enthält. Diese besteht aus zwey Körnern, welche durch die Zusammenfügung auf der flachen Seite eine länglich-runde Beere formiren. Die Körner sind in eine Schaale eingeschlossen, die ihre vorher grüne Farbe in ein helles Kermesin verwandelt, wenn die Körner zur Reife gekommen sind. Hievon hält man jährlich zwo Erndten, und in dieser Colonie rechnet man jede Erndte von einem gesunden Baume, auf anderthalb Pfund. Die Bäume werden in geraden Linien, fünf Fuß weit von einander, gepflanzt, und von einer gut angeordneten Caffeeplantage kann man mit Grunde sagen, daß sie einen sehr angenehmen Prospect giebt.

Die Baumwollenbäume ***) sind von verschiedenen Gattungen, haben aber alle eine starke Aehnlichkeit mit einander. Sie bestehen aus etlichen dünnen Zweigen, die aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervor sprossen, und ohngefähr acht Fuß hoch wachsen. Die Blätter einer jeden Gattung sind gezäcket, ob sie schon in der Größe verschieden sind. Die Blüthen bestehen aus fünf breiten gelben Blättern. Ihre Pistille sind an der Spitze mit Blumenstaub von gelber

Farbe

*) Oder vielmehr aus einem einzigen sternförmigen fünffach getheilten Blumenblatte, mit einer kurzen Röhre.

**) Dieses ist falsch. Der Staubfäden sind fünfe, und der Antheren oder Staubbeutel nicht mehrere.

***) GOSSYPIUM.

Farbe bestreut, der, wenn er reif ist, hineinfällt, und die untenliegenden weiblichen Blumentheile befruchtet. Wenn die Blumenblätter abgefallen sind, so wächset eine Capsel hervor, die mit drey dreyeckigten Blättern umgeben ist. Die Capsel ist fast kegelförmig, und in verschiedne Fächer getheilet, deren jede eine Flocke Baumwolle in sich hält, mit untermengten kleinen schwärzlichten Saamen. Diese Bäume tragen nach einem neunmonatlichen Wachsthume, und geben jährlich zwo Erndten, davon jede beynahe zwey Pfund einbringt. Jedoch sind die Baumwollenerndten etwas unzuverläßig, und werden öfters durch den zeitigen Anfang und die lange Dauer der regnichten Jahrszeiten verderbt.

Das Zuckerrohr *) ist so oft beschrieben worden, daß ich es mit Stillschweigen übergehen kann.

Der Pisang **) gehört in America sowohl, als in Aethiopien zu Hause, und ist seit undenklichen Zeiten auf jedem Theile des festen Landes zwischen den Wendezirkeln von den Indianern angebauet worden. Der Stamm wächset aus verschiednen weißen knolligten Wurzeln hervor, hat ohngefähr acht Zoll im Durchschnitt, läuft in der Höhe, welche ohngefähr zwölf Fuß von der Erde ist, spitzig zu. Das Herz, oder der eigentliche krautartige Stängel, liegt in der Mitte von ohngefähr funfzehn grünen, porösen, mit Gefäßen versehenen Scheiden, die fast drey Linien dick sind. Wenn diese die Spitze erreichen (denn etliche davon erreichen sie nicht) so laufen sie wechselsweise auseinander,

*) SACCHARVM *officinarum.*

**) MVSA *paradisiaca.* Plantin-Tree.

der, und machen einen spitzigzugehenden Blatstiel; jeder davon wird die mittlere Ribbe eines damit verbundenen Blattes, welches glatt, von einer meergrünen Farbe, beynahe fünf Fuß lang, zween Fuß breit ist, und eine länglichovale Gestalt hat. Seine Fäserchen laufen in einer schiefen Richtung nach der Ribbe zu, und lassen sich leichtlich von einander absondern. Diese Ribbe ist auf der untern Seite hervorragend, und convex; auf der obern Seite ist sie ausgehölt, und die Höhlung leitet den Regen von den Blättern zum Stamme, der dadurch seine Nahrung erhält. Dieser Blätter sind gemeiniglich zehn an der Zahl. Wenn der Baum acht Monate alt ist, so schießt aus seinem Gipfel ein zäher holziger, cylindrischer Stengel, ohngefähr vier Zoll im Umfange, und fast drey Fuß lang, hervor, der etwas niederwärts hängt, und sich mit einer conischen, röthlichtpurpurnen Blumenscheide (Spatha) endigt, die so lange daran bleibt, bis der Baum umgehauen ist. Dieser Stengel ist von vielen einblättrigen Zwitterblüthen *) umgeben, die in gewisse ohngefähr drey Zoll weit von einander stehende Ringe vertheilt sind. Aus diesen kommen dünne Griffel hervor, die sich in einem Häuptgen, oder Krone endigen, welches nachher die sogenannten Plantins werden. Dieses sind weiße meelartige Früchte, ohngefähr acht Zoll lang, und drey und einen halben im Umfan-

*) Die Blüten sind zwar zwitterhaft, doch so, daß in einigen fünf Staubbeutel, hingegen keine Frucht; in einigen die Frucht, aber nicht die fünf gedachten Staubbeutel, sondern statt derer ein sechster zur Vollkommenheit gedeihet. Die junge Frucht steht unter der Blume, und aus dieser, nicht aber aus dem Griffel, entstehen die sogenannten Plantins.

Umfange, fast wie ein halber Mond gekrümmt, und in eine glatte, eckigte und hülsenartige Schaale eingeschlossen, die, wenn die Frucht reif ist, ihre dunkelgrüne Farbe in eine gelbe verändert. Die Plantins, wenn sie völlig ausgewachsen, aber noch unreif sind, ersetzen die Stelle des Brods, wenn man sie entweder röstet oder kocht. Wenn sie reif sind, haben sie ein mildes, liebliches gelbes Fleisch, und werden mit zum Nachtische, entweder roh, oder gebraten, genommen. Ohngefähr funfzig derselben wachsen Traubenweise an einem Stamme, und machen das aus, was man ein Büschel (a bunch) nennt. Um das Büschel, daran an jedem Baume nur eins hängt, abzunehmen, wird der Baum vorher umgehauen; seine Stelle aber wird sogleich durch die jungen Schößlinge ersetzt, wovon allezeit zwey bis drey an seinen Wurzeln vorhanden sind. Es giebt noch eine andere Gattung von größern Plantins, die an einem ähnlichen Baume wachsen, aber nicht so wohlschmeckend sind.

Der Bananabaum *) ist nur wenig von dem Plantin unterschieden. Die Frucht ist oval, hat gegen vier Zoll in der Länge, und beynahe fünf in der Peripherie. Sie wird niemals eher gegessen, als bis sie völlig reif ist, da sie denn wohlriechend, lieblichsüß, und delicat zu seyn pflegt.

Der Cacosnußbaum **) ist eine Art von Palmen, und man sagt von ihm, daß er nicht nur Speise und Kleidung, sondern fast alle Nothwendigkeiten des Lebens hergebe. Der Stamm entsteht aus einem großen Haufen dünner fasriger Wurzeln, und wächst

*) MVSA *sapientum.*
**) COCOS *nucifera.*

ohngefähr funfzig Fuß in die Höhe, einfach ohne Aeste bis nahe an den Wipfel. Seine Stellung ist selten aufrecht, und sein Stamm oft in der Mitte schwächer als an einem von beyden Enden. Aeste sind zwanzig bis dreyßig an der Zahl, und haben gegen funfzehen Fuß in der Länge. Die Stengel, welche die Blätter tragen, sind, wo sie aus dem Stamme hervorkommen, in eine starke netzförmige zusammengewebte Hülle eingeschlossen, welches die Kleidung ist, die dieser Baum hervorbringen soll. An den zwey gegenüberstehenden Seiten der Aeste sind viel schmale gefiederte Blätter, am Stamme ohngefähr achtzehen Zoll lang, von da sie nach und nach an der Länge abnehmen. Die äusserliche Substanz des Baums ist stark, hart und holzigt; sein Inneres ist wie alle Palmarten. Diese Bäume tragen ordentlicher Weise ohngefähr in sechs Jahren, nach der Zeit, da sie gesetzt worden, Nüsse: etliche davon hängen an einem Stiele, welche nahe an dem Orte, wo die Aeste sich verbreiten, aus dem Stamme hervorkommen. Die Farbe der Blüthen ist weißgelb. Die Nuß selbst ist allzubekannt, als daß sie einer Beschreibung bedürfte.

Der Purgiernußbaum *) ist eine nußtragende, schlanke, knotige Staude, ohngefehr zwölf oder vierzehen Fuß hoch; seine Blätter, welche an den äußern Enden der Aeste hervorkommen, sind rund und leichtgezackt. Der Kern der Nuß, der einer Mandel ähnlich ist, hat eine grüne harte Schale. Dieser Kern ist in der Mitte durch zwo dünne, weiße und häutige Hülsen oder Blätter von einander abgesondert, von denen

*) Ricinus americanus major? JATROPHA *Curcas.* Physick Nut-Tree.

nen man allgemein sagt, daß sie das Purgirende und Emetische der Nuß in sich haben. Ob wohl einige dieses läugnen, so glaube ich es doch aus eigner Erfahrung, da ich die Nuß verschiednemal gegessen habe, wenn diese Blätter abgeschält gewesen, ohne eine merkliche Wirkung davon zu spüren.

Der Wunderbaum *) hat zwey Gattungen, die rothe und weiße. Die erstere unterscheidet sich durch einen röthlichten, und das andere durch einen grünlichten Stamm, der ohngefähr fünf Fuß, und gegliedert ist. Sowohl Stamm als Aeste sind mit häufigen Blättern von fast zwanzig Zoll im Umfange, bedeckt, welche acht bis zehn scharf zugespitzte Abtheilungen haben. Diese Blätter stehen an Stielen, die fast einen Fuß lang sind. Die Blüthen umgeben den Gipfel des Hauptstamms, und bestehen aus dünnen gelben Fäsergen, mit Antheren. Die Capsel, in welcher die Frucht verborgen ist, hat anfangs eine grüne Farbe, nimmt aber, wenn sie reif ist, eine braune Farbe an, und fällt ab. Die Nuß ist dreyeckig, aus drey Theilen zusammengesetzt, und mit einer braunen Haut lose überzogen. Sie führt ein Oel, welches, wenn es ausgepresset ist, von dem Olivenöl kaum zu unterscheiden stehet. Es ist ein leichtes Purgirmittel, und wird jetzo für ein Specificum wider die Kolik von Poitou, welche in Westindien das trockne Bauchgrimmen heißt, gehalten.

Der Manchineelbaum **) hat einen Stamm ohngefähr zween Fuß im Durchschnitt, der sich bald in

 eine

*) RICINUS *communis*. Castorbush.

**) HIPPOMANE *Mancinella*. Mançanilla. Mangeneel-Tree.

eine Menge Aeste, wie ein Apfelbaum, vertheilet. Diese sind mit dünnen runden Blättern bedeckt. Das Holz ist schön, dicht und dauerhaft. Die Frucht ist an Gestalt und Geruch dem englischen Holzapfel ähnlich. In ihrem Fleische ist ein harter, runzlicher, ungleicher Kern, der den Saamen in sich hält. Der Milchsaft in der Rinde des Baums ziehet Blasen, sobald er die Haut berühret; und sowohl dieser als das Fleisch der Frucht innerlich gebraucht, verursachen Entzündungen und den Tod. Seewasser mit Limonien und Feigensaft vermischt, und Weißholzbaum, sind wirksame Gegenmittel hiergegen *).

Der Guavabaum **) ist gegen zwanzig Fuß hoch, und theilet sich bald in verschiedene Aeste. Seine Rinde ist glatt und grau; die Blätter dunkelgrün, rauch, spitzig, ohngefähr drey Zoll lang und einen breit. Die Blüthen sind weiß und fünfblättricht. Die Frucht hat eine Kugelgestalt, und eine dunkelgrüne Farbe, bis sie reif ist, da sie sich in ein gelblichtweiß verwandelt. Oben auf denselben befindet sich ein Kriebs; innerhalb der Rinde ist eine dünne apfelartige Substanz, worinn ein röthlichtes angenehmes Mark eingeschlossen, so mit einer Menge kleiner harter Saamenkörnerchen untermischt ist. Dieser Frucht bedient man sich gemeiniglich statt der Aepfel, und die äußere Substanz derselben wird zu Torten, Marmeladen u. s. w. gebraucht. Das innere Mark giebt eine vortrefliche

*) Besser Oele und ölichte oder fette Arzneymittel, wie Herr D. Brown angiebt. *Nat. hist. of Jamaica* p. 351. Der Genuß soll doch nicht leicht tödtlich seyn. Das Holz ist fein und wird verarbeitet, muß aber mit Behutsamkeit, wegen des Milchsaftes, gefället werden.

**) PSIDIUM *Guajava*.

trefliche Gelee. Die ganze Frucht ist adstringirend *). Es giebt noch eine andre Gattung, so der Gestalt nach den Birnen ähnlich, aber nicht so gemein ist.

Der Avigatobirnbaum **) ist zwischen dreyßig und vierzig Fuß hoch. Sein Stamm zertheilt sich in weit auseinander gebreitete Aeste, die mit großen spitzigen Blättern umgeben sind. Die Blüthen kommen an den äußersten Enden der Aeste hervor und sind sechsblätterig. Auf diese folget die Frucht, die, wenn sie reif ist, einer großen Birn gleichet, und entweder roth, purpurfarben, oder lichtgrün ist. Das Fleisch, innerhalb der Rinde, ist weich und zart, und mit Recht ein vegetabilisches Mark genennet worden, indem es die nahrhafteste, gesundeste und angenehmste unter allen Früchten des heißen Erdstriches ist. Sie wird ordentlicher Weise mit Salz und Pfeffer genossen ***). In dem Mark ist ein dunkelbraunes Steinchen enthalten, aus welchem der Baum erzeugt wird.

Die Cassavastaude ****) ist ohngefähr vier Fuß hoch, knotig, und mit einer aschgrauen Schale überzogen. Inwendig ist sie voll Mark. Nahe an dem Wipfel theilt sie sich in etliche kurze, dünne und

 grüne

*) Wenn sie noch unreif ist; reif aber vielmehr das Gegentheil. Das Holz ist auch nutzbar. Brown. Die Kühe fressen die Früchte sehr gern. Jacqvin.

**) LAVRVS *Persea.* Avocato oder Alligator Pear-Tree.

***) Die Reife erkennt man an dem Geklapper des Kerns, das Fleisch ist grünlichweiß, ohne Geruch, butterhaft und überaus wohlschmeckend, es hat etwas von dem Artischocken- und Nußgeschmacke an sich. Jacqvin. Es wird auch mit Zucker oder Wein genossen. Alle Arten Vieh fressen gern davon. Br. Der Kern ist nicht eßbar.

****) JATROPHA *Manihot.*

grüne Zweige; aus diesen kommen röthlichte Stiele hervor, ohngefähr sechs Zoll lang, welche breite fingerförmig zertheilte Blätter tragen. Die Wurzel derselben ist weiß, weich und mehlig, cylindrisch, fast einen Fuß lang, und fünf oder sechs Zoll in der Peripherie. Diese Wurzel wird auf großen kupfernen Reibeisen zu klarem Mehl gerieben, von welchem der Saft durch Ausdrücken abgesondert wird. Dieses Mehl wird alsdenn auf große eiserne Platten gelegt, die über ein gelindes Feuer gestellt sind, und in zirkelrunde Kuchen von verschiedner Größe geformet, jeder zu vier Linien dick. Auf diesen Platten wird es gebacken, bis die Oberfläche anfängt braun zu werden. So kann es etliche Monate lang süß und frisch erhalten werden. Allein obschon dieses überall auf dieser Küste das gewöhnliche Brod ist, so enthält doch jeder Theil der Wurzel, woraus es gemacht wird, ein schnelles und tödtendes Gift, von kühlender Beschaffenheit, das, wenn man es einnimmt, häufige Krämpfe, ein Schwellen des Unterleibes, und einen schnellen Stillstand aller Lebenskräfte verursachet. Der wäßrichte Theil wird ausgedrückt, nicht, weil er giftiger ist, als die mehligte Substanz, sondern um das Backen zu erleichtern. Durch die Unachtsamkeit der Sclaven wird dieser Saft, wenn er ausgequetscht ist, in den Plantagen, öfters den Schaafen, Schweinen *) und Federvieh zu Theil, welcher Genuß ihnen allemal den Tod zuziehet; dennoch werden die also vergifteten Thiere immerfort von den Einwohnern des Landes gegessen. Jedoch so tödtlich auch dieses Gift in seinem rohen

*) Doch fressen die Schweine die frische Wurzel ohne Schaden.

rohen Zustande ist, so wird es gleichwohl durch das Feuer vollkommen unschädlich gemacht. So wird das Mehl durchs Backen unschädlich und nahrhaft; der giftige Saft der Wurzel, wenn er ausgepreßt ist, wird von den Indianern und weißen Einwohnern mit Wildpret und Pfeffer u. s. w. gekocht, und giebt auf die Weise eine wohlschmeckende und gesunde Brühe. Die besten Gegengifte, die man bisher wider die giftigen Wirkungen der rohen Caßava entdeckt hat, sind rother Pfeffer und Rum, unmittelbar darauf eingenommen *). Die süße Caßava **) ist von jener blos dadurch unterschieden, daß sie unschädlich ist, und eine zähe holzigte Zaser hat, welche längs durch die Wurzel geht.

Der weibliche Poppau ***) ist ein beerentragendes Gewächs. Sein Stamm ist hohl, er wächst gemeiniglich bis funfzehn Fuß hoch, und hat sechs bis acht Zoll im Durchschnitt. Aeste hat er gar nicht. Er ist mit einer Rinde von lichtbrauner Farbe überzogen, die von den Narben der abgefallnen Blätter bunt ist. An einem Baume sind gemeiniglich funfzehen Blätter, beynahe vier Fuß im Umfange, in sieben oder acht Abschnitte getheilt, welche wiederum ohne Ordnung in andere zertheilet sind, und in stumpfe Spitzen sich endigen. Diese Blätter stehen an eben so viel

*) Noch besser unstreitig Wermuthsalz mit Münzwasser eingenommen. Browne *Nat. hist. of Jam.* S. 350.

**) Herr D. Browne macht doch eine besondere Gattung davon, und nennet sie JATROPHA foliis palmatis: lobis incertis, radice oblonga, funiculo valido per centrum ducto, carne nivea. *Nat. hist. of Jam.* p. 350. Sie ist nicht giftig.

***) CARICA *Papaya.* Papaw-Tree.

viel hohlen grünen Stielen beynahe zwey Fuß lang, welche nahe beysammen aus dem Gipfel des Stammes hervorkommen, zwischen denen sodann die Stiele der Blüthen entspringen. Diese Stiele sind kurz, und mit Träubchen von fünfblättrichten Blumen bedeckt, die eine weißgelde Farbe haben, sehr wohlriechend sind, und zu Zuckerwerk und Confituren gebraucht werden. Die Poppaufrucht läßt sich vortreflich gut einmachen, wenn sie noch jung und klein ist. Sie ist oval, und gegen sechs Zoll lang, wenn sie reif ist, da sie auch ihre vorher grüne Farbe in gelb verwandelt. Ihrem Aeußerlichen nach gleichet sie einem Kürbiß. Wenn sie bald reif ist, wird sie gekocht und gegessen, nachdem man den milchigten caustischen Saft, den sie in sich hat, vorher hat austrocknen lassen. Inwendig hat sie eine mit einem weichen Fleische angefüllte Hölung, worinnen sich eine Menge kleiner Saamenkörngen finden. Der männliche Poppau unterscheidet sich von dem weiblichen in zwey Stücken. Er trägt keine Früchte; und die Stiele, woran seine Blüthen hängen, sind fast drey Fuß lang.

Der Tauben- oder Angola-Erbsenbaum *) ist ein ästiger Strauch, ohngefähr neun Fuß hoch, mit glatten langen und schmalzugespitzten Blättern bedeckt. Er trägt Papilionblumen, aus welchen eine Menge Schoten von dunkelbrauner Farbe erwachsen, die wie die Schoten der englischen Erbsen gestaltet, aber flacher sind. Diese sind in vier bis fünf Zellen **) abgetheilt, deren jede eine flache Erbse enthält, die zwar

*) CYTISUS *Cajan.*

**) Die Hölen, in denen die Saamen oder Erbsen liegen, sind nicht von einander abgesondert, und können daher auch nicht eigentlich Zellen heißen.

zwar ein wenig adstringiren, aber wohlschmeckend und nahrhaft sind.

Die Arnotta-oder Roucoustaude *) ist eine holzigte Pflanze, in verschiedene Zweige verbreitet, gemeiniglich neun Fuß hoch, mit langen, schmalen, spitzigen und grünen Blättern bedeckt, die an den Zweigen in abwechselnder Ordnung vertheilt sind. Die mittlere und die Queerrippen an diesen Blättern sind roth. Die Blüthen haben fünf Blätter, und eine bläulichgelbe Farbe. Die Blumenblätter schließen viele Staubfäden in sich, welche purpurfarbne Staubbeutel haben: in deren Mitte befindet sich ein Pistill, woraus eine konische stachliche, innerlich in verschiedne längliche Hölen abgetheilte Capsel wird, welche mit kleinen runden Saamenkörnchen angefüllt ist, die, wenn sie reif sind, mit einem schönen karmoisinfarbnen Fleische überzogen sind. Der Roucou wird von den Indianern am stärksten gepflanzt; sein Saame in Limoniensaft macerirt, worinnen Gummi von dem Maunabaume aufgelöset worden, giebt die berühmte indianische Schminke, oder karmoisinrothe Farbe, womit die Einwohner ihre Leiber mahlen.

Der französische Guavabaum ist eine holzigte Pflanze, die aus unterschiedlichen Aesten bestehet, ohngefähr zwölf Fuß hoch, mit breiten ovalen und paarweise stehenden Blättern. Aus dem Hauptstamme ragen verschiedne gerade Aehren hervor, die an dem Gipfel mit Träubchen gelber herabhängender Blüthen bedeckt sind. Diese Blumen geben, wenn man sie zerstößt, einen höchst adstringirenden und austrocknenden Saft, den D. Hillary für ein specifikes Mittel wider die Flechten hält,

*) BIXA *Orellana.*

hält, die in diesem Clima äußerst beschwerlich sind.

Die americanische Aloe *) ist eben so bewundernswürdig als schön, und wird gemeiniglich in Gärten und Spatziergängen gepflanzet. Der Stamm dieses Baums ist beständig grün, gemeiniglich neun Zoll im Diameter, und zwanzig Fuß in der Höhe. Seine Rinde besteht aus schönen dreyeckigten Lamellen oder Blättchen, die sich in einer stachlichten Spitze endigen. Die innerliche Substanz des Stammes sowohl als der Aeste ist ein weißes schwammigtes Mark. Der Stamm ist nahe an der Erde mit einem Haufen von Blättern umgeben, die unmittelbar aus den Wurzeln hervorschießen. Diese Blätter sind vier Fuß in der Länge, sieben oder acht Zoll in der Breite, gegen die Mitte, allwo sie breiter sind, als an der Wurzel; sie sind an dem Ende zugespitzt, und ohngefähr einen halben Zoll dick, mit einer glatten Haut von schönem Grün überzogen. Ihre innere Substanz ist weiß, schwammigt und seifenartig. Die Aeste kommen wechselsweise, ohngefähr zehn Fuß unter dem Wipfel des Baums hervor; sie sind kurz und zahlreich, jeder trägt einen sehr großen dichten Büschel gelber Blumen; eine jegliche von diesen Blumen steht an einem kurzen cylindrischen hellgrünen Stiele, und besteht aus sechs spitzigen Blumenblättern, die eine gleiche Anzahl langer Staubfäden umgeben, deren Staubbeutel einen gelben Blumenstaub enthalten. Aus der Mitte steigt das Pistill hervor. Sobald die Blüthen abfallen, treiben ihre Stiele breite spitzige Blätter, die in Form eines Zuckerhuths oben enge zusammen gehen.

*) AGAVE *vivipara?* May-Pole.

hen. Diese enthalten den Embryo eines künftigen Baumes; wenn sie zur Reife gekommen, so fällt der Stamm des Baumes um und vergehet, und seine Blätter welken und verderben. Dieser Baum erlangt nach drey Monaten Wachsthum seine vollkommne Größe, und treibt seine Blumen in völliger Schönheit heraus.

Die Seidengraspflanze *) ist fast der amerikanischen Aloe ähnlich, aber nicht so hoch und so stark. Ihre Blüthen sind einzeln, bestehen aus sechs ovalen Blättchen, die eben so viele Staubfäden mit Antheren einschließen, welche ein Pistill umgeben. Die Blätter kommen dicht beysammen unmittelbar aus der Wurzel; sie sind ohngefähr drey Fuß lang, und den Blättern der amerikanischen Aloe ähnlich, aber etwas dicker, ihre Ränder sind mäßig ausgezackt, und die Zwischenräume zwischen den Zacken laufen in einen spitzigen Stachel aus. Die innerliche Substanz der Blätter besteht aus einer Menge starker, dünner, weißer Fasern oder Fäden, die nach der ganzen Länge des Blatts hinlaufen, und mit einem seifenartigen Fleische umgeben sind, dessen sich die Negers zum Waschen bedienen. Die Fäden werden von dieser Materie durch Stoßen, Maceriren und Schlagen abgesondert. Das Seidengras wird vornehmlich von den Indianern gebauet, bey denen es Curreta heißt.

Die gemeine Aloepflanze **) besteht aus unterschiedlichen Blättern, welche sich von dem Stengel entfernen und auf der Oberfläche der Erde verbreiten.

Diese

*) AGAVE *americana.* Die gemeine amerikanische Aloe, die in den europäischen Gärten häufig ist.

**) ALOE *vera.*

Diese Blätter haben ohngefähr zween Fuß in der Länge, und gegen die Mitte sechs Zoll in der Breite, von da sie abnehmen, und sich in eine Spitze endigen. Sie sind ohngefähr sechs oder sieben Linien dick und mit einer starken, glatten und grünen Haut bedeckt, an den Seiten aber mit starken kleinen Stacheln verwahret, die, so lang das Blatt ist, auf beyden Rändern einen halben Zoll weit von einander stehen. Mitten zwischen den Blättern kömmt ein schlanker, konischer Stengel hervor, der ohngefähr achtzehn Zoll weit über die Enden der Blätter heraus wächst, und bisweilen gespalten ist. Am Obertheile treibt er verschiedne hangende, einblättrige, gelbe Blumen hervor, die eine große Menge Saamen in sich haben, der, wenn er reif ist, klein und schwärzlich aussieht. Innerhalb der Haut der Blätter ist ein weiches, saftiges, bittres Mark, aus welchen ein dicker klebrichter Saft wird, der, wenn er entweder durch die Sonnenhitze, oder das Sieden harte gemacht worden, die Aloe ausmacht. Jedoch ist die an der Sonne getrocknete Aloe die beste zum innerlichen Gebrauche, und wird auch viel theurer verkauft.

Die Biesampflanze *) ist ohngefähr vier Fuß hoch, und in verschiedne kleine Zweige getheilet. Ihre Blätter sind groß, und in drey Abschnitte getheilt, deren jeder gezäckt und spitzig ist. Die Blume hat eine schöne gelbe Farbe, besteht aus fünf langen ovalen Blätter, die ein großes Pistill einschließen, das an seiner Spitze mit purpurnen Antheren umgeben ist, welche mit gelben Blumenstaube bestreut sind. Auf diese folgen grüne konische fleischigte Capseln, ohngefähr

zween

*) HIBISCUS *Abelmoschus.*

zween Zoll lang, und einen im Durchschnitte. Diese, nebst den Blättern und Aesten, sind mit häufigen Haarstacheln oder Borsten verwahret, die, wenn die Schote reif ist, Stärke und Elasticität genug haben, ein heftiges und schmerzhaftes Jucken zu verursachen, wenn man sie mit der bloßen Hand anrühret. Die innere Höhlung des Saamengehäuses ist in zwo länglichte Zellen getheilt, die an der Zahl und Richtung ihren äusserlichen Winkeln entsprechen. Diese Cavitäten sind mit kleinen ovalen Saamen von dunkelbrauner Farbe und mondförmiger Krümmung angefüllet. Diese Saamenkörner geben einen starken Biesamgeruch von sich, und sind mit Oel erfüllt, welches in dieser Landschaft für ein Specificum wider den Biß giftiger Schlangen gehalten wird, wenn man es einnimmt; desgleichen wird auch aus dem zerstoßnen Saamen ein Pflaster gemacht, und auf die Wunde gelegt. Beydes habe ich mit gutem Erfolg brauchen sehen.

Die Ocropflanze *) ist der Biesampflanze sehr ähnlich, außer, daß sie keinen Geruch von sich giebt, und nicht die spitzigen Borsten hat, die jene bedecken. Ihre Saamengehäuse werden, wenn sie noch jung und zart sind, gekocht, und geben eine angenehme und nahrhafte Speise ab; sie sind von einer mucilaginösen, schleimichten und schlüpfrichmachenden Beschaffenheit. Die Sclavinnen, welche die boshafte Absicht haben, zur Unzeit zu gebähren, sind darauf gefallen, die Geburtstheile mittelst des Gebrauchs derselben vorher schlüpfrig zu machen.

Die

*) HIBISCVS *esculentus.*

Die rauche Bohne, oder Cow Jtch *) ist ein langes dünnes sich fortschlingendes Gewächs. Die Blätter, welche ganz dünn, von mittler Größe und zugespitzt sind, stehen dreyfach beysammen, und sind mit einer weichen Wolle überzogen. Die Blumen hängen Büschelweise. Eine jede besteht aus zwey schmalen purpurfarbnen Blättern, ohngefähr sechs Linien lang. Zwischen diesen ist ein langer weißer Stachel **) mit einer scharfen Spitze, aus dem verschiedne Staubfäden mit Antheren hervorgehen. Jede Blume bringt eine Schote, die an Größe und Gestalt der von der englischen Erbse sehr gleich kömmt, aber platter ist, und etliche kleine purpurfarbne Bohnen in sich hat. Die Schote ist mit einem dicken dunkelbraunen Pelze bekleidet, welcher aus sehr feinen, steifen, elastischen Haaren oder Stacheln bestehet, die so spitzig sind, daß sie, wenn man sie nur mit der Haut anrühret, ein unerträgliches Jucken verursachen. Allein ihre Eigenschaft, die Würmer zu vertreiben, die in Europa unbekannt ist ***), macht sie mit Grunde einer besondern Aufmerksamkeit würdig. Hievon will ich Ihnen nachher eine sehr umständliche Nachricht mittheilen, da ich sonderlich von vielen Beyspielen ihrer ungemeinen Wirkung ein Zeuge bin.

Der Jngber ist eine Art Schilf. Aus seinem Stocke, der ohngefähr sechzehn Zoll hoch ist, kommen in abwechselnder Ordnung, etliche lange, schmale, grasar-

*) STIZOLOBIVM pedunculis bipartitis axillaribus. BROWN. *Nat. hist. of Jam.* p. 290. n. 2.

**) Vermuthlich das Pistill, oder die selbiges umgebenden unten in eine Haut zusammenverwachsenen Staubfäden.

***) Browne hat sie schon bekannt gemacht.

grasartige Blätter hervor, die in einer Spiralrichtung in die Höhe gehen, und sich mit einer scharfen Spitze schließen. Die Wurzeln findet man in der Erde, in fingerförmigen Klauen oder Bündeln. Der Boden in Guiana an der Seeküste ist ungemein tauglich zu Erzeugung des Ingwers, noch mehr aber zum Reisbau, welcher in einem Boden, der öftern Ueberschwemmungen von frischem Wasser ausgesetzt ist, vortreflich wächset; man hat hier gefunden, daß es schon genug ist, wenn man bloß das Land von den Bäumen befreyet, und den Reis auf den unaufgebrochenen Boden hinstreuet, wo er sogleich Wurzel schlägt, sehr wuchert und geil wächset, und eine erstaunliche Erndte giebt.

Die indianischen Yams *) sind sonderlich diesem Theile des festen Landes von America eigen, und in keiner von den westindischen Inseln bekannt. Sie sind verschieden von dem Guinea-Yam, und dem, so sich durch sprenklichte Ranken unterscheidet. Beyde Gattungen werden hier mit großem Vortheile gebauet. Der indianische Yam ist eine mehlartige Wurzel, von einer hellen Purpurfarbe, fast in der Stärke eines Mannsarms, und sieben oder acht Zoll in der Länge. Sie ist der Potatoe etwas ähnlich, hat aber einen ganz eignen Geschmack, der sehr angenehm ist. Sie wird auf kleinen Hügeln gepflanzet, und bringt eine lange schwache Rebe mit großen fingrichten Blättern; sie kömmt ohngefehr in zehn Monaten, nach der Zeit, da sie gepflanzt worden, zu ihrer Reife.

Ich

*) DIOSCOREA *alata*.

Ich könnte hier fortfahren und die verschiedenen Gattungen Orangen, Adamsäpfel, die Chinesischen, die Sevilischen, und die Sauerorangenbäume zu beschreiben, wie auch die Lissabonischen, und die St. Helenenlimonien; den Limonien- Citronen- Bergamot- Sappadilla - Mammee- Custardäpfel- und Caschewbaum; desgleichen den Tamarindenbaum, den arabischen Jasmin, die Wasserlimonie, die Grenadille oder Paßionsblume, nebst der Ananas ꝛc. beschreiben. Aber da diese nicht Guiana ganz eigen, und schon zu wiederholtenmalen beschrieben worden sind, ich auch nichts neues oder wichtiges zu diesen Beschreibungen hinzu zu setzen habe, so will ich sie ohne weitere Meldung übergehen, aus Begierde die weitgestreckten Wälder, die ich jetzt mit eben so viel Erstaunen als Bewunderung in ein immerwährendes Grün gekleidet, und mit hohen Bäumen, deren erhabene Wipfel von den herunterhangenden Wolken verhüllet werden, gezieret sehe, zu durchforschen: Wälder, wo die freygebige Hand der gütigen Natur, in einer schönen ländlichen Unordnung, eine unzählbare Mannichfaltigkeit, eine unermeßliche Menge Pflanzengeschlechter, Weide und Aufenthalt für eine eben so unzählbare Mannichfaltigkeit von Thieren, geordnet hat. Hier muß ich nur über die unverzeihliche Trägheit und Unachtsamkeit der gesittetern Einwohner dieses Landes seufzen, deren wenige jemals weiter in die Gehölze gekommen sind, als die Grenzen ihrer Plantagen gehen. Daher bleiben die Kräfte der großen Menge von Pflanzen und Kräutern, womit die Erde überall bedeckt ist, fast gänzlich unbekannt. Viele davon sind dafür bekannt, daß sie das tödtlichste Gift sind, und viele von den übrigen

verra-

verrathen merklich ganz außerordentliche Kräfte, und könnten ohne Zweifel in die heilsamsten Arzeneyen verwandelt werden.

Ich habe viele Tage auf die gefährliche und beynahe fruchtlose Bemühung verwendet, die Natur und Eigenschaften dieser Pflanzen zu untersuchen, und durch das Gefühl, den Geruch, Geschmack rc. oft zu verschiedenen Zeiten entdecket, daß fast alle die verschiedenen Sinne, und ihre Werkzeuge entweder in Unordnung gebracht, oder heftig angegriffen wurden, ohne daß ich bestimmen konnte, welchem unter den vielen Gegenständen meiner Untersuchung ich diese außerordentliche Wirkungen zuschreiben sollte. „Multa „venientis aeui populus ignota nobis sciet. „Multa seculis, tunc, cum memoria nostri ex- „oleuerit, reseruantur.“ SENECA.

In Beschreibung der in Guiana wildwachsenden Producte des Pflanzenreichs will ich keine Ordnung beobachten, sondern blos nach der Größe gehen, und selbst dabey wird mich die große Unordnung dieser grenzenlosen und fast unerforschlichen Waldungen bisweilen zu Abweichungen verleiten. Und hier muß ich Sie im voraus bitten, keine Nachricht von der unermeßlichen Menge von Producten zu erwarten, deren Eigenschaften und Nutzen die Trägheit unsers jetzigen Zeitalters der Untersuchung einer wißbegierigen Nachkommenschaft überlassen hat.

Der Kohlbaum *) ist nach der Ordnung der Größe, der ich zu folgen mir vorgesetzt habe, zu betrachten. Sein Stamm, der

*) *Palma* 3. BROWN. l. c. p. 343. oder eine nahe verwandte Gattung.

aus unzählichen kleinen langen Wurzeln hervorkommt, ist ohngefähr sieben Fuß stark, und gemeiniglich hundert und zwanzig Fuß hoch; er ist schwach, gerade, läuft von der Wurzel bis an den Gipfel regulär spitzig zu, und ist gänzlich ohne Aeste, bis beynahe hundert Fuß von der Erde, wo die Rinde ihre hellgrüne Farbe in eine dunkelgrüne verändert. Nahe an dem Wipfel kommen häufige grüne Aeste hervor, ohngefähr zwölf Fuß lang, die sich nach allen Seiten ausbreiten, und eine horizontale Richtung halten. Diese sind an den beyden gegenüber stehenden Seiten mit einem Gefieder dicht an einander stehender Blätter bewachsen, die ohngefähr zwey und einen halben Fuß lang, zwey bis drey Zoll breit sind, und sich in eine Spitze endigen. Dieses Laub nimmt an Länge ab, je näher es gegen die Enden der Aeste stehet. Die Blüthe, wofern man sie so nennen kann, entstehet aus demjenigen Theile des Stammes, wo sich die aschfarbne Rinde mit der grünen vereinigt, und wenn sie zuerst zum Vorschein kömmt, ist sie eine grüne hülsichte Blumenscheide, zwanzig Zoll lang und vier breit. Inwendig ist sie mit vielen abwechselnden erhabnen Knötgen angefüllt, die in kleine faserichte Fäden eingeschlossen sind: aus diesen entstehen eine große Menge kleiner ovaler Nüsse, an Größe einer unabgehülseten Caffeebohne gleich. Jede dieser Nüsse hat den Stoff zu einem künftigen Baume in sich. An dem Wipfel des Stammes selbst findet man den so genannten Kohl in einer grünen schaaligten Decke eingeschlossen; wenn man diese abschälet, so zeigt er sich in langen, dünnen, weißen, zarten Flocken oder Schichten, die den Mandelkernen am Geschmacke ähnlich sind. Der

Stamm

Stamm des Baumes besteht aus einem festen Holze, hat aber, wie alle Palmenarten, zu denen er gehört, inwendig eine lange Höle, welche eine markigte Substanz in sich hält.

Der Etabaum ist mit dem vorhergehenden von einerley Gattung, aber kleiner. Er trägt Kohl, wie jener, aber seine Nüsse, die in sehr großen Büscheln wachsen, sind kugelrund, und an Größe einer großen Weinbeere gleich. Sie sind mit einer ohngefähr zwo Linien dicken gelben saftigen Materie überzogen, die außerordentlich delicat und wohlschmeckend ist; in diesem Mark ist eine harte Schale, die einen Kern einschließt, welches der Embryo von einem künftigen Baume ist.

Der Cocaritobaum ist dem vorigen ähnlich, aber sehr niedrig, und selten über dreyßig Fuß hoch. Er trägt den delicatesten und angenehmsten Kohl unter allen Palmenarten. Seine Nüsse, ob sie schon den vorigen etwas gleich sind, sind minder angenehm. Die äußerliche Substanz seines Stammes wird wegen seiner außerordentlichen Härte in zugespitzte Splitter gespalten, die, nachdem sie mit dem Gift der Woorara bestrichen worden, die Indianer zu den Spitzen ihrer kleinen giftigen Pfeile gebrauchen, welche vermittelst gewisser Blaseröhre von hohlem Schilf, eine gute Strecke weit geschossen werden.

Der Manicole ist der kleinste unter allen Palmarten. Ob er gleich mehrentheils gerade und allmählich spitzig zu läuft, und eine Höhe von vierzig oder funfzig Fuß bekömmt, so hat er doch im Durchschnitt selten acht oder neun Zoll. Er ist mit einer hellbraunen Rinde bedeckt, welche fest an dem Holze hängt; jedoch

nimmt sie ohngefähr drey Fuß unter dem Wipfel eine grüne Farbe an, und formirt eine schaalige Bedeckung für den Kohl, der ohngefähr in der Größe einer Mannsfaust und beynahe drey Fuß lang ist, und, so wie die Blätter und Aeste, dem an dem Kohlbaume ähnlich sieht, außer, daß die letztern viel kleiner und kürzer sind. Der Stamm hat, so lang er ist, allemal zween bis drey Fuß weit auseinander, Gelenke. Seine äußerliche harte Substanz ist nicht über einen halben Zoll dick, und wird zu einer Art von dünnen schmalen Bretern geschnitten, derer man sich in dieser Gegend zu häuslichen Bedürfnissen bedienet. Er trägt weder Blätter noch Nüsse, aber eine Blumenscheide, welche nahe an dem Gipfel herauskömmt, und sich in zwanzig bis dreyßig ungleiche holzigte Saiten oder Fasern theilet. Diese werden hier wegen ihres Gebrauches Broms genennet. Den Kohlbaum haben viele westindische Inseln miteinander gemein, aber der Eta, der Cockareta, und der Manicole scheinen nur Guiana und Terra Firma eigen zu seyn. Der Kohl, den sie bringen, ist zart, schmackhaft und lieblich, und wird entweder gekocht, oder als Sallat gegessen. Man hat aber gefunden, daß ein lange anhaltender Gebrauch desselben Flatulenzen und Diarrhöen erzeuget; wiewohl man diesen Folgen großentheils durch den reichlichen Gebrauch des rothen Pfeffers vorbeugen kann. Fast die ganze Oberfläche der Erde auf dieser Küste ist in einem Bezirk von funfzig Meilen von der See, mit Manicolenbäumen bedeckt, welche gemeiniglich für ein Kennzeichen eines fetten fruchtbaren Bodens gehalten werden, wo man dieselben antrift.

Der

Der Seidenbaumwollen Baum *) hätte nach dem Range seiner Höhe gleich nach dem Kohlbaume betrachtet werden sollen; aber ich habe es für das schicklichste gehalten, die Palmenarten hinter einander zu beschreiben. Er ist fast hundert Fuß hoch und gegen zwölf Fuß stark. Der Stamm hat eine hellgrüne Rinde mit kurzen dicken Stacheln besetzt. Er läuft einfach oder unzertheilt fort, bis auf siebenzig oder achtzig Fuß Länge von der Erde an gerechnet. An den äußern Enden eines jeden Stieles stehen sieben lange schmale Blätter, in die Runde herum, mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß sie als eben so viele Absätze von einem gefingerten Blatte aussehen. Gleich ausserhalb diesen kommen rosenartige Blüthen heraus, die aus fünf weißen Blättgen bestehen und den Griffel innerhalb fünf Filamenten, mit Antheren an ihren Spitzen, einschließen. Die ganze Blume ist in einem grünen Kelch eingeschlossen. Auf diese folget die kegelförmige Frucht, die ohngefähr fünf Zoll lang ist. Wenn sie reif wird, öfnet sich ihre Schale und giebt ihre eingeschloßne Baumwolle dem Winde preiß. Sie besteht aus kurzen, klaren, seidenmäßigen Fäden mit kleinen schwärzlichen Saamen vermengt. Sie kann nur aller drey Jahre einmal eingesammlet werden. Die Indianer höhlen diesen Baum vermittelst des Feuers aus, und machen daraus ihre Canoes, die meistentheils siebenzig Fuß lang sind, und sehr große Lasten tragen können.

Der Locustbaum **) ist öfters siebenzig Fuß hoch, und neune dick, aus der Classe der schotentragenden Gewäch-

*) BOMBAX *pentandrum.*
**) HYMENAEA *Courbaril.*

Gewächse. Der Stamm ist mit einer hellen aschfarbnen Rinde überzogen, und bis nahe an den Wipfel ohne Aeste. Oben aber kommen sie sehr häufig hervor, und sind mit ovalen Blättern bewachsen, die ohngefähr eine Länge von drey Zollen, und eine dunkelgrüne Farbe haben. Sie sind paarweise vertheilt, so daß jedes Paar einen einzigen Stiel hat, und werden allezeit durch die mittlere Faser ungleich abgetheilt. Die Blüthen sind papilionförmig, und ihnen folgen etwas flache Schoten, ohngefähr drey Zoll lang und anderthalb breit, von einer hellbraunen Farbe, wenn sie reif sind. Diese enthalten drey purpurfarbigte Kerne, die den windsorschen Bohnen etwas ähnlich, aber kleiner sind. Sie sind mit einer hellbraunen, mehlichten und zuckersüßen Materie bedeckt, die die Indianer mit großer Begierde essen, wie sie denn in der That süß und annehmlich schmeckt. — Zwischen den Hauptwurzeln dieses Baums schwitzt ein klares, durchsichtiges Harz *) heraus, entweder von gelber oder rother Farbe. Dieses findet man in der Erde unter den Wurzeln in großen Klumpen zusammengelaufen. Wenn es in Alcohol, oder rectificirtem Weingeiste (denn in einem wäßrichten Menstruum ist es unauflöslich) aufgelöset wird, so giebt es einen Verniß, der noch den chinesischen Lack übertrift. Das Holz ist von einer hellbraunen Farbe, dicht, schwer und dauerhaft, und sinkt im Wasser zu Boden, wie es fast alle Hölzer dieser Landschaft thun.

Der grüne Sipeirabaum **) ist nur wenig von dem Locustbaume an Größe und Höhe unterschieden.

Es

*) Gummi oder Resina Anime in den Apotheken.

**) LAVRVS *Chloroxylum.* Cogwood-Tree. Green Hart-Tree.

Es giebt davon zweyerley Gattungen, eine schwarze und gelbe, die nur durch die Farben der Rinde und des Holzes, welche bey der ersten weit dunkler sind, als an der gelben, sich von einander unterscheiden. Dieser Baum hat keine Aeste bis nahe an den Wipfel. Sein Laub ist lang, schmal und spitzig, und stehet an den Aesten abwechselnd. Die Blumen sind von einer gelblich weißen Farbe, vierblätterig. Auf diese folget eine mehligte kugelrunde Frucht, ohngefähr einen Fuß im Diameter, woraus die Indianer zuweilen eine sehr mittelmäßige Gattung von Brodt zubereiten, wenn sie es unterlassen haben, sich mit einer hinlänglichen Quantität Plantins, Cassava u. s. w. zu versehen. Das Holz ist, sonderlich von der schwarzen Art, sehr theuer, wegen seines Gewichts, Dichtheit und Dauerhaftigkeit.

Der Purple-Hart Tree wächst mit dem vorigen in gleicher Höhe und Größe. Er ist mit einer glatten schwarzbraunen Rinde überzogen, und macht eine Krone mit mittelmäßig großen ovalen Blättern, welche paarweise stehen. Die Blüthen sind röthlich und bestehen aus fünf Blättern; auf dieselben folgen kleine kermesinrothe Beeren, mit Saamen. —— Das Holz ist von einer hellen Kermesinfarbe, seine auswendige Seite aber, wenn sie einige Zeit der Luft blosgestellt gewesen, verändert sich nach und nach in eine dunkle Purpurfarbe. Das Holz ist außerordentlich schwer und dauerhaft, und wird noch höher gehalten als irgend eines von den vorigen.

Der Bulletbaum wächst gemeiniglich gegen funfzig Fuß hoch, hat aber selten mehr als sechs oder sieben Fuß im Umfange. Er hat eine graue, glatte und

fest an dem Holze hangende Rinde. Der Stamm hat, wie die vorigen, keine Aeste, bis nahe an der Spitze. Seine Blätter sind lang, und gegen den Stiel zu schmal. Die Blüthen bestehen aus fünf Blättern von einer röthlich blauen Farbe, auf welche kleine purpurfarbige Beeren folgen. Das Holz desselben ist ausserordentlich dichte, schwer und dauerhaft. Seine eigenthümliche Schwere übertrift so gar noch die vom Seewasser. Es hat eine schwarzbraune Farbe, mit vielen kleinen weißen Flecken gesprengt, und wird für das vortreflichste Holz zu Flügeln, Schäften u. s. w. an Windmühlen gehalten.

Bogenholz, oder Wasceba, ist an Größe und Höhe dem vorigen beynahe gleich. Seine Rinde ist braun und etwas aufgerissen. Die Blätter sind von einer schwarzgrünen Farbe, und einer lang-ovalen Figur. Die Blüthen sind häufig und weiß, die Beeren aber, welche darauf folgen, klein und von brauner Farbe. Das Holz, so eine hellbraune Farbe hat, ist schwer, dauerhaft, und ungemein elastisch; die Indianer gebrauchen es, ihre Bogen daraus zu machen.

Der Eisenholzbaum *) wächst gemeiniglich gegen funfzig Fuß in die Höhe, und der Stamm, der mit einer graulich weißen Rinde bedecket ist, hat fünf bis sechs Fuß im Umfange. Die Blätter sind glatt, von lichtgrüner Farbe, ohngefähr drey Zoll lang, anderthalb Zoll breit, und nach dem Stiele zu am schmälsten. Er trägt weiße Blüthen, worauf kleine Beeren mit einzelnen Saamen folgen; die Haut sowohl als die innerliche Substanz dieser Beeren ist von

einer

*) ERYTHROXYLON *areolatum.*

einer lebhaften rothen Farbe. Die Schwere und Festigkeit dieses Holzes hat ihm den Namen des Eisenholzes zuwege gebracht. Hieraus machen die Indianer große schwere Keulen, mit scharfen Kanten; dieser bedienen sie sich statt der Waffen zur Vertheidigung, und ein einziger Schlag damit ist mehr als hinreichend, einen Hirnschädel zu spalten. Der Locust- Sipeira- Purplehart- und Bulletbaum, das Bogenholz, und Eisenholz, wachsen alle in dem innern Theile des Landes, auf einem dürren erhabnen Boden. Von allen diesen Bäumen werden Bauholzstücke zugehauen, so zu dem Windmühlenbau dienen, daher sie in großen Quantitäten ausgeführt, und mit vielen Kosten auf die Englischen Westindischen Inseln geschaft werden, wo das Stück, sonderlich von den vorzüglichern, an die Eigenthümer von Plantagen nicht unter funfzig Pfund Sterlings verkauft wird. Dieses macht den Englischen Planteurs große Unkosten, deren man in diesem Lande gänzlich überhoben seyn kann; und eben das gilt auch von verschiednen andern Beschwerlichkeiten, denen jene bloßgestellet sind.

Der Franzosenholzbaum *) wächst in dieser Gegend gemeiniglich vierzig Fuß in die Höhe, und die Peripherie seines Stammes ist zwischen drey und vier Fuß. Er theilet sich in viele Aeste, an welchen die gefiederten stumpfen Blätter paarweise stehen. Die Blumen sind fünfblätterig, und von violettblauer Farbe. Auf diese folgen hodenförmige Beeren von einer röthlichgelben Farbe, deren man sich gemeiniglich zu medicinischen Tränkchen bedienet. Der Gebrauch des Holzes, und die medicinischen Eigenschaften seines Gummi, sind schon

*) GVAJACVM *officinale.*

schon allgemein bekannt. Es giebt noch eine weiße Art von Franzosenholz, die bloß durch ihre weiße Blüthe unterschieden, und nur eine Varietät ist.

Der wilde Zimmetbaum ist hoch, aber schlank, er bringt Blätter von der Lorbeerart, ohngefähr vier Zoll in der Länge, und anderthalb in der Breite. Sie sind glatt, zugespitzt, und von dunkelgrüner Farbe. Die Blüthen sind gelb, und bringen kleine rothe Beeren. Die Rinde des Baums ist fast zwo Linien dick, rauh, mit leichten Rissen, von brauner Farbe, und hat einen gewürzhaften, etwas scharfen Geschmack, und angenehmen Geruch.

Der Mawnabaum wird ohngefähr funfzig Fuß hoch, und sein Stamm zertheilt sich bald in viele Aeste; er ist mit einer dünnen ungleichen Rinde von hellbrauner Farbe bedeckt. Er treibt Blätter von einer ovalen Gestalt, mit häufigen kermesinrothen fünfblättrigen Blumen, nach welchen Nüsse kommen, die, wenn man ihnen die äußere Decke genommen hat, an Gestalt und Ansehen der orientalischen Muskatennuß ähnlich sind. Sie haben aber weder an Geschmack noch an Geruch im mindesten etwas aromatisches. Wenn man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte macht, so sickert ein gelbes Gummi heraus, das sich in keinem wäßrichten Menstruum auflösen läßt, und ein Stück von der Composition des berühmten indischen Pigments ist.

Der Launabaum erreicht eine Höhe von ohngefähr funfzig Fuß, ist aus vielen Aesten zusammen gesetzt, welche mit einer glatten grauen Rinde bedeckt sind, und schwärzlichte grüne Blätter, von einer länglich ovalen Figur haben, die bey dem Stiele am schmälsten sind.

Sie

Sie sind auf der Oberfläche etwas rauch, und stehen allezeit paarweise. Die Blüthen sind weiß, und vierblättrig; auf sie folgt eine ovale Frucht, so groß, als eine lissabonische Limonie, welche mit einer rauchen, graulich, grünen Haut überzogen ist. Die innere Substanz der Frucht ist sowohl an Farbe, als Consistenz einem Apfel ähnlich, außer, daß sie etwas härter ist. Der Saft dieser Frucht, wenn er eine kurze Zeit der Luft bloßgestellet gewesen, verwandelt sein Weiß in eine schöne dunkelblaue Purpurfarbe, und die innerliche Substanz der Frucht, wenn sie zerstoßen, und in Wasser macerirt wird, giebt die bey den Indianern so beliebte Schminke, welche an Farbe dem Indig fast gleich kommt. Mit dieser zieren sie ihre Leiber, indem sie solche mit allerley Figuren bemahlen, die den Einfällen einer kurzweiligen plumpen Einbildungskraft angemessen sind. Wenn diese Figuren also auf die Haut gemalet sind, so sind sie vor einer Zeit von neun bis zehn Tagen völlig unauslöschlich, und keine Kunst, die bisher entdeckt worden, vermag solches zu bewerkstelligen. Wenn diese Zeit verflossen ist, so fangen sie gewöhnlicher Weise an zu verschwinden, und sind bald darnach ganz unsichtbar. Aus dieser Frucht wird auch eine schöne Dinte gemacht, die aber in einer kurzen Zeit unsichtbar wird, und daher zu allerhand betrügerischen Absichten sehr geschickt ist. Daher ist auch der Gebrauch derselben bey der härtesten Strafe untersagt.

Der rothe Mangrovenbaum *) wächst fast überall auf dem Theile des festen Landes zwischen den Wendezirkeln, ist aber bisher sehr unvollkommen beschrieben worden, da die Art seiner Vegetation ungewöhnlich, bewun-

*) RHIZOPHORA *Mangle.*

bewundernswürdig, und sehr abweichend ist. Er entspringt aus verschiednen starken holzigten Wurzeln, welche über der Oberfläche der Erde zwo oder drey Ruthen weit hervorragen, ehe sie sich mit dem Stamme vereinigen, welcher stark, hoch, und in viele Aeste getheilt ist. Aus dem Stamme sprossen verschiedene zähe, holzigte, ohngefähr drey Zoll starke Schößlinge hervor, und schlagen, wenn sie die Erde erreichen, Wurzel. Wie der Baum an Höhe und Größe zunimmt, werden auch dieser Schößlinge mehr, und man sieht sie nicht nur von dem Stamme, sondern auch von den höchsten Aesten, als Seile herabhängen, welche wenige Fuß weit von einander angesetzt, einfach, und ohne Blätter sind, und sich in einen herabhängenden zugespitzten Kopf endigen, der in die Erde eindringt und Wurzel schlägt. Diese Schößlinge nehmen, nachdem sie in die Erde eingedrungen, an Größe, Stärke und Dichte zu; werden eben so viele Stützen, den Baum wider die Gewalt des strömenden Wassers zu vertheidigen, und die Lockerheit des Erdreichs, worinnen sie wachsen, zu ersetzen; und machen alle zusammen ein fast undurchdringliches Dickigt. Die Aeste sind mit grünen ovalen Blättern bedeckt. Die Blüthe ist ein kleiner hülsenartiger conischer Kelch, welcher aus vier braunen Blumenblättern besteht, die das Pistill umgeben, auf diese folgt eine flache braune Schote, so etliche Körner in sich schließt, die den Erbsen ähnlich sind. Das äußerliche Häutlein der Rinde ist lichtgrau, aber ihre innerliche Substanz roth, stark zusammenziehend, und bey den Spaniern zum Ledergerben gebräuchlich. Das Holz ist schwer, dicht, und dauerhaft. Ich hätte vorher erwähnen sollen, daß dieser Baum nur in tiefen feuchten Gegenden,

an dem Rande fließender Wasser wächst. Es giebt eine Art von weißen hochländischen Mangroven, die in einer Entfernung vom Wasser wächst, und, wie die Natur niemals etwas vergebens thut, diese Schößlinge nicht hat, welche den rothen Mangrovenbaum unterstützen.

Der Caßiaröhrenbaum *) ist gemeiniglich zwischen vierzig und funfzig Fuß hoch, mit einer lichtbraunen Rinde bedeckt, die etwas rißig und ungleich ist. Die Aeste, deren eine Menge sind, kommen ohnweit der Spitze hervor. Blätter hat er wenig, von mittler Größe, schmal und spitzig. Nahe an dem äußersten Ende derselben stehen Träubchen gelber fünfblättriger Blumen, welchen herunterhangende cylindrische Schoten, von einer schwarzbraunen Farbe, ordentlicher Weise gegen achtzehn Zoll in der Länge, und zwey bis drey im Umfange, folgen. Die Schale dieser Schoten ist an beyden gegenüberstehenden Seiten längshin von einem Ende bis zum andern, durch Näthe, wovon die an einer Seite etwas hervorragend ist, verbunden. Die ganze Höhlung der Schote ist in kleine Zellen getheilt, jede der Scheidewände, welche diese Zellen machen, ist mit einem süßen, schwärzlichten laxirenden Fleische bedeckt; zwischen diesen liegen die Saamenkörner, welche glatt und flach sind. Dieser Baum wächst in Guiana in Menge, ohne Wartung, von sich selbst, ohngeachtet alles dessen, was man dawider gesagt hat.

Der Tetermerbaum wächst an sechzehn Fuß hoch, sein Stamm hat oft acht bis neun Fuß im Umfange, und eine helle, etwas ungleiche Rinde. Die Blätter sind

*) CASSIA *Fistula.*

sind lichtgrün, glatt, ohngefähr vier Zoll lang, und zween breit, gegen den Stiel zu am schmälsten. Das Holz sieht dem Mahagoni sehr ähnlich, ist aber etwas unter selbigem an Gewicht, Härte, Farbe, und der Textur seines Kerns. Jedoch ist es einer sehr guten Politur fähig, und zu eingelegter Arbeit sehr dienlich. Diese Bäume wachsen in großer Menge, und geben Bretter zu Täfelung der Häuser, und anderm häuslichen Gebrauche.

Der Caraba- oder Crabbaum erreicht eine Höhe von vier Schuhen, und besteht aus vielen Aesten, mit langen schmalen, und dunkelgrünen Blättern bedeckt. Er bringt eine Menge weißer Blüthen, und diesen folgen flache eckige Nüsse, ohngefähr so groß, als eine Kastanie, welche in einer dünnen, braunen, hülsenartigen Schale einen weißen öhlichten Kern haben. Aus diesen Kernen machen die Indianer, durch Zerstoßen, Einweichen, und Kochen, ein gelbliches, bittres butterartiges Oel, womit sie, aus verschiedenen nützlichen Absichten, ihre bloße Haut beständig schmieren und reiben. Wie diese Salbe wegen ihrer außerordentlichen Bitterkeit, die Fliegen und Mücken (Musquitos) abhält, welche sie sonst, da sie unbekleidet sind, sehr plagen würden; so macht sie auch zugleich die Haut geschmeidig, welche, da sie stets den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, sonst hart werden würde; auch verhindert sie, indem sie die Schweißlöcher verstopfet, die allzustarke Ausdünstung, und schützet für Erkältungen im Thau, Regen u. s. w.

Der Savorybaum besteht aus vielen Aesten, wird vier Fuß hoch, und hat eine dunkelbraune Rinde. Die Blätter sind hellgrün, oval, groß, und beynahe fünf

Zoll

Zoll lang. Die Blüthen sind von einer gelblicht weissen Farbe, und bestehen aus fünf Blumenblättern. Sie kommen an den Spitzen der Aeste hervor, und nach ihnen erscheint eine große kugelrunde, herabhängende Frucht, die ohngefähr funfzehn Zoll im Umfange hat. Diese Frucht besteht aus einer weißen, dicken, schwammigen Bedeckung, die zwey oder mehr flache circulrunde Nüsse in sich schließt, deren Schalen eine röthlicht braune Farbe haben, und wie ein Pfirsichkern, eingekerbt, aber viel größer sind. Jede dieser Schalen enthält einen weichen Kern von einer weißen, zarten, schmackhaften Substanz, und einem weit lieblichern Geschmacke als eine von den bisher erzählten Nüssen.

Der Ducollaboll wächst vierzig Fuß hoch, und hat eine rauche Rinde, von röthlicht brauner Farbe. Der Stamm des Baumes hat selten über zwanzig Zoll im Durchmesser. Die Aeste kommen nahe am Wipfel hervor, und haben kleines ovalrundes Laub. Blüthen hat er sehr wenig, von blaulicher Farbe, und diese bringen kleine purpurfarbne Beeren. Das Holz, welches allein den Baum merkwürdig macht, ist dem Mahagoni etwas gleich, aber von vorzüglichern Eigenschaften, indem es eine dunklere rothe Farbe, feinere, gleichere und dichtere Adern hat, härter und schwerer ist, und sich viel feiner poliren läßt, als jenes.

Der Simarubabaum *) ist Guiana nur allein eigen. Er wächst gemeiniglich eine gute Strecke von der

*) Der hier beschriebene Baum scheint von der BURSERA *gummifera*, die sonst für die Simarouba gehalten wird, unterschieden zu seyn; wenigstens giebt die obige Beschreibung nicht zu erkennen, daß er gefiederte Blätter habe, die der Bursera eigen sind. Die einzelnen Blättchen,

der See, an den Ufern der Flüsse. Wenn er völlig ausgewachsen ist, hat er eine Höhe von 40 Schuhen, ist ästig und etwas gekrümmt. Seine Rinde ist glatt und von lichtbrauner Farbe. Das Laub desselben ist groß, von langer ovalrunder Figur, und steht abwechselnd an den Aesten. Niemals habe ich Blüthen oder Früchte daran gesehen. Die Simaruba ist die Rinde, entweder der Wurzeln, oder der Aeste. Erstere ist am besten und wirksamsten in der rothen Ruhr, wider die sie als ein specifikes Mittel gebraucht wird. Sie ist von einer gelblich weißen Farbe, und bitterm Geschmacke, sie stärkt den Magen, ist etwas zusammenziehend, balsamisch, und harntreibend.

Der Wallabahbaum wird gemeiniglich vierzig Schuh hoch, und zween stark. Er hat eine röthlich braune flach gefurchte Rinde. Die Blätter sind groß, von dunkelgrüner Farbe, und laufen an beyden Enden schmal zu. Der Baum hat einen dünnen weißen Splint, das Holz ist aber innerhalb demselben dunkelroth, und mit weißen Striemen und Flecken schön schattirt. Es ist hart, schwer und glänzend, und würde vortreflich zu Hausgeräthschaften seyn, wenn es nicht so leicht spaltete. Indessen macht diese Eigenschaft dasselbe sehr bequem, Dauben zu Zuckerfässern daraus zu verfertigen, wozu man es allein braucht. Die Rinde, welche einen etwas bittern Geschmack hat, ist ein sehr gutes Brechmittel, und das einzige, welches die Indianer in dieser Gegend von Guiana beständig gebrauchen. Sie kochen insgemein zwey bis drey Drachmen in einem Quart Wasser, und trinken davon etliche Löffel voll, welches

chen, woraus selbige zusammengesetzt sind, stehen auch nicht abwechselnd bey der Bursera.

welches sogleich den Magen zum Erbrechen reizet; dieses wird so lange wiederholet, bis man die nöthige Ausleerung des Magens bewirkt hat.

Den americanischen Muscatenbaum findet man nur tief im Lande. Man hat mir erzählt, daß er eine ansehnliche Länge und Größe bekomme, da ich ihn aber selbst niemals gesehen habe, so kann ich keine genaue Beschreibung davon geben. Die Frucht desselben, wie sie von den entferntern Einwohnern des Landes zu uns gebracht wird, ist in vier Viertel getheilt, und an Schnüren gereihet, damit sie besser trocknen könne. Aus der Größe dieser Viertel schlüße ich, daß die Frucht so dick und groß seyn müsse, wie ein mittelmäßiger Apfel. Die Textur ihrer Substanz ist wie bey der orientalischen Muscatennuß beschaffen, aber von einer dunkelbraunern Farbe. Der Geschmack ist hitzig und gewürzmäßig. Sie wird gemeiniglich von den Indianern für ein Mittel gegen die Bauchflüsse gehalten, da sie etwas anhaltend ist. Ihre guten Wirkungen in dieser Krankheit, der die Indianer, wegen der Beschaffenheit ihrer Speisen, vornehmlich unterworfen sind, haben viele von den holländischen Einwohnern veranlasset, dieses den Indianern nachzuthun.

Das americanische Gummi Anime ist das Product eines Baumes, der vierzig Schuh hoch ist, und gegen den Wipfel zu etliche wenige Aeste hat. Das Laub ist klein, hat eine dunkelgrüne Farbe, und ovalrunde Figur. Die äußerste Haut der Rinde ist schwarzbraun, und ihre innere Substanz röthlicht braun. Wenn man Einschnitte in diese Rinde macht, so schwitzet das Anime heraus, welches eine gelblich weiße Gummiresine ist. Es hat einen süßen annehm-

 lichen

lichen Geruch, der dem Storaxgeruche in etwas gleicht, und einen etwas hitzigen lieblichen Geschmack. Die Indianer käuen es, wenn sie Magenbeschwerungen und Blähungen haben, brauchen es auch oft als Räuchwerk wider Schnupfen, Kopfschmerzen u. d. gl.

Der Balsam, welchen die Indianer Arrecocerra nennen, kömmt von einem Baume her, der ohngefähr dreyßig Fuß hoch wächst, den ich aber niemals gesehen habe, weil er nur tief im Lande angetroffen wird. Die Indianer bringen ihn in Flaschen zu uns, deren jede gegen zwölf Unzen hält. Er hat eine schöne gelbe Farbe, ist von einer sehr zähen Beschaffenheit, und an Consistenz etwas weicher als der Tolubalsam, wird aber demselben gleich, wenn er vom Alter härter geworden ist. Er giebt einen starken lieblichen Geruch von sich, der dem von dem Balsam von Gilead fast gleich ist, und wenn er in den Mund genommen wird, einen angenehmen bitterlichen Geschmack hat. Man kann ihn durch die Hitze flüßig machen, aber nicht auflösen, außer eine sehr kleine Quantität, entweder in rectificirtem Weingeiste, oder Wasser, jedoch nimmt keines von beyden einige Farbe davon an, ob sie gleich nach einer langen Digestion der vermischten Materien einen bittern Geschmack davon bekommen. Dieses ist die berühmte indianische Wundsalbe für Wunden u. s. m. die geschwinde davon heilen.

Der Capiribalsam, oder der Capoibabaum *) wächst ebenfalls in großer Menge in den innern Gegenden von Guiana, von daher ihn die tiefer im Lande wohnenden Indianer in großen Kürbisflaschen, die etliche

*) COPAIFERA officinalis.

liche Pfund halten, herbeybringen; er ist aber zu bekannt, als daß er einer Beschreibung bedürfte.

Ich könnte nun fortfahren eine fast unzähliche Menge von Balsamen, Gummi, und Harzen zu erzählen, die durch Einschnitte beynahe aus jedem Baume oder Strauche fließen; aber da die Kräfte dieser ausländischen Produkte bisher unbekannt gewesen sind, so muß ich sie in der Dunkelheit lassen, bis der Zufall oder der künftige Fleiß Eigenschaften daran wird entdeckt haben, die ihnen auf unsere vorzüglichere Aufmerksamkeit einen Anspruch geben. Jedoch kann ich unter den Gewächsen von Guiana den **Kampferbaum** nicht übergehen, welchen Herr **Sanders**, ein geschickter Wundarzt in dieser Colonie, in dessen Wahrheitsliebe ich keinen Zweifel setze, wie er mir eben erzählt hat, letztlich von ohngefähr auf der Friendschipplantage angetroffen hat. Er ward daselbst einen Baum von der Lorbeergattung gewahr, dessen Rinde (die durch einen Zufall vorher geritzt worden war) eine kleine Quantität wirklichen Kampfer *) ausgeschwitzet hatte, so noch an dem verwundeten Theile hieng. Dieser ist ohne Zweifel mit dem, welcher in der Insel Borneo erzeugt wird, einerley. Durch solche unvermuthete Vorfälle haben sich alle unsere americanischen Entdeckungen un-

 sern

*) Man hat doch noch nicht gehört, daß der rechte Kampferbaum (LAVRVS *Camphora*) in Westindien gefunden worden wäre. Vielleicht ist es ein ähnliches Product einer ganz andern Gattung von Bäumen, wovon der Herr Verfasser hier redet. Man weiß ja, daß viele Gewächse einen Kampfer geben. Doch wäre es auch nicht so gar sehr zu bewundern, wenn der orientalische Kampherbaum auch ein Einwohner der neuen Welt wäre. Hat doch der Herr Bergrath Jacquin den Zimmtbaum in Martinick gefunden.

sern trägen Beobachtern selber aufgedrungen. Jedoch sollten die sehr vielen wirksamen Arzeneyen, welche mehr der Zufall, als die Wissenschaft den Americanischen Wilden entdeckt hat, und die vermuthlich nur einen kleinen Theil von denen ausmachen, die noch unbekannt sind, andre aufmuntern, genauere und weitläuftigere Untersuchungen in diesen undurchforschten Wäldern anzustellen, welche in Absicht auf ihre Größe und Fruchtbarkeit ein weites Feld zu glücklichen Bemühungen allen denen versprechen, welche Muth und guten Willen genug haben, eine Mühe über sich zu nehmen, um unserer Armuth an Specereyen abzuhelfen. Eine Mühe, die die Gesundheit und Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts zum Gegenstande hat, würde öffentlichen Beystand und Aufmunterungen reichlich verdienen; denn diese sind allezeit zu Ausführung dieser Absichten erforderlich, so lange die menschlichen Handlungen durch solche Leidenschaften und Grundsätze gelenket werden, welche in jedem Zeitalter, und unter jedem Himmelsstriche als unzertrennliche Begleiter der Menschlichkeit angetroffen werden.

Die Canella alba oder **Wintersrinde** *), wie sie gemeiniglich genennet wird, ist das Product eines Baumes, der häufig in den innern Gegenden dieses Landes wächst. Die Indianer, welche jenseits der Flüße Essequebo und Demerary wohnen, bringen sie den weißen Einwohnern zum Verkauf. Sie ist eine weiße Rinde, dicker als Zimmet, und in lange Röhren gerollet. Sie hat einen scharfen, beissenden, aromatischen Geschmack; ihre medicinischen Eigenschaften sind schon zur Gnüge bekannt.

Bourra-

*) WINTERANIA *Canella.*

Bourracourra, so bey den Franzosen Bois du Lettre, und bey den Holländern Letter-Hout heißt, ist das Herz eines Baums, der ohngefähr dreyßig Fuß hoch wird, aus vielen Aesten besteht, und mit einer röthlich braunen Rinde überzogen ist. Der Stamm ist von verschiedener Stärke, jedoch niemals über sechszehn oder achtzehn Zoll im Durchschnitt. Seine Blätter sind von mittlerer Größe, klein und zugespitzt. Die Blüthen sind fünfblätterig, purpurfarbig, und bringen kleine rothe Beeren. Wenn man den weißen Splint, welcher sehr dick ist, abhauet, so entdeckt man das Herz des Baums, welches sehr klein ist, und in einem Baume, dessen Diameter sechszehn Zoll ist, selten über zwölf Zoll im Umfange hat. Deswegen wird viel Arbeit erfordert, ein kleines Stückgen von diesem Holze zu bekommen. Dieses, nebst der unvergleichlichen Schönheit desselben, und der Seltenheit der Bäume, macht, daß es selbst in dieser Gegend von sehr großem Werthe ist, wo doch sonst das Holz überhaupt wenig geachtet wird. Dieses Holz ist von großem Gewichte, Härte und Dichte, hat einen feinen gleichen Kern von einer schönen dunkelrothen Farbe, ist an jedem Orte seiner ganzen Substanz mit schwarzen Flecken und Figuren schattirt, woraus man eine eingebildete Aehnlichkeit mit Buchstaben erzwungen, daher die Europäer es durch den Nahmen des Buchstabenholzes unterschieden haben. Es nimmt eine sehr feine Politur an, so, daß es einen Glanz fast wie ein Spiegel, oder wenigstens doch einen weit größern, als alle übrigen bisher bekannt gewordenen Hölzer, von sich wirft; aber die geringe Größe der Stücke, die man davon haben kann, macht, daß es selten zu etwas zu gebrauchen ist,

außer zu Stöcken und eingelegter Arbeit. Die Indianer machen indessen Bogen daraus, die sie aber vielmehr zum Zierrath als zum Gebrauch haben. Es giebt auch an diesen Flüssen eine große Menge von Ebenbäumen *), Fustik **) und spanischen Cedern, nebst vielen andern Gattungen von kostbaren Bauholze, welches nur Indianische Nahmen hat, als Urobolla, Cerrebolla, Copperbolla, Hathebolla u. s. w. aber eine Beschreibung derselben würde eckelhaft, langweilig, und vielleicht von schlechtem Nutzen seyn ***).

Der Ducollaapfelbaum erlangt insgemein eine Höhe von dreyßig Schuhen, und besteht aus vielen Aesten. Er hat eine graulich braune Rinde. Seine Blätter sind klein, von einer länglich ovalen Figur, und dem Laube eines Europäischen Apfelbaums etwas ähnlich. Die Blüthen haben eine gelblicht weiße Farbe. Auf diese folget der Apfel, der eine grüne stachliche Schale, und inwendig ein weiches Fleisch von röthlich brauner Farbe, mit untermischten vielen sehr kleinen Saamen hat. Dieses Fleisch hat einen sehr delicaten Geschmack, der dem von einer Quittenmarmalade in etwas gleich kömmt. — Es giebt in dieser Gegend eine große Mannichfaltigkeit angenehmer und gesunder Früchte, die ungebaut in den wilden Wäldern wachsen, und einen guten Theil von der Nahrung der eingebohrnen

*) Vermuthlich ASPALATHUS *Ebenus* LINN. BRYA I BROWN. Denn das rechte Ebenholz kömmt aus Ostindien; dieses aber heißt in Westindien Ebony.

**) MORUS *tinctoria*.

***) Unter den Händen eines Naturkenners würde sie schon haben angenehm, unterhaltend und nutzbar werden können.

nen Landeseinwohner ausmachen; allein die Grenzen, welche ich mir gesetzt habe, wollen mir nicht erlauben, mich in eine genaue Beschreibung derselben einzulassen. —— Aus den innern Theilen des Landes wird von den Indianern ein sehr angenehmes Parfum gebracht, welches in den Augen eines kleinen Baums enthalten ist. Diese Knospen oder Augen sind von einer kegelförmigen Gestalt, ohngefähr sechs Linien lang, und von röthlich brauner Farbe. Sie geben einen sehr angenehmen und starcken Geruch, werden hier gemeiniglich in Schnupftobacksdosen geführt, um den Toback zu parfumiren, und heißen daher bey den weißen Einwohnern Schnupftobacksparfum.

Der Samecbaum wird zwanzig bis dreyßig Fuß hoch, hat eine aschfarbne Rinde, und schmales spitziges Laub. Die innerliche Substanz der Rinde besteht aus langen, schönen, starken Fäden, die dem Hanf ähnlich sind, woraus die Indianer ihre Stricke und gewöhnlichen Hangematten machen.

Der Hearreebaum wächst insgemein an den Ufern der Flüsse, in einiger Entfernung von der See, und einzeln bey einander, indem man hier sagt, daß er durch seine giftigen Eigenschaften alle Pflanzen um sich her verderbe. Er wird insgemein zwanzig bis fünf und zwanzig Schuhe hoch, und hat eine grüne ungleiche Rinde, welche mit einem weißlichen Moos bewachsen ist. Aeste hat er nur wenig nahe unter dem Wipfel, mit rauchen ungleichen Blättern von einer todten grünen Farbe; aber ich habe niemals weder Blüthen noch Früchte an ihm gesehen. Man hält ihn hier für eines der tödlichsten Gifte; und der Rauch des brennenden Holzes ist allen Thieren schädlich, wenn sie ihn durch

den Odem in die Lungen ziehen. Aus diesem Grunde hat man an verschiedenen von den innern Plantagen, wo einige wenige von diesen Bäumen angetroffen werden, dieselben wachsen lassen, und der mit ihnen gränzende Boden ist unbebaut blieben.

Die Caruna, wie sie von den Indianern genennet wird, ist die giftige Nuß eines kleinen Baums oder Staude, die mit einer dünnen braunen Rinde überzogen ist, und kleines hellgrünes Laub hat. An den äussern Enden der Aeste kommen verschiedene röthliche Blüthen hervor, auf welche nachher die Nüsse folgen. Wenn man von diesen Nüssen ihre äußerliche Schale abschälet, so erscheinen sie in der Gestalt des americanischen Anacardiums; sie sind ohngefähr 10 Linien lang, fünf im Durchschnitt in der Mitte, und vier an jeden Ende, wo sie sich etwas einwärts krümmen. Jede Nuß hat eine harte braune Schale, die aus vier Stücken besteht, welche zur Seite und in die Länge an einander gefügt sind, aber die zirculrunde Zusammenfügung der Länge nach, stehet um ein merkliches näher gegen das eine Ende, als gegen das andere, und machet dadurch Platz zu einer Höle gegen das Ende, welches von dieser Fuge am weitesten entfernt ist. In dieser Höle ist ein mehlichter, etwas öhlichter Kern, in der Größe einer Haselnuß. Die Substanz dieses Kerns ist ein langsames aber höchst schädliches Gift, und man sagt, daß sie ein Stück der Composition eines weißen mehlartigen Giftes, in den Händen des Stammes Accawau seyn soll, welches sie bisweilen bey ihren Zusammenkünften, wenn sie eine Beleidigung rächen wollen, unter ihren Nägeln verbergen, bis sie eine bequeme Gelegenheit finden, es in das Getränke

des

des für diese geheime und langsame, aber tödtliche Rache bestimmten Schlachtopfers, zu thun. Die Schalen dieser Nüsse werden von dem Kerne abgesondert und mit Asche abgerieben, um ihnen alle schädliche Eigenschaft zu benehmen; sodann werden sie an Schnüre angereiht, welche die indianischen Tänzer bey ihren Feyerlichkeiten um ihre Knöchel winden. Aber die Indianer sind ungemein sorgfältig, daß sie, so lange sie mit Zubereitung dieser Schalen beschäftiget sind, und auch nachher, ihre Speisen nicht eher anrühren, als bis sie ihre Hände auf eine gleiche Weise gereiniget haben.

Die Nibbees (wie sie sowohl von den Indianern, als den weißen Einwohnern genannt werden) sind gleichsam eine Art holzigter Taue, von großer Länge und verschiedner Größe, von einem halben Zoll im Durchmesser bis zu achtzehn Zoll im Umfange, welches die Spanier Bejucos *) nennen. Sie sind ausserordentlich häufig in den innern und erhaben liegenden Theilen des Landes, wo man sie ohne Blätter und Aeste bis auf die Gipfel der höchsten Bäume hinan, von da wieder zur Erde herabsteigen, neue Wurzel schlagen, und wieder auf den nächsten Baum hinaufsteigen sieht. So gehen sie von Baum zu Baum in schiefen, horizontalen und perpendiculairen Richtungen,

*) Bejuco ist ohne Zweifel eben das im Spanischen, was die Franzosen in Amerika Liane nennen; ein Name, der alle diejenigen Pflanzen andeutet, die mit vielen Ranken oft auf eine unbeschreibliche Länge fortlaufen, und die Bäume dermaßen mit einander verflechten, daß das Fortkommen durch die Wälder deswegen oft fast unmöglich wird. Es kömmt in allen Reisebeschreibungen viel davon vor.

gen, wie die Taue eines Schifs, eine große Strecke fort, verwickeln sich bisweilen untereinander selbst, und umgeben die Stämme der neben einander stehenden Bäume, woran sie in Schraubenlinien hinansteigen, und sie durch das bloße Umschlingen tödten; indeß daß einige in die Rinde andrer Bäume Wurzeln einschlagen, und dieselben verderben, weil sie ihnen ihre Nahrung entziehen. Die größere Art von Nibbees wird gemeiniglich gebraucht Lastschiffe an dem Ufer vor Anker zu legen; die kleinern aber werden von den Indianern in kleine Bänder gespalten, und zu vielerley nützlichen Absichten, insonderheit die Strohdächer der Häuser zu befestigen, gebraucht. Jedoch sind diese Nibbees von mancherley Gattungen und Eigenschaften. Die runden sind gemeiniglich unschädlich, die aber, welche entweder flach, eckigt oder längshin ausgekehlt sind, haben gemeiniglich ein Gift von der schlimmsten Art bey sich. Doch giebt es von dieser Regel einige Ausnahmen. Die Woorrara, welche das Hauptbestandtheil der Composition zu dem tödtlichen indianischen Pfeilgifte gleiches Namens ist, gehört zu der flachen Art. Von diesem Gifte will ich in der Folge umständlicher reden. Das Gift etlicher von diesen Nibbees ist so wirksam und schädlich, daß sich viele von den Indianern so gar fürchten, sie zu zerschneiden.

Vanilla *) oder Vanelle ist die Frucht einer holzigten schotentragenden Liane, die große eckigte Blätter und eine irreguläre Blume hat, welche aus sechs Blättern besteht, deren fünfe in eine Zirculrundung gesetzt sind, und um das sechste herum, welches in

*) EPIDENDRUM *Vanilla.*

in der Mitte steht und concav ist, gleichsam eine Verzäunung machen. Auf diese folgen die Schoten, die, wenn sie reif werden, meistens rund und schmal, ohngefähr sechs Zoll lang, und beynahe einen Zoll dick, etwas runzlicht, weich, öhlich, und von einer röthlichen Farbe sind. Innerhalb der äußerlichen Schaale ist ein röthlichtes Fleisch, mit vielen kleinen schwarzen Körnern, von einem aromatischen Geschmacke, und starken lieblichen Geruche, der dem peruvischen Balsam in etwas gleich kömmt. Ihr Gebrauch bey der Chocolate ist bereits bekannt genug.

Batts-Bane ist die Frucht einer holzigen Liane, die an den Ufern der Wasser wächset, und sich an den nachbarlichen Bäumen hinanschlinget. Sie trägt ein grosses dreyeckigtes Blatt, und nahe an der Spitze kommen unterschiedliche lange Stengel hervor, welche Büschlein von bläulichtweißen fünfblättrigten Blumen tragen, nach denen Träubgen mit runden, ein wenig eckigten Früchten folgen, die in einer glatten grünen Hülse eingeschlossen sind. Sie haben ohngefähr neun Linien im Durchmesser, und werden von den Indianern blos zu Gift für die Fledermäuse (die hier sehr beschwerlich sind) gebraucht, wo sie auch ihre gute Wirkung thun.

Troolies sind vielleicht die größten Blätter, die man bisher in irgend einem Theile der Welt entdeckt hat. Jedes Blatt hat seinen besondern Stamm, der unmittelbar aus der Wurzel entspringt, und die mittlere Ribbe des Blattes wird, welche längst durch dasselbe hingeht. Diese Stämme sind hart und stark, halten gegen die Wurzel zu fast drey Zoll im Umfange, und laufen von da an bis an das Ende spitzig zu.

Jedes

Jedes Blatt ist zwanzig bis dreyßig Fuß lang, und zwey bis drey Fuß breit. Die Fasern sind stark, und von einem Ende an das andre, ohne einige Abschnitte, oder Zertheilungen, genau an einander verbunden. Gemeiniglich wachsen zehn oder zwölf solche Blätter in einem Büschel, aus einem Haufen kleiner faserichter Wurzeln. Mitten aus den Blättern kömmt ein kurzer Stengel hervor, welcher eine Parthie gelblichtweisser Blumen trägt, denen eine gute Menge großer runder Nüsse folgen, mit einer rauhen, braunen äußerlichen Haut, und einer dicken, harten, schwarzen Schaale, so einen harten Kern einschließt, zu welchem durch eine kleine circulrunde Hölung ein Gang ist. Wenn der Kern, ohne die Schale zu zerbrechen, herausgenommen wird, so ist sie einer kleinen Handgranate ähnlich, und könnte zur Noth statt derselben dienen, in Ansehung des Gewichts, der Dicke und Härte der Schale. Die Troolies wachsen hier in großer Anzahl, und sind ein sehr schätzbares Product, indem sie ohne viele Mühe gebraucht werden können, die Dächer der Häuser auf eine sehr vortheilhafte Art damit zu bedecken, so daß sie den heftigsten Regen abhalten, und viele Jahre dauern.

Der Mucconnucco wächst allezeit im Wasser, an den Ufern der Flüsse. Er hat gemeiniglich an dem Fuße achtzehn bis zwanzig Zoll im Umfange, und läuft in der Höhe spitzig zu, so daß er am Ende nicht über zehn Linien im Durchschnitte hält. Er wird gewöhnlicher Weise acht bis zehn Fuß hoch, und hat viel Gelenke, die nur etliche Zoll weit auseinander stehen. Seine Rinde ist glatt und hellbraun, seine innerliche Substanz aber ein weiches schwammigtes Mark.

Ganz

Ganz an dem Gipfel theilt er sich in zween oder drey grüne Stengel, davon jeder ein großes ovalrundes Blatt trägt. Diese Blätter ziehen sehr heftig; die Sklaven, die sich öfters krank machen, um der Arbeit eines Tages zu entgehen, binden sich dieselben vielmals die Nacht über auf ihre Füße, die man den Tag darauf zu einer ungeheuren Dicke geschwollen findet. Die Indianer binden sich solche oft, wenn sie Entzündungen in den Augen haben, auf die Augen, und es erfolget darauf gemeiniglich ein häufiger Thränenfluß, womit sich die Entzündung hebt. Die weißen Einwohner folgen mit gutem Erfolg häufig ihrem Beyspiele. Diese Blätter werden auch zum Blasenziehen gebraucht.

Die Hiarreewurzeln *) wachsen entweder von sich selbst, oder werden auch von den Indianern gebauet. Jedoch sind die letzten die besten, und machen einen guten Theil von dem Gewerbe des Stammes Accawau, welche sie an die weißen Einwohner sowohl als an die an der Seeküste wohnenden Indianer gegen solche Waaren vertauschen, die sie selbst nicht haben, da diese Wurzeln nur in den innern Theilen des Landes, auf einem dürren hochliegenden Baume wachsen. Es ist die Wurzel einer holzartigen Staudenpflanze, welche ohngefähr sechs Schuh hoch wächset, und mit großen ausgeschweiften Blättern versehen ist, die an beyden Enden schmal ausgehen. Die Wurzeln wachsen acht oder

*) Dieser Name unterscheidet sich von dem Namen eines vorher beschriebenen giftigen Baums blos durch ein I, anstatt eines E. Und viele andere indianischen Worte haben eine so nahe Verwandschaft im Laute, daß ihr Unterschied gar nicht merklich wird, wenn man nicht äußerst aufmerksam ist. Anm. der Grundschr.

oder zehn Fuß lang in einer fast gleichen Größe bis nahe an die äußern Ende fort, wo sie sich in verschiedne Aeste theilen. Sie sind rund, beynahe drey Zoll stark, und von einem zähen fäserichten Gewebe, den frisch gegrabenen Süßholzwurzeln ähnlich, aber mit einem gelbbraunen Häutgen, wie die Pästinakwurzeln, überzogen. Wenn die Accawaus sie zum Verkaufe bringen, sind sie meistentheils in zween Fuß lange Stücke geschnitten, und in kleine Bündel gebunden. Wenn man eines von diesen Stücken zerstampfet, und es in eine kleine Bucht des Meeres oder Fluß wirft, wenn das Wasser zu der Zeit, da es am höchsten oder niedrigsten ist, still stehet, so kann man dadurch alle die Fische in einem ziemlichen Bezirke dergestalt trunken machen, daß sie in wenig Minuten ohne Bewegung auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und mit leichter Mühe gefangen werden können. Wenn man aber zu langsam ist, so erheben sie sich bald wieder, es müßte denn das Wasser mit einer sehr großen Quantität von den trunkenmachenden Theilchen dieser Hiarree angefüllt worden seyn. Die meisten Fische, welche man in diesem Lande isset, werden auf diese Weise gefangen *), und man hat bisher nicht gemerkt, daß sie durch die Hiarree ungesund geworden, weil

*) Das Gewächs, wovon hier die Rede ist, scheint von demjenigen nicht verschieden zu seyn, welches D. Browne Cytisus? fruticosus erectus et villosus, foliis plurimis pinnatis, spicis florum terminalibus. *Nat. hist. of Jam.* p. 296. nennt, obgleich die Blätter hier, vielleicht aus einer unvollkommenern Erinnerung, etwas anders beschrieben werden. Die Rinde der Wurzel von Piscidia Erythrina LINN. (Ichthyometia I. BROWN. *l. c.*) thut eben die Wirkung; dieses ist aber ein zwanzig bis dreyßig Fuß hoher Baum.

weil deren schädliche Theilchen vermuthlich, wie die von der Cassava, durch das Küchenfeuer verbessert werden. Don Antonio Ulloa *) gedenkt einer Art von Kräutern, deren sich die Indianer an dem Flusse Guyaquil, in Südamerica, zum Fischen bedienen. Diese, sagt er, kauen sie, und werfen selbige ins Wasser. Sollten die Indianer von Guyana die Hiarree kauen, so würden sie selbst eben so alle Bewegbarkeit verlieren, wie die Fische, die sie damit fangen. Auch kann ich nicht begreifen, wie es mit denen von Guyaquil anders seyn könne, weil man doch niemals gefunden hat, daß der Mensch, in sofern er ein Mensch ist, wider die schädlichen Wirkungen eines künstlichen oder natürlichen Produkts gesichert wäre; noch wird irgend ein thierischer Körper von gleicher Größe so leicht von Arzeneyen oder Gift angegriffen, als der menschliche. Indessen will ich wegen der Stärke der Unwahrscheinlichkeit keinesweges die Glaubwürdigkeit der Sache läugnen; ob ich gleich aus verschiedenen Umständen der Weise, wie Ulloa ihrer Meldung gethan hat, vermuthe, daß er es vielmehr nach Erzählungen als aus eigner Erfahrung beygebracht habe.

Currawattie, wie sie von den Indianern genannt wird, ist die Frucht einer großen Pflanze, die man gemeiniglich in Thälern, an dem Fuße sandiger Hügel in dem innern Theile des Landes antrift. Diese Pflanze besteht aus einem Busch röthlicher Stengel, die eine Höhe von vier oder sechs Schuhen erreichen, und große, glatte, dicke Blätter, von einer ovalen Form,

*) *Relacion Hiſtorica del Viage al Americal Meridional etc.*

Form, tragen, die beynahe fünf Zoll lang sind. In der Mitte zwischen diesen Blättern findet man einen geraden, zähen, fasrichten Stängel, der ohngefähr zween Schuh hoch ist, und unmittelbar aus der Wurzel entspringt. Um ihn herum kommt ein Straus großer fleischfarbiger vierblättrichter Blumen zum Vorscheine, die durch kleine röthliche Stiele mit ihrem Stängel verbunden sind. Auf jede Blume folgt eine viereckigte, fast ovale Frucht, etwas größer als eine welsche Nuß. Diese Frucht besteht aus einem dichten eckigten Träublein kleiner aromatischer Saamenkörnchen, die an Geschmack und Geruch den Paradieskörnern beynahe gleich kommen. Sie befinden sich in einem Gehäuse, das aus vier vereinigten Theilen bestehet. Dieses ist ohngefähr zwo Linien dick, und mit einem durchsichtigen purpurrothen Saft erfüllt, der etwas zusammenziehend ist, und von den Indianern in Augenkrankheiten gebraucht wird. Wenn man sich dessen statt Dinte bedienet, so verwandelt er sich an der Luft in eine schöne schwarzblaue Farbe, die unverändert bleibt. Er giebt auch eine Farbe zu Leinen und Baumwolle u. s. w. fermentiret aber bald, nachdem er ausgedrückt worden, wofern er nicht gebraucht wird; und nimmt alsdann eine todte grüne Farbe an. Es giebt auch eine kleinere Gattung, die man allezeit neben den größern findet. Die Frucht hängt an einem langen dünnen Stengel, der sich in eine große Menge Aeste vertheilet, die man auf der Erde liegen siehet. Der Saame dieser Frucht ist von dem an der erstern weiter nicht unterschieden, außer daß das Gehäuse dünne, hülsenartig, und nicht, wie an jener voll Saft ist.

Die weiße Ipecacuanha *) ist die Wurzel einer Pflanze, die einen ohngefähr drey Fuß langen Stengel, mit großen, glatten und spitzigen Blättern, und gelben Blumen trägt. Die Frucht ist eine runde langgespitzte Schote, ohngefähr dritthalb Zoll lang, sie hat eine glatte grüne Schale, welche eine Menge weißer, weicher, durchscheinender, seidenartiger Fäden einschließt, an deren einem Ende eine große Anzahl kleiner dünner, und flacher Saamenkörnerchen von dunkelbrauner Farbe hängt. Die Wurzeln sind schwach, holzig, glatt, und verursachen Erbrechen, werden aber von den Indianern niemals zu dieser Absicht gebraucht, sondern sie bedienen sich in solchen Fällen blos der Rinde von dem Wallabbabaum.

Es giebt hier auch sehr viel weiße spanische Röhre, die denen ähnlich sind, welche aus Ostindien gebracht werden; auch Bambus, welche haufenweise an den Ufern der Flüsse, oder in tiefem schwammichten Boden wachsen, und mit langen Stacheln besetzt sind, daß man ihnen nicht beykommen kann. Penguins **) wachsen gleichfalls im Ueberfluß wild an den Anhöhen; ingleichen eine große Menge kleiner Ananas, welche sehr süß und angenehm sind; nebst mancherley andern Früchten, welche nahmhaft zu machen zu langweilig seyn würde.

Die Ordnung, an die ich mich bisher gehalten habe, würde mich nunmehr darauf führen, die fast unermeßliche Menge und Mannichfaltigkeit der Kräu-

*) Asclepias erecta, foliis angustis acuminatis verticillatim ternatis, floribus vmbellatis terminalibus. BROWN. *Nat. hist. of Jam.* p. 183. Apocynum SLOAN. *Nat. hist. of Jam.* T. I. *tab.* 129. *f.* 4.

**) BROMELIA *Pinguin.*

ter zu betrachten, welche überall die Oberfläche der Erde bedecken, und vermuthlich viele vortrefliche Eigenschaften haben, die aber vorjetzt noch unbekannt sind. Da aber eine Beschreibung von diesen ausländischen Pflanzen, ohne die Kenntniß ihrer Kräfte, nur wenig zum Vergnügen oder Nutzen beytragen dürfte, so will ich sie in der Dunkelheit lassen, und meinen Versuch über das Pflanzenreich dieses Landes mit einer Anmerkung aus dem Plinius schließen, welche sich auf die natürliche Geschichte von Guiana sehr wohl anwenden läßt:

„Multum adhuc reſtat operis, multumque „reſtabit, nec vlli nato poſt mille ſaecula prae„cluditur occaſio aliquid adiiciendi.“

Die große Länge, zu welcher dieser Brief bereits angewachsen ist, nöthiget mich, meine eigne Angelegenheiten bis auf eine künftige Gelegenheit zu verschieben. Zum Glück haben sie sich nur wenig geändert, seitdem ich zuletzt das Vergnügen gehabt habe, Sie von der Liebe und Achtung zu versichern, mit welcher ich jederzeit verharre

Liebster Bruder

Dero ꝛc.



II. Brief.

Rio Demerary den 15 Aug.
1766.

Liebster Bruder,

Da die unangenehmen Umstände, die neulich in meinem Privatzustande sich ereigneten, und wovon ich Ihnen vor wenig Tagen Nachricht gab, nunmehr glücklich gehoben sind; so kann ich jetzo meinen Gegenstand, die natürliche Geschichte, wieder vor die Hand nehmen, außer der vielleicht keine Beschäftigung einem richtigdenkenden Geiste ein vernünftigeres Vergnügen gewähren kann. Die meisten übrigen Wissenschaften endigen sich in Zweifel und Ungewißheit, und nach ganzen auf mühsames Nachforschen verwendeten Jahrhunderten haben wir oft den Verdruß, zu finden, daß wir entweder ein Phantom oder einen Gegenstand verfolget haben, welchen die Natur hinter einen der menschlichen Klugheit undurchdringlichen Vorhang verborgen hat. Die Geschichte der Thaten und Begebenheiten ist zwar nicht mit diesen unangenehmen Folgen verbunden, aber allezeit mit einer Reihe melancholischer Zufälle und unangenehmer Wahrheiten verknüpft, welche eine Kette mühsamer und oft demüthigender Betrachtungen verursachen, die hinlänglich genug sind, das Vergnügen zu vermindern, welches das Gemüth aus der Betrachtung der Mannichfaltigkeit und Abwechselung irrdischer Begebenheiten schöpfet. Allein die Naturgeschichte, deren Ziel immer die Gewißheit ist, wird von diesen unangenehmen Folgen nicht begleitet, und die Seele hat den voll-

kommnen Genuß des Vergnügens, welches sie allezeit empfinden muß, wenn sie die Einfalt, die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Natur in ihren ordentlichen Wirkungen, mit jenen spielenden Produkten vergleichet, worinnen sie die Einsicht eines endlichen Verstandes hintergeht; und indeß sie uns den Nutzen und die Eigenschaften der nahen und fernen Gegenstände, und deren Anwendung zu den menschlichen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten lehret, zugleich die Absicht hat, das Gemüth mit Empfindungen des Danks gegen seinen wohlthätigen Schöpfer zu erfüllen.

Ich bin Willens, Ihnen in dem folgenden Briefe eine Beschreibung von den Thieren zu geben, welche sich in Guiana aufhalten, und mit dem menschlichen Geschlechte zugleich des allgemeinen Seegens dieses Landes theilhaftig sind. Sie lassen sich bequem in Landthiere, See- oder Wasserthiere, und Amphibien eintheilen; die letztere Gattung aber werde ich, um unnöthige Eintheilungen zu vermeiden, unter die Classen der Landthiere mit einschalten. Diese will ich, nach dem Beyspiele des Herrn Ray, nach ihren bekanntesten Eigenschaften ordnen. Der Mensch, sofern er hier zu betrachten ist, soll, nebst dem, was von der hiesigen Religion, Sitten und Gebräuchen, anzumerken seyn wird, den Inhalt eines künftigen Briefes ausmachen; um ihn nicht, mit dem Linnäus, in eine gemeinschaftliche Classe mit den Affen zu werfen.

Unter den verschiednen Gattungen von Landthieren scheinen die vierfüßigen eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, da sie, in Ansehung der Dienste, die sie leisten, oder ihres Schadens, für den Menschen die interessantesten unter den thierischen Geschöpfen zu

seyn

seyn scheinen. Diese sind entweder wilde oder zahme; obgleich die Anzahl der zahmen in Guiana natürlicher Weise sehr klein seyn muß, da die beständige Abwesenheit des Winters, welche die menschliche Vorsorge für ihren Unterhalt unnöthig macht, dieselben in den Stand gesetzt hat, in einer wilden Freyheit und Unabhängigkeit zu leben.

Ich werde mich nicht auf eine anatomische Beschreibung des innerlichen Baues und Mechanismus der Thiere dieses Landes einlassen, weil mich dieses über die Grenzen führen würde, die ich mir vorgeschrieben habe, und vielleicht sehr wenig unterhaltend seyn dürfte. Es wird aber nicht undienlich seyn, dasjenige zu wiederholen, was ich schon vorher in Absicht auf die Schreibart in diesem Versuche versprochen habe: die Naturgeschichte hat, wie alle übrigen Wissenschaften, ihre eigene Sprache, und der Hauptcharakter dieser Sprache ist, wie bey den Operationen der Natur selbst, Einfalt. Diese ist in Beschreibungen der Thiere noch nöthiger, als bey den Pflanzen, und diese Einfalt durch fremde Zierrathen zu entstellen, würde eben so unnatürlich seyn, als einen Affen in menschlichen Habit zu kleiden.

Von Thieren mit ungespaltnem Hufe giebt es nur drey, nämlich das Pferd, den Esel und die Zebra, wovon keins Guiana, noch sonst einem Theile von America eigen ist. Jedoch sind die beyden erstern von den Spaniern und andern Europäern hieher gebracht worden, und in den Savannahs an dem Flusse Oronoque sehr häufig, wo sie wild herumlaufen, wie auch Maulesel von einem Esel und einer Stute.

Unter den widerkäuenden Thieren gehört dem Rindviehe der erste Platz; aber weder der Ochse noch die Kuh sind einem Theil von Südamerika eigen, ob sie gleich, wie das Pferd und der Esel, mit gutem Erfolg nach Guiana versetzt worden, welches sonderlich von den Spaniern an dem Flusse Oronoque geschehen, wo diese Thiere gleichfalls wild herumlaufen, und sehr zahlreich geworden sind, so daß sie gemeiniglich Stück vor Stück für zwey Thaler verkauft werden. Die Politik der Spanier untersagt alles Gewerbe zwischen ihren Colonien, und den übrigen Colonien der europäischen Nationen auf dieser Küste; aber gleichwohl werden viele Stücke von ihren zahmen Vieh und Mauleseln in die holländischen Colonien nach Guiana von den Kaufleuten geschaft, die entweder mit einer stärkern Macht, als ihre Küstenbewahrer, reisen, oder ihrer Aufmerksamkeit entgehen. Man hat gesagt, daß sich alle europäischen Thiere verkleinert hätten, als sie wären nach Südamerika gebracht worden. Dieses aber ist der Fall mit dem Rindvieh gar nicht, die an Größe vielmehr zugenommen haben, obgleich der Geschmack, wegen der allzustarken Ausduftung in diesem Clima, etwas minder angenehm ist.

Die Schaafe, welche ebenfalls kein einheimisches Thier von Guiana sind, sind auch hierher versetzt worden, ob gleich nicht mit dem guten Erfolg, wie die vorhergehenden. Hier verwandelt sich ihre Wolle in Haare, wie in andern Gegenden zwischen den Wendezirculn; die Natur aber hat diese Verwandlung durch die Wolle des Baumwollenbaums ersetzt, welche in den heißen Himmelsstrichen zum Gebrauche der Menschen tauglicher ist, als die von den Schaafen.

Die Guianische Ziege ist nur ein klein wenig grösser, als ein europäisches Ziegenlamm; ihr Haar aber ist der europäischen Ziegen ihrem gleich. Ihre Hörner sind kurz, schwach und niederwärts gekrümmt. Sie sind ungemein fruchtbar, und bringen gemeiniglich bey einem Wurfe drey, bisweilen auch vier oder fünf Lämmer.

Von **Hirschen** giebt es in Guiana zwo Arten, eine große, und eine kleine. Die große wird sowohl von Eingebohrnen als Europäern Bajeu, und die kleinern Wirrebocerra genennet. Der Bajeu ist ein Hirsch ohngefähr in der Größe eines Europäischen Rehbocks, hat einen großen Kopf, mit kurzen Hörnern, die an den Enden gekrümmt sind. Der Hals ist kurz und dick; die Ohren sind groß und herabhängend, die Augen glänzend und lebhaft, und der Schwanz kurz und dicke. Der Leib ist mit kurzen Haaren, von röthlich brauner Farbe, bedeckt, außer an dem Bauche, wo sie weiß sind. Das Fleisch ist zwar gut, aber doch noch unter dem Europäischen Wildpret. Sie sind sehr häufig, und weiden nicht nur in den Savannahs, in dem innern Theile des Landes, sondern sogar an den Gränzen der Plantagen, wo sie von den jagenden Indianern häufig getödtet werden.

Der Wirrebocerra ist wenigstens um ein Drittheil kleiner als der Bajeu, und hat gar keine Hörner. Er scheint von eben der Gattung zu seyn, als der zu Cayenne, welchen Pater Labat *) beschreibet. Der ganze Bau dieses Thieres ist außerordentlich rahr und zart. Der Kopf ist klein, die Ohren schmal und kurz,

*) *Voyage du Chevalier de Marchais en Guinée et Cayenne etc.*

die Augen lebhaft und durchdringend, der Schwanz klein und kurz, die Füße mit gespaltnen Klauen, die Lenden schwach und nervigt, und insbesondre zu der schnellen Bewegung eingerichtet, die das Thier allein in den Stand setzet, vor den Anfällen der Tiger, und anderer reißender Thiere, welche die Delicatesse ihres Fleisches ihnen zu Feinden gemacht hat, sich zu schützen. Es hat ein kurzes weiches Haar, von röthlich gelber Farbe. Es ist leicht, flüchtig, und außerordentlich furchtsam, das Fleisch ist zärter und schmackhafter, als an allen übrigen Hirscharten. Man sieht dieses Wild oft quer über die Flüsse schwimmen, wo es leicht lebendig gefangen wird, da seine schwachen Lenden zum Schwimmen sehr schlecht eingerichtet sind. Labat sagt, sie würden von den Negern gejagt; allein in diesem Theile von Guiana wird weder von den Weißen noch den Negern jemals gejagt, sondern dieses ist allein den Indianern überlassen, als ihr angebohrnes Handwerk, worinnen sie alle übrigen übertreffen.

Außer den **Schweinen**, welche aus Europa sind herüber gebracht worden, und an vielen Orten wild werden, giebt es noch zwo Arten, welche diesen Gegenden von Amerika zwischen den Wendezirkuln eigen, und insonderheit in Guiana häufig sind. Dieß sind die Picary und die Warree. Der **Picary** *) ist um ein gutes Theil kleiner, als die ordentlichen europäischen Schweine, sein Rücken ist mit langen, dicken, steifen, sträubigen Borsten, beynahe fünf Zoll in der Länge besetzt, und wegen einer Drüse merkwürdig, die einem Nabel ähnlich sieht, wofür man sie aus Irrthum durchgängig gehalten hat. Sie steht auf der Kante des Rückens,

*) SVS *Tajassu*.

Rückens, über den hintern Lenden, und hat eine milchigte Feuchtigkeit in sich, die einen Biesamgeruch von sich giebt. Tyson hat eine genaue Beschreibung von diesem Thiere herausgegeben, wovon er eins anatomiret hat; ich will es also bloß bey der Anmerkung bewenden lassen, daß es bey weiten nicht so furchtbar ist, als man es vorgestellt hat, denn ob sie gleich gemeiniglich herdenweise zu mehr als Hunderten beysammen gehen, so greifen sie doch die Indianer allezeit an, und es fehlt selten, daß sie deren nicht zwanzig bis vierzig erlegen, ehe sie entfliehen. Die Indianer lieben das Fleisch sehr; aber den Weißen ist es wegen der Drüse auf dem Rücken des Thieres unschmackhaft, so, daß sie deswegen das Fleisch des Pecary selten essen. Die Vorsicht, welche, wie Wafer*) sagt, die Indianer von Darien brauchen, diese Drüse, sobald das Thier getödtet ist, abzusondern, wird bey den Indianern von Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Warreeschwein ist ebenfalls von Wafern, aber sonst von keinem andern Verfasser einer Naturgeschichte gedacht worden. Es ist hier so gar häufiger als der Pecary, auch viel größer, hält sich aber, wie jene, in großen Heerden beysammen. An Größe und Gestalt ist es fast dem europäischen Schweine ähnlich, außer, daß die Ohren kleiner sind, und daß es größre Hauzähne hat, und mit langem groben Haar oder Borsten bedeckt ist, die an jedem Theile des Körpers dichte bey einander stehen. Das Fleisch ist weniger öhlicht und delicater als das europäische Schweinefleisch, und wird von den weißen Einwohnern dieser Colonien sehr gern gegessen.

*) s. *Voyage to the Isthmus of America.*

Eine Art von Hippopotamus, oder Wasserpferd, dasjenige, so man an der africanischen Küste, bey dem Vorgebürge der guten Hofnung gefunden hat, ist, wie man mich berichtet, in dem Fluß Essequebo gefangen worden, jedoch nicht so groß als jenes. Es ist ein Wasser- und Landthier, das sich gern in frischen Wasserflüssen aufhält, und das Graß, welches an ihren Ufern wächst, frißt. Diese Thiere sind an Farbe und Gestalt dem Rhinoceros ähnlich, haben aber kürzere Schenkel, und sind von gleicher Größe, vom Kopf bis auf die Füße. Der Kopf sieht einem Pferdekopfe gleich, mit einem weiten Maul und Nasenlöchern, aber kleinen Augen und Ohren; der Schweif ist kurz und stumpf, und mit kurzen Haaren dünne bedeckt. Dieses Thier unterscheidet sich vornehmlich durch seine Hauzähne, deren vier an der Zahl aus dem Maule, ziemlich weit über die untre Lippe herausgehen, in der Größe eines Ochsenhorns, und von ungemeiner Weiße. Die Haut ist einen halben Zoll dick, und, außer am Kopfe, fast undurchdringlich für eine Musketenkugel. Diese Thiere sind überaus groß, und wiegen öfters auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung zweytausend bis dreytausend Pfund, ob sie gleich zu Essequebo über hundert Pfund nicht haben, wenn man mich recht berichtet hat, denn ich habe niemals Gelegenheit gehabt, eins zu sehen. Das Fleisch wird sehr hoch gehalten.

Die Laubba, wie sie von den Eingebohrnen sowohl, als den Europäern genennet wird, ist ein Land- und Wasserthier, welches Guiana eigen, und wovon noch keine Beschreibung nach Europa gekommen ist. Der Körper dieses Thieres ist rund, kurz und dick, an Größe einem vier Monat alten Spanferkel gleich. Der

Hals

Hals ist stark und kurz, und der Kopf an Gestalt einem holländischen Bauerhunde, ziemlich ähnlich, aber sowohl Augen als Ohren viel kleiner. Es hat keinen Schwanz; die Lenden sind kurz, und die Füße gleichen den Hundefüßen. Die Laubba hat ein feines kurzes Haar, von kastanienbrauner Farbe, außer unter dem Bauche, wo sie weiß ist. Allein dieses kastanienfarbene Haar ist mit weißen runden Flecken, ohngefähr drey Zoll im Umfange, gezeichnet. Diese Thiere fressen Graß, Korn und Früchte. Wenn man sie verfolgt, so flüchten sie gemeiniglich in die Krieken, und schwimmen eine große Strecke unter dem Wasser fort, ob sie gleich selten so weit untertauchen, daß sie den Indianern unsichtbar werden, die sie gemeiniglich mit Pfeilen erschießen, wenn sie unter dem Wasser sind. Ihr Fleisch ist außerordentlich schmackhaft und zart, und wird von den Europäern allen übrigen Arten von Fleischwerk vorgezogen, so gar das Wildpret des Wirrebocerra nicht ausgenommen.

Thiere von dem Affengeschlechte giebt es in diesem Theile von Amerika in größerer Anzahl und Mannigfaltigkeit, als in irgend einem andern bekannten Welttheile. Diese große Verschiedenheit derselben von dem Orang-Outang an, bis zu dem Saccawinkee, und die Schwierigkeit sie habhaft zu werden, hat mich genöthiget, einen Vorsatz, den ich ehemals gefasset hatte, Ihnen eine genaue Beschreibung von ihren verschiedenen Gattungen zu geben, fahren zu lassen, welche, wie ich völlig überzeugt bin, schwerlich in einen ordentlichen Oktavband zusammengefasset werden könnte.

Der Orang-Outang von Guiana ist viel größer, als der africanische und orientalische, wenn man sich

auf

auf die Nachrichten der Einwohner verlassen kann; denn ich finde nicht, daß jemand von den weißen Bewohnern dieser Küste, welche niemals weit in die Wälder kommen, ein solches Thier gesehen hätte. Diese Thiere werden in allen verschiedenen Sprachen der Eingebohrnen mit solchen Nahmen beleget, die einen wilden Mann bedeuten. Die Indianer erzählen, daß sie aufrecht gehen, eine menschliche Gestalt haben, mit kurzen schwarzen Haaren dünn bedeckt, und fünf Fuß hoch wären. Ich vermuthe aber, daß ihre Höhe durch die Furcht der Indianer vermehret worden, weil sie sich ausserordentlich für ihnen fürchten, und den Augenblick fliehen, sobald sich eines von diesen Thieren blicken lässet, daß also noch keines jemals lebendig gefangen, noch weniger aber Versuche gemachet worden, sie zahm zu machen. Die Indianer erzählen viel fabelhafte Histörchen von diesen Thieren, und behaupten, wie die Bewohner von Africa und Ostindien, daß sie die Mannspersonen anzufallen, und den Frauenspersonen Gewalt anzuthun pflegten.

Der Affe, welcher hier Ovato genennet wird, ist groß, und hat über und über langes schwarzes Haar, nur das Gesicht ausgenommen, welches kahl und runtzlicht ist. Die Ohren sind groß, und den Menschenohren ähnlich, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, und die Nase ist der Nase eines Negers sehr ähnlich, nur etwas kleiner. Der Leib ist beynahe zwey Fuß lang, und um die Brust herum ohngefähr achtzehn Zoll im Umfange. Sie haben weder Bart noch Schwanz. Diese Thiere werden häufig zahm gemachet, und beweisen in allen ihren Handlungen einen besondern Grad von Fähigkeit und Geschicklichkeit, aber nicht ohne einen

nen Antheil der boshaften Verschlagenheit, um derentwegen sie merkwürdig sind. Wenn man ihnen ihre Hände oder Vorderfüße auf den Rücken bindet, so können sie einen ganzen Tag lang in einer aufrechten Stellung gehen und laufen, und dieses mit eben der Leichtigkeit und guten Art, als ob es ihre natürliche Positur wäre. Wenn man eines von diesen Thieren schlägt, so läuft es den Augenblick, und klettert auf einen Limonien- oder Orangenbaum; und wenn man es verfolgt, so bricht es Limonien oder Orangen ab, wirft sie seinem Verfolger auf den Kopf, und bemüht sich so gar, ihn dadurch zu vertreiben, indem es seinen Unrath auf ihn fallen lässet, zu gleicher Zeit macht es allerley Grimassen und nimmt tausend lächerliche Dinge vor, welche den Zuschauern kein geringes Vergnügen verursachen. Die Männlein sind sehr geil, und practiciren sehr oft die Selbstbefleckung; aber was noch mehr bemerket zu werden verdienet, ist, daß die Weiblein dieser Gattung von Thieren ihre Reinigung eben so regelmäßig haben, als Frauenspersonen.

Die heulenden Paviane, wie sie hier genennet werden, scheinen diejenigen Thiere zu seyn, welche vom Markgraf sind beschrieben worden, und bey den Einwohnern von Brasilien Guereba *) heißen. Sie sind in der Größe eines Fuchses, haben ein feines glattes Haar von einer glänzenden schwarzen Farbe, ausgenommen an den Lenden, wo es Kastanienbraun ist. Diese Thiere tragen ihr Gesicht aufrecht, welches dem Gesicht des Ovato ziemlich ähnlich ist, aber ihre Ohren sind kleiner, die Augen ragen mehr hervor, und das Kinn ist mit einem langen, geraden schwar-

zen

*) SIMIA *Beelzebul.* LINN. *Syst. nat. ed. XII. p. 37. n. 12.*

zen Barte bedecket. Sie haben einen langen Schwanz, der fast bis ans Ende kahl ist, vermuthlich, weil sich das Haar abreibt, indem sie ihn sehr oft um die Aeste der Bäume herumschlingen, wenn sie von einem zum andern klettern. Sie sind die zahlreichste Gattung unter dem ganzen Meerkatzengeschlechte, wie sie denn auch den meisten Lärm machen. Sie versammlen sich öfters zu hunderten, sowohl in der Nacht, als am Tage, und erheben ein unaufhörliches, lautes und unangenehmes Geheule, das man in einer grossen Entfernung hören kann, und den Einwohnern nicht wenig beschwerlich fällt. Bisweilen wird das Heulen bloß von einem etliche Minuten lang fortgesetzt, bis die übrigen in den Chor mit einstimmen; aber diese Pausen sind nicht gar häufig, weil sie das Stillschweigen bey diesen Zusammenkünften hassen, und sich ungern das Vergnügen versagen, zu dieser lärmenden Unterhaltung ihren Antheil beyzutragen. Außer dieser giebt es noch eine andere Meerkatze *), etwas größer, als die heulende, welche langes, röthliches Haar, große Ohren, einen langen rothen Bart, und einen langen zottichten Schwanz hat. Diese Thiere machen, wenn es möglich ist, ein noch viel gräßlicher Geschrey, als die vorigen; aber zum Glück sind ihre Zusammenkünfte nicht so zahlreich.

Wie der Orang-Outang die größeste, so ist der Saccawinkee **) die kleinste Art von dem Affengeschlechte in Guiana. Sein Name ist ursprünglich Indianisch, ob er gleich von den weißen Einwohnern angenommen worden. Der Leib eines Saccawinkee ist

*) SIMIA *Seniculus.* LINN. *Syst. nat.* 37.

**) SIMIA *Pithecia* LINN.

ist von dem Kopfe bis zu dem Anfange des Schwanzes ohngefähr sechs Zoll lang: der Schwanz hat neun Zoll, und ist mit sehr langen schwarzen Haaren bedecket. Er hat einen kleinen Kopf und kleine Ohren, welche fast rund sind. Die Nase ist dünn und platt, die Augen etwas hervorragend, und von einer glänzenden schwarzen Farbe. Das Gesicht ist mit einem schönen weißen kurzen Haar bedecket, und der Leib mit langen Haaren von einem leuchtenden Schwarz, aussen an den Spitzen, welche weiß sind. Diese Thiere werden in Menge zahm gemachet, und ihre Possen und Gebärden belustigen nicht wenig; aber niemals kann man ihnen eine gewisse tückische Art abgewöhnen, die sie merkwürdig machet, und ihnen angebohren zu seyn scheinet.

Zwischen dem Qvato und Saccawinkee giebt es noch viele Gattungen dieser Thiere, von mittlerer Größe, welche unmöglich durch Beschreibungen, wenn ich sie auch geben könnte, genau kenntlich zu machen seyn würden. Aber ohngeachtet ich mich beynahe drey Jahre in Guiana aufgehalten habe, so kann ich mich doch nicht rühmen, alle die verschiedenen Gattungen dieser Thiere gesehen zu haben, da sich fast jeden Tag entweder bey den Indianern, oder in den Wäldern, wo sie so häufig sind, eine neue Art meiner Beobachtung dargestellet. Diese Thiere sind auch nicht wenig beschwerlich, indem sie öfters in den Plantagen die Früchte, das Korn, den Reiß u. s. w. stehlen. Diese Diebstähle unternehmen sie mit großer List, und bedienen sich so gar der Vorsicht, auf einem gelegenen hohen Baum, eine Schildwache auszustellen, welche die Annäherung eines Feindes melden muß; eine

Pflicht, der sie sich, wie man sagt, wechselsweise unterwerfen; und wenn sie durch Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit ihrer Schildwache überfallen worden, so sollen sie solche sehr hart bestrafen.

Der Tiger von Guiana hat unter den Thieren von dem Katzengeschlechte den Vorzug. Er ist etwas kleiner als der Africanische, und von einem schlankern Bau, obgleich sein Kopf, Maul, Ohren, Füße, Zehen und Klauen jenen auf alle Weise in Ansehung der Bildung gleich sind. Er ist auf dem Rücken graulichbraun, und mit schwarzen Streifen gezeichnet, die der Länge nach vom Kopfe bis zum Schwanze hinuntergehen. An dem Bauche ist das Haar weiß, mit schwarzen Streifen, die denen auf dem Rücken ähnlich sind. Der Schwanz ist ohngefähr achtzehn Zoll lang, mit ringförmigen Streifen von schwarzer und bräunlichtgrauer Farbe in abgewechselter Ordnung bedeckt. Es ist ein sehr grausames und hämisches Thier, welches oft Einfälle auf die Plantagen thut, und Schweine, Schaafe u. d. g. raubet. Selbst der Mensch ist nicht für ihren Angriffen sicher, sonderlich in den Jahreszeiten, wenn sie Junge haben, als zu welcher Zeit sie am kühnsten und raubegierigsten sind, wie die Indianer bisweilen zu ihrem Unglück erfahren. Es hat sich seit meinem Aufenthalte auf dieser Küste schon etlichemal zugetragen, daß sie die Einwohner, sogar wenn diese bewafnet gewesen, angefallen, und getödtet haben; obgleich ein neuer Schriftsteller, wenn er die Tiger in America mit denen in Africa und Indien vergleichet, sich bemühet, sie als sehr verächtliche Thiere vorzustellen; womit er demjenigen, was er in einem andern Theile seines Werks vorhero gesagt hat, offenbar wider=

widerspricht. Diese und andere Irrthümer scheinen sich nicht mit dem Vorgeben eines Autors zu reimen, der sich rühmt, an dem Orte selbst untersucht zu haben, „was jemals America oder die bekannten Theile „von Africa merkwürdiges und sonderbares hervorgebracht haben.“ Ich will des Autors Vorgeben wegen dieses Umstandes nicht widersprechen, ob ich gleich gestehen muß, daß ich nirgendwo, weder in Guiana, noch in etlichen andern Theilen von America, welche ich besucht habe, die Spuren seiner Beobachtungen antreffen kann, obgleich sein Werk in der That nicht ohne alles Verdienst ist.

Die Tigerkatze von Guiana *) ist ohngefähr um ein Drittheil größer, als die größte Hauskatze in Europa, und ihr Kopf, Barthaare, Ohren, Füße, Zehen und Klauen sind denen von einer gemeinen Katze sehr ähnlich, aber größer. In ihren Augen und übrigem Bezeigen hat sie viel Wildes. Sie ist mit einem kurzen, klaren, weichen Felle, von einer schönen kastanienbraunen Farbe bedeckt, welches mit kohlschwarzen Flecken etwas unordentlich gezeichnet ist. Sie sind wilde, herzhafte Thiere, und können auch auf keinerley Weise zahm gemacht werden.

Der guianische Luchs ist der Tiegerkatze sehr ähnlich, aber beynahe zweymal so groß. Sein Kopf, Ohren, Füße, Zehen sind des Tigers seinen gleich, aber kleiner. Er hat lange halbmondförmige Klauen; und sein Rachen ist mit langen Barthaaren besetzt. Das Haar ist in Ansehung der Farbe und der Streifen dem Tiger vollkommen gleich. Er ist ein grimmiges,

 raub-

*) Chat sauvage tigré, BRISSON, *reg. animal.* p. 267?

raubgieriges Thier; doch merke ich nicht, daß er die Menschen anzufallen pflegte.

Die guianischen Hunde scheinen mir eine Mittelart zwischen dem Jagdhunde und Wachtelhunde zu seyn. Ihr Bau ist schlank, ihre Ohren lang, und herunterhangend, die Nase stumpf und das Maul groß. Sie haben langes zottichtes Haar, gemeiniglich von goldgelber Farbe. Sie verfolgen und treiben das Wild aus dem Lager, sobald sie es spühren.

Der Dachs in Guiana ist ohngefähr achtzehn Zoll lang, hat ein feines, dunkles, kastanienbraunes Haar, außer am Bauche nicht, wo es weißlichgelb ist; und sein Schwanz, welcher ohngefähr sechzehn Zoll lang ist, hat Streifen von eben der Farbe, wie die Haare am Bauche. Der Kopf ist rundlich, mit einer langen Schnautze, und einem großen Maule. Die Ohren sind klein, die Augen schwarz und vorragend, die Beine sind kurz und dick.

Das Thier, welches die meisten Einwohner in Guiana indianisches Kanin (indian Coney) und die Eingebohrnen des Landes Puccarara *) nennen, scheinet eine Mittelgattung zwischen Hasen und Kaninchen zu seyn. An Größe, Farbe der Haare und Gestalt sind sie den Hasen sehr ähnlich; aber am Geschmack ihres Fleisches, und der Eigenschaft, daß sie in die Erde wühlen, gleichen sie den Kaninchen. Ihre Beine sind ohngefähr vier Zoll lang; ihre Ohren sind etwas klein und rundlich; der Bauch ist weiß, und der Kopf beynahe einem Hasenkopfe ähnlich. Sie haben gespaltene Lippen, aber keine Schwänze. Sie sind sehr fruchtbar, und ihr Fleisch macht beynahe die Hälfte

*) LEPVS *brasiliensis*. LINN. Tapeti. MARCGR.

Hälfte von der animalischen Nahrung der Einwohner aus, weil sie sehr zahlreich sind, und leichter als irgend ein andres Thier, dessen Fleisch eben so schmackhaft wäre, gefangen werden. Dieses Thier ist vermuthlich eben dasjenige, so Wafer auf der Landenge Darien beschrieben hat.

Zuweilen sieht man auch in Guiana die americanischen Stachelschweine, aber nicht sehr häufig. Diese Thiere sind schon verschiedenemal von Naturkündigern beschrieben worden, und ich will mich daher blos auf ihre Beschreibungen beziehen, da ich keine bequeme Gelegenheit gehabt habe, sie genau zu untersuchen.

Das guianische Eichhorn *) ist an Größe und Gestalt dem gemeinem englischen sehr ähnlich, hat aber einen sehr langen buschigten Schwanz, welchen es gemeiniglich in die Höhe hält. Am Leibe hat es ein glattes feines Haar, auf der Brust und am Bauche weiß, an den übrigen Theilen des Körpers aber von einer bleichen gelblichbraunen Farbe, an jeder Seite mit einem schmalen weißen länglichten Streife gezeichnet. Die Haare am Schwanze sind sehr lang, und von einerley Farbe mit denen am Leibe, aber mit weissen und schwarzen Flecken versehen.

Die Ratten sind in Guiana außerordentlich häufig, und viel größer als die Englischen, aber sonst in allen Stücken denselben gleich. Sie halten sich vornehmlich im Zuckerrohre auf; weswegen die Einwohner, nachdem sie das Rohr ausgeschnitten und weggeschaft haben, die stehend gebliebenen Blätter davon ringsherum anzünden, da denn viel tausend derselben verbrennen müssen.

*) *Sciurus* palmarum? LINN.

Der americanische Igel *) ist Guiana eigen; er hat gegen acht Zoll in der Länge, einen kurzen dicken Kopf, Hals und Schwanz. An dem Kopfe sind zween Gehörgänge, aber keine Ohren. Die Beine sind drey bis vier Zoll lang, und jeder Fuß ist in fünf Zehen getheilt, welche mit langen spitzigen krummen Klauen versehen sind. Der Rücken und die Seiten des Igels sind mit kurzen steifen aschfarbigen ins gelbliche fallenden Stacheln bedeckt. Das Vordertheil des Kopfs, der Bauch, die Beine und der Schwanz haben ein feines weiches weißlichtes Haar. Ueber den Augen sind die Haare kurz und kastanienbraun, aber auf dem Rücken und an den Seiten des Kopfs sind sie länger und dunkler.

Der Tattu oder Armadillo von Guiana **) ist die größte dieser Art Thiere, und von der Schnautze bis an das Ende des Schwanzes fast drey Fuß lang. Der Kopf mit der Schnautze ist einen Zoll lang; es ist am Kopfe und Ohren einem Spanferkel sehr ähnlich. Der Körper ist fast anderthalb Fuß lang, und mit einem harten Panzer bedeckt, der aus zween Stücken oder Schildern besteht, deren eins über den Schultern und das andre über den Hüften befestiget ist. Den Zwischenraum erfüllen neun länglichte Gürtel oder Bänder, mit dreyeckigen Schuppen bedeckt. Diese sind durch eine starke fibröse Membrane leicht mit einander verbunden, und ersetzen die Stelle der Articulationen, so daß das Thier im Stande ist, den Panzer zirkel-

rund

*) ERINACEVS *inauris.* Man vergleiche bey dieser Beschreibung des Herrn BRISSON *regne animal* S. 184. Le hérisson de l'Amerique.

**) DASYPVS *novemcinctus.* LINN. Armadillus guianensis. BRISS.

rund zu krümmen. Die Beine sind kurz, dick, und schuppicht. Die Forderfüße haben vier Zähen, worunter die zwo mittelsten einander gleich sind, und die Hinterfüße haben deren fünf, worunter die mittelste am längsten ist. Der Schwanz ist ohngefähr einen Fuß lang, am Anfange ziemlich dick, wird aber gegen das Ende immer dünner, und endigt sich in einer Spitze; der obere Theil besteht aus vielen Ringen. Diese Thiere graben sich Hölen in die Erde, welche sie sehr geschickt zu machen wissen. Man sieht diese Hölen in großer Anzahl auf allen den Sandhügeln, die von der See etwas entfernt liegen. Ihr Fleisch hat, wenn es noch jung und zart ist, einen sehr guten Geschmack; wenn es aber alt wird, so bekömmt es einen ranzichten und biesamartigen Geschmack, welcher es den Europäern unangenehm macht; dahingegen es eben alsdenn von den Eingebohrnen des Landes am liebsten gegessen wird. Außer diesen giebt es noch eine kleinere Art in Guiana, welche in Terra Firma und Neu-Spanien sehr gemein sind.

Die Guianischen **Fledermäuse** *) sind mit denen am Amazonenflusse einerley, zweymal so groß als die Englischen, und ohne Schwänze. Der Kopf und Leib sind mit einem weichen feinen kurzen Haar von brauner Farbe bedeckt. Sie wissen sehr geschickt das Blut auszuziehen. Die meisten von den Einwohnern, sowohl Europäer als Einheimische in dieser Gegend, schlafen in Hangematten, weil sie da für Schlangen und giftigen Ungezieffer sicherer, als in Betten sind. Ihre Füße aber sind eben deswegen diesen Thieren **bloß**gestellt, welche mit großer Geschicklichkeit unvermerkt die

*) VESPERTILIO *Spectrum?* LINN. *syst. nat.* 46.

die Adern öffnen, und das Blut aussaugen, so lange, bis sie gesättiget sind. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß Leute aufwachen, und sich ganz entkräftet, und mit ihrem eigenen Blute besudelt finden. Auf eben diese Weise saugen diese Thiere auch Pferden, Mauleseln, Ochsen u. s. w. das Blut aus.

Das Faulthier *) ist ebenfalls in Guiana gemein, und in der Größe eines Fuchses. Seine Förderfüße sind länger als die hintern, und jeder Fuß hat drey Klauen. Die besonderste Eigenschaft dieses Thieres ist seine unüberwindliche Abneigung für aller Bewegung, indem es das trägste und unthätigste unter allen Thieren ist. Auf ebenem Boden ist es nicht im Stande, sich in einem Tage über vierzig oder funfzig Schritte weit zu bewegen, und wenn es einmal auf einen Baum steigt, so verlässet es ihn nicht, so lange noch Früchte oder Blätter daran sind. Wenn man sie durch Schläge zwingen will, sich zu bewegen, so machen sie ein höchst jämmerliches Geschrey, und die kläglichsten Geberden. Da aber diese Thiere allen Theilen von Amerika zwischen den Wendezirkuln gemein sind, und zu wiederholten malen beschrieben worden, so will ich mich in keine genauere Beschreibung derselben einlassen.

In Guiana giebt es dreyerley Gattungen von Fröschen. Die erste ist gelb, mit Roth schattirt. Die andre hat eine röthliche Aschfarbe mit rothen Streifen, und die dritte Gattung ist braun mit weißen Flecken.

Die Pipa **) ist eine große giftige Kröte, welche Guiana eigen ist. Ihre Jungen werden auf dem Rücken des Männleins ausgebrütet, wo das Weiblein seine

Eyer

*) BRADYPUS *tridactylus.* The Sloth.
**) RANA *Pipa.* Pipal.

Eyer hinlegt *). Diese Kröte ist von dem berühmten Ruysch genau beschrieben worden, auf welchen ich mich, in Absicht einer weitern Nachricht von derselben, beziehen will.

Unter den Classen von Eidexen verdienen wohl offenbar die Alligators die erste Stelle. Man siehet sie in Guiana öfters in den Flüssen, und an den Ufern der Flüsse nahe an der See. An Gestalt haben sie mit den gemeinen Eidexen viel gemein, haben aber beynahe zwanzig Fuß in der Länge, und eine schwarzbraune oder ganz schwarze Farbe. Die obere Kante des Schwanzes ist scharf, hart, und mit Zähnen versehen wie eine Säge; über jedem Auge ist eine harte schuppichte Erhöhung oder Beule, größer als eine Mannsfaust. Die Haut, womit sie umgeben sind, ist dick, schuppicht, und von einer Musquetenkugel undurchdringlich, außer am Kopfe. Sie sind, die Farbe ausgenommen, wenig oder vielleicht ganz und gar nicht von dem Crocodill unterschieden. In dem Flusse Demerary sieht man sie, wenn das Wasser seicht ist, im Schlamme liegen, und sich an der Sonne wärmen; ihre Jungen, die drey oder vier Fuß lang sind, werden am Ufer von den Negern öfters mit Hacken oder Helleparden getödtet. Sie

 sind

*) Gemeiniglich hält man dafür, es seyen die Weibchen, auf deren Rücken man Eyer oder Junge antrifft; dieses hat die Frau Merian und andre Schriftsteller behauptet; und Herr Camper durch eine in den Verhandlingen der Maatsch. der Wet. te Haarlem Th. VI. (Allgemeines Magaz. Th. XII. S. 243) bekannt gemachte Wahrnehmung bestätigt. Er hat nämlich eine solche mit ausgebrüteten Jungen auf dem Rücken beladene Pipal zergliedert, und gefunden, daß solche ein Weibchen gewesen. Mithin braucht das Angeben unsers Herrn Verfassers, der dieser Meinung widerspricht, doch noch eine mehrere Bestätigung.

sind hier weniger gefährlich, als sie in andern Theilen von Amerika seyn sollen.

Die Guianische Iguana *) ist ebenfalls von der Eidexenart, ohngefähr drey Fuß lang von dem Kopfe bis an die Spitze ihres Schwanzes. Die Haut ist mit kleinen dünnen Schuppen bedeckt, und hat eine dunkelbraune Farbe, auf dem Rücken und Seiten mit blaulichten Strichen, und an dem Halse mit schwarzen Flecken schattirt. Die Beine und Füße sind dunkelblau, und die Zehen mit krummen Nägeln versehen. Der Rücken und Schwanz haben eine scharfe zähnichte Kante. Die Haut unter dem Rachen hängt lose wie ein Beutel herunter, und die Kinnbacken sind mit scharfen sichelförmigen Zähnen besetzt. Sie können sehr geschwind laufen, und werden von den Indianern gemeiniglich unter Fruchtbäumen, Ananaspflanzen u. d. gl. mit Pfeilen erlegt. Ihr Fleisch wird von den Indianern, Negern, und selbst den weißen Einwohnern, die sich lange in der Gegend aufgehalten haben, für eine große Delicatesse gehalten. Sie beißen sehr tief, aber ihr Biß ist nicht giftig.

Hier giebt es auch das Mexicanische Chamäleon, welches der Veränderung und Schönheit seiner Farben wegen merkwürdig ist; und eine große Menge und Mannichfaltigkeit von Eidexen verschiedener Gattungen, welche sich in den Häusern und Gärten aufzuhalten pflegen. Diese sind ganz unschuldig und unschädlich. Der größte Theil derselben wird ebenfalls in Brasilien, Terra Firma, Neu-Spanien, oder den Caribischen Inseln gefunden, und ist bereits vom Linnäus in seinem Natursystem beschrieben worden, auf welches ich Sie verweise,

*) LACERTA *Iguana*.

weise, wenn Sie eine genauere Nachricht davon verlangen.

Nachdem ich Ihnen eine Nachricht von den merkwürdigsten Thieren in dieser Classe der vierfüßigen abgestattet habe, so will ich nunmehr zu der Beschreibung der **Vögel** schreiten, die sich in Guiana aufhalten, und wegen der Vielfältigkeit, Lebhaftigkeit und Glanzes der Farben, die ihr Gefieder zieren, nirgends vortrefflicher sind. Ich will sie nach der Methode ordnen, welche Linnäus in der zehnten Ausgabe seines *Systema naturae* beobachtet hat.

Der Geyer *), nach dem Linnäus, ist ein Vogel mit einem geraden, und gegen das Ende gekrümmten Schnabel. Der Kopf ist von Federn entblößet, die Haut vorn nackt, und die Zunge gespalten. Der einzige Geyer, den ich in Guiana gesehen habe, ist der dunkelgraue mit schwarzen Flügeln und einem weißen Schnabel **), der vom Sloane und Ray beschrieben worden, und sich auch in Brasilien, Terra Firma u. s. w. findet.

Der Surinamische Falke ***) hat einen krummen Schnabel, der an dem dickern Ende mit einer wachsähnlichen Materie bedeckt ist. Seine Zunge ist gespalten, der Kopf ist mit weißlichbraunen Federn dick bedeckt. Von eben der Farbe sind sie auch an dem obern Theile des Leibes; hingegen die am untern Theile, wie auch die ersten Schwanzfedern, sind gelb und braun gefleckt, und die Beine völlig gelb. Dieses Thier kann seinen Kopf dergestalt aufblasen, daß er beynahe so

*) Vultur.
**) VULTUR *Aura* L.
***) FALCO *Sufflator* L.

so groß wird, wie der übrige Körper, und dieses thut es, wenn es böse, oder erschrocken ist.

Der Guianische **Uhu** *) ist eben der, welchen die Brasilianer und Markgraf Caburo nennen, in der Größe eines kleinen Krammetsvogels, mit einem krummen gelben Schnabel, der unten mit borstigen Federn bedeckt ist, einem großen Kopfe, großen Augen und Ohren, und einer gespaltnen Zunge, kurzen gefiederten Beinen, und schwarzen Krallen. Der Kopf, der Rücken, die Schwingen, und der Schwanz sind mit hellen gelbbraunen und weißschattirten Federn besetzt; die Federn an Bauch und Brust aber sind weiß, mit hellgelbbraunen Flecken versehen.

Der rothe **Neuntödter** oder Fleischervogel **) von **Surinam** ***), hat einen geraden Schnabel, mit einem Zahn auf jeder Seite bey der Spitze, eine nackende Nase, und dem Schein nach zerrißne Zunge. Sein Körper hat eine glänzende rothe Farbe; auf den Flügeln und Schwanze, deren Federn an der Spitze schwarz sind, ist er mit Flecken, die wie Augen aussehen, gezieret.

Der schwarz- und weiße Fleischervogel von Guiana †) hat einen spitzig zulaufenden Schnabel, von einer dunkelbraunen Farbe; die Spitze von dem obern Schnabel ist über den untern heruntergebogen. Die Federn beym Anfange desselben hängen vorwärts und bedecken die Nasenlöcher zum Theil. Seine Beine, Füße und Krallen haben eine dunkelbraune Farbe, und der Kopf, der Rumpf, die Flügel und der Schwanz sind mit Federn bedeckt, deren jede mit verschiedenen Queer-

strichen,

*) *Le Hibou du Brésil* BRISS. *orn* I. *p.* 499. *n.* 8.

**) Lanius. (Linn. ed. X.)

***) AMPELIS *Carnifex.*

†) LANIUS *doliatus.*

strichen, oder Zeichen von schwarzen und weißen Farben schattirt ist.

Unter den Vögeln von der Papagoyart sind die sogenannten Mackaws *) die größten. Sie haben krumme Schnäbel, deren Obertheil beweglich ist, und mit denen sie sich im Klettern helfen. Ihre Zungen sind fleischig, stumpf, und ungetheilt. Sie haben zwo Zehen forn und eben so viel hinten.

Der blau- und gelbe Makaw **) ist an Größe einem Capaune gleich, hat einen großen schwarzen und in einen halben Circul gebognen drey Zoll langen Schnabel, und schwarze Krallen. Seine Beine sind kurz und schwarz. Die Haut um die Backen und Augen herum ist mit schwarzen Federn gefleckt, oben auf dem Kopfe aber sind solche grün. Der Hals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind blau. Hingegen die Brust, der Bauch, der untere Theil des Halses und Schwanzes haben eine röthlich gelbe Farbe, und die Kehle ist mit einem schwarzen Ringe umgeben.

Der roth- und blaue Mackaw ***) ist in der Größe einer Henne, mit einem langen keilförmigen Schwanze. Sein oberer Schnabel ist schwarz und weiß, der untere gänzlich schwarz, die Backen nackt und faltig, und die Schwingen oben blau, unten aber röthlich. Unter den verdeckten Federn sind verschiedene gelbe. Die größten mittlern Federn im Schwanze sind roth, und die an den Seiten blau.

Der

*) PSITTACVS *Macao.*

**) PSITTACVS *Ararauna.*

***) PSITTACVS *severus.*

Der roth- und gelbe Mackaw *) ist etwas kleiner als der vorige, und selbst in Guiana, wo er doch einheimisch ist, ein wenig rar. Beyde Theile seines Schnabels sind schwarz: die Federn an dem obern Theil der Flügel gelb; die auf dem Wirbel des Kopfes und an der Brust roth, und die langen Federn in den Schwingen und dem Schwanze blau und roth.

Eigentlich so genannte Papagoye giebt es in Guiana eine große Menge und vielerley Gattungen, aber keinen derselben ohne grüne Federn, wie der aschfarbige blaue Papagoy von Guiana, der mit dem weißen Kamme, und etliche andre. Sie fliegen in großen Zügen, die viele Hundert stark sind, und es werden ihrer viel von den Indianern erschossen, weil sie das Fleisch davon sehr gern essen. Ihre natürliche Stimme ist ein heiseres unangenehmes Geschrey, und es ist in diesem Lande beynahe unmöglich, einen Papagoy dahin zu bringen, daß er die menschliche Sprache nachahmen, oder seine eigne vergessen sollte, weil sie alle Tage die Züge der wilden Papagoyen hören. Diese Vögel werden hier durch den Nahmen der eigentlichen Papagoyen, und derer, welche man *Creatures* nennet, unterschieden. Diese sind den erstern in allen Stücken gleich, außer daß sie minder gelehrig sind, und die Gewohnheit an sich haben, mit dem Kopfe zu nicken und zu schreyen, wenn man thut, als wollte man sie angreifen; eine Gewohnheit, die sie sich niemals abgewöhnen lassen, ob sie gleich oft sehr vernehmlich reden lernen.

Der

*) *L'Ara du Brésil.* BRISS. *orn. IV. p.* 184. *t.* 19. *f.* 1. Ist nach dem Herrn von LINNÉ von dem *Psittacus* Macao nicht verschieden.

Der größte Papagoy von Guiana heißt bey den Einwohnern Acushe. Er ist beynahe so groß, wie ein Mackaw, und hat einen langen, schwachen und fleischfarbigen Schnabel. Der Leib hat sehr schöne erbsgrüne Federn; die auf dem Wirbel des Kopfes aber sind roth, so wie auch die obern Ränder der Flügel. Der Schwanz ist lang und besteht aus grünen, rothen, und blaulich purpurfarbnen Federn. Sie sind in Demerary sehr gemein, und sprechen oft sehr deutlich.

Der blauköpfige Papagoy (*Creature*) ist in der Größe eines gemeinen grünen Papagoys; sein Kopf ist mit blauen Federn bedeckt; der Hals und Leib sind grün; die Flügel haben blaue und grüne Federn unter einander; und der Schwanz, welcher sehr kurz ist, bestehet aus rothen und grünen Federn. Der Schnabel ist kurz, gekrümmt, und von dunkelbrauner oder Erdfarbe.

Der gelbkuppichte Papagoy (*Creature*) ist gleichfalls mit grünen Federn bedeckt, die auf dem Wirbel des Kopfes, so, wie die in den Flügeln mit gelb untermischet. Der Schwanz ist kurz, und hat gelbe und grüne Federn. Der Schnabel ist wie am vorigen, aber fleischfarbig. Hier giebt es auch

Den grünen Papagoy des Ray *), mit einem langen Schwanze, nackenden Backen, und an den obern Rändern röthlichen Flügeln. Desgleichen

Den großen grünen Papagoy des Herrn Edwards mit einem langen Schwanze, blauen Vorderkopfe, und karmoisinrothen Brust.

Der

*) *Psittacus* viridis, alarum costa superne rubente. RAJ. *av.* 30. *Psittacus* nobilis LINN.

Der Brasilische *) grüne Papagoy des Herrn Edwards hat einen kurzen Schwanz, ein rothes Gesicht und blaue Schläfe. Das Grün ist durch einen gelblichen Schatten etwas verdunkelt. Unten, wo sich der Flügel wölbet, ist er roth, so wie auch die äußerliche Seite von zwoen Schwanzfedern, die obern Seiten der größten Schwung- und Schwanzfedern aber sind blau.

Der kleinere grüne Papagoy des Edwards **) hat einen kurzen Schwanz, der Vorderkopf und die Schwingen sind mit rothen Flecken gezieret, und der Wirbel des Kopfes, so, wie auch die Schwungfedern, blau.

Der guianische Cackatu ist kleiner als ein gemeiner Papagoy. Sein Schnabel ist kurz und Kastanienbraun, das Obertheil desselben ragt merklich über das Ende des untern hervor. Der Kopf, die Backen und der Hals haben lange lose Federn von einer dunkelrothen Farbe, mit weißlichen Streifen. Auf dem Wirbel des Kopfs befindet sich ein Kamm von beynahe anderthalb Zoll langen Federn, die er so als die an den Backen und Halse nach Belieben empor richten kann. Der Leib und die Flügel sind grün, und von den Schwanzfedern, welche kurz sind, haben etliche eine grüne, andre eine dunkelrothe Farbe.

Der grüne Papogay von Guiana ist ohngefähr in der Größe eines kleinen Krammetsvogels. Sein Schnabel ist dünn, klein und fleischfarbig. Der Augenring ist an dem äußern Rande röthlich, aber gegen die Pupille zu aschfarbig. Die Augen umgiebt ein

*) PSITTACVS *brasiliensis*. LINN.

**) PSITTACVS *auctumnalis*.

ein Ring von kahler fleischfarbiger Haut, ohngefähr eine Linie breit. Sein ganzes Gefieder ist grün mit einer Menge Schattirungen. Diese sind unter allen guianischen Papagoyen die häufigsten. Ma findet sie auch in Terra Firma, und auf etlichen Carribischen Inseln.

Der rothköpfigte kleine Papagoy ist von dem vorigen blos dadurch unterschieden, daß seine Federn auf dem Kopfe kermesinrothe Flecke haben. Hier ist auch

Der braunkehlichte Papagoy *) des Herrn Edwards mit einem langen Schwanze, welcher eine grüne Farbe hat, der Wirbel des Kopfes aber, und einige Schwungfedern sind blau.

Der langschwänzichte grüne Papagoy **) des Edwards hat einen rothen Schnabel und Füße, und die Schwanzfedern sind an den Spitzen blau.

Der Lory-Papagoy ***) beym Edwards hat eine gelblichgrüne Farbe und einen langen Schwanz. Der Hintertheil des Kopfes und die Kehle sind roth, der Wirbel aber und die Seiten des Kopfes blau.

Der kurzschwänzichte gelblichgrüne Papagoy des Linnäus ****) ist in der Größe eines Sperlings, mit einem blauen Flecke auf den Flügeln und blauer Unterfläche derselben; die größten Federn in den Flügeln sind blau.

Der

*) PSITTACVS *aeruginosus*. LINN.

**) PSITTACVS *rufirostris*. LINN.

***) PSITTACVS *ornatus*. LINN. Er wird sonst nicht mit unter die amerikanischen Gattungen gerechnet.

****) PSITTACVS *passerinus*. LINN.

Der Toucan von Guiana *) hat einen unförmlichen hohlen, convexen, rothen Schnabel, ohngefähr sechs Zoll lang, und auswärts zähnicht. Die Nasenlöcher stehen hinter der Wurzel des Schnabels, die Zunge ist lang und dünne, wie eine Feder, und seine Zehen sind wie am Papagoy. An Größe ist er einer gemeinen zahmen Taube gleich, und in der Gestalt hat er mit einer Dohle viel ähnliches. Der Kopf ist groß, und der obere Theil seines Schnabels, an dem dicken Ende, gelb, der untere Theil aber gegen den Kopf zu purpurfarbig. Die Seiten beyder Schnabelladen haben eine helle Scharlachfarbe. Der Kopf ist schwarz bis auf zween weiße Flecke an dem obern Schnabeltheile. Die Federn am ganzen Leibe sind schwarz, die Kehle und der obere Theil der Brust ausgenommen, wo sie weiß sind. Der Raum zwischen den weißen Federn der Brust, und den schwarzen am Bauche, ist mit rothen Federn bedeckt, und stellt einen aufwärts stehenden halben Mond vor.

Der guianische Specht hat einen geraden Schnabel, der keilförmig zuläuft, mit einer langen runden zugespitzten Zunge, und die Nasenlöcher mit struppichten Federn bedeckt. An Größe ist er dem europäischen gleich. An jedem Fuße hat er drey Zehen, seine Federn sind schwarz- und weißsprenklich, die Federn auf dem Wirbel des Kopfs und unter dem Bauche haben eine hellrothe Farbe **).

Der surinamische Eisvogel ***) hat einen dreyeckigten, dicken, geraden und langen Schnabel, mit einer

*) RAMPHASTOS *piscivorus.* LINN.

**) Picus varius cayanensis. BRISS. *orn.* 4. *p.* 54.

***) ALCEDO *Dea.* LINN.

einer kurzen breiten Zunge. Im Schwanze hat er zwo sehr lange Federn. Sein Körper ist von einer schwarzblauen Farbe, und die Flügel grünlicht. Es ist Edwards Schwalbenschwänzigter Eißvogel.

Der guianische Baumlaufer *) hat einen gebognen, schwachen und etwas dreyeckigten Schnabel, mit einer spitzigen Zunge. Er ist blau von Farbe, aber die Flügel und der Schwanz sind schwarz, und der letztere hat eine ungewöhnliche Länge.

Colibri's **) oder Honigvögel giebt es in Guiana außerordentlich viel. Sie sind klein und sehr mannigfaltig. Sie flattern um die Blumen herum, und wissen sich in einer unveränderten Stellung dicht an denselben, schwebend, und ohne sich zu setzen, bloß durch die Bewegung ihrer Flügel zu erhalten; welche so schnell ist, daß man sie fast nicht sehen kann. In dieser Stellung schieben sie ihre Zungen, die aus zween feinen fleischigten Fäden besteht, in die Höhlung der Blume hinein, und saugen das Honig heraus. Während der Zeit macht die geschwinde Bewegung ihrer Flügel ein sumsendes Geräusch, wie es die Bienen machen. Sie sind die schönsten unter den geflügelten Geschöpfen, und ohne Zweifel die kleinsten unter den Vögeln, indem einige darunter nicht über funfzig Gran wiegen. Ihre Nester sind außerordentlich klein und sonderbar, und werden gemeiniglich von dem Weiblein auf die Zweige der Fruchtbäume gebauet, wozu das Männlein die Materialien herbey schaffet, worunter die Baumwolle das vornehmste ist. Das Weiblein legt auf einmal zwey Eyer, welche rein, weiß, beynahe

*) CERTHIA *caerulea.* LINN.
**) Humming birds. TROCHILUS. LINN.

durchsichtig, und in der Größe einer Erbse sind. Das Männlein und das Weiblein stehen einander wechselsweise im Ausbrüten bey, welches zwölf Tage lang dauert. Ihre ganze Nahrung scheint bloß aus Honigthau und Blumensaft zu bestehen.

Der Honigvogel unterscheidet sich sonderlich durch einen pfriemförmigen oder fadenähnlichen und krummen Schnabel, welcher länger ist, als der Kopf. Der obere Theil desselben ist gleichsam die Scheide zu dem untern, und die Zunge gleichet einem gespaltenen und ausgehöhleten feinen Faden.

Der schwarze Colibri oder summende Vogel, ist der kleinste von der ganzen Gattung, indem er nicht dicker ist, als die Spitze eines Mannesfingers, und vom Kopfe an bis zu Ende des Schwanzes nicht länger als anderthalb Zoll. Sein Schnabel ist schwarz und gerade, ausgenommen bey der Spitze, wo er eine kleine Biegung hat. Die Länge desselben ist ohngefähr sechs Linien, und die Größe einer ordentlichen Stecknadel gleich. Die großen Federn an den Flügeln und im Schwanze haben eine schöne schwarze Farbe, diejenigen aber, welche den übrigen Theil des Leibes bedecken, sind grünlich-braun, und haben einen rothscheinenden, unnachahmlichen Glanz. Oben auf dem Kopfe haben sie einen kleinen Busch, der unten grün ist, oben aber eine schimmernde Goldfarbe hat. Die Schnelligkeit dieser Vögel im Fluge ist so groß, daß man ihrer Bewegung kaum mit den Augen folgen kann. Der ganze Leib, zusamt den Federn, hat oft kaum funfzig Gran am Gewicht.

Der schwarz- und blaue Colibri *) ist beynahe zweymal so groß, als der vorhergehende. Die grossen

*) TROCHILVS *jugularis*?

sen Federn an den Flügeln und im Schwanze haben ein schönes glänzendes Schwarz, die auf dem Rücken ein lebhaftes Blau, und die, welche die Kehle und Brust bedecken, ein schieligtes Kermesin, welches, nachdem das Licht verschiedentlich auffält, eine Menge der schönsten Schattirungen giebt.

Der kleine grüne und kermesinfarbne Colibri ist der häuffigste unter allen Honigvögeln in Guiana, und scheinet diesem Lande eigen zu seyn, da hingegen die beyden erstern vielen Oertern in Terra Firma und den carribischen Inseln gemein sind. Dieser Vogel ist ohngefähr um ein Drittheil größer, als der kleinste unter den beyden vorigen. Sein Schnabel ist schwarz, lang und schwach. Die Federn am Halse, auf dem Rücken und die obern Ränder der Flügel, haben eine schöne erbsgrüne Farbe. Der Wirbel des Kopfes ist mit einem kleinen Busche von schielender Kermesinfarbe gezieret. Die Federn an der Brust sind gleichfalls Kermesin, und die langen Federn in den Schwingen, und dem Schwanze, grün, kermesin und dunkel-purpurroth. Der Kopf ist klein, mit kleinen, runden, schwarzen, glänzenden Augen.

Der kleine braune Colibri von Guiana ist dem vorigen an Größe gleich. Die Seitenfedern seines Schwanzes haben eine violetblaue Farbe, und die, welche den Leib bedecken, sind ziegelroth und fleckig. Ausser diesen halten sich in Guiana auf:

Der langschwänzige, schwarzkuppige Colibri des Herrn Edwards *), welcher lange Seitenfedern von brauner Farbe in dem Schwanze, grüne aber an dem Leibe, und eine schwarze Kuppe hat.

*) TROCHILVS *Polytmus*. LINN.

Der schwarzbäuchichte americanische **Colibri** *), dessen Schwanzfedern auf der obern Seite schwarz, und alle von gleicher Länge sind. Der obere Theil des Leibes ist grün, die Brust blau, und der Bauch schwarz.

Der **Colibri** **) mit einem eisenfarbigen Schwanz, schwarzen Flügeln, einem goldfarbigen Rücken und weißlichen Bauche.

Der grüne geradschnäbliche **Colibri** mit braunen Flügeln, aschfarbnen Bauche, und blauer Kuppe ***).

Die guianische **wilde Ente** ist etwas größer als die Englische zahme Ende, der sie an Farbe und Gestalt sehr nahe kömmt, ihr Schnabel aber ist schwarz und gegen das Ende zu krumm, und die Beine und Füße haben eine Aschenfarbe. Während der regnichten Jahreszeiten findet man sie in großer Menge an den Ufern der Flüsse.

Es giebt auch hier eine Gattung von **Schopfenten** †), etwas größer als die ordentliche europäische Ente. Ihr Schnabel ist breit und schwarz. Die Federn am Kopfe sind weißlich braun, die am Halse, auf dem Rücken, und in den Flügeln sind grau und braun mit kastanienfarbnen Flecken und Strichen gezeichnet. An der Brust und am Bauche hat sie dunkle weiße Federn. Sie findet sich, wie die vorigen, zu eben den Zeiten häufig an den Flüssen.

Die guianische **Löffelgans** ††) hat einen geraden, flachen, breiten Schnabel, der sechs Zoll lang, ohne Zähne, und an dem Ende krumm ist, wo er breiter und

*) TROCHILVS *holosericeus*. Linn.
**) TROCHILVS *surinamensis*. Linn.
***) TROCHILVS *cristatus* Linn.
†) ANAS *arborea* Linn.
††) PLATALEA *Ajaja*. Linn.

und rund wird. An dem obern Theile des Schnabels ist ein Nagel angesetzt; besagtes Theil bildet eine Höhlung, die einem Löffel ähnlich ist. Diese Schnabellade hat eine weißlich braune Farbe, ist durchsichtig, so daß man durch seine Oberfläche die rothen Aeste seiner Blutgefäße entdecken kann. Der untere Schnabeltheil ist von eben der Farbe, aber fleischigter, und weniger durchsichtiger. Der Kopf ist kahl von Federn und weißlich an Farbe, der Leib aber mit rothen Federn bedeckt, und die Zehen durch eine Haut an einander gefüget.

Hier ist auch die **Plataläa** des Linnäus, welche einen etwas flachen Schnabel hat, der gegen das Ende zu breit, tellerförmig und ganz flach ist; sie hat die Größe eines Sperlings. Der obere Theil ihres Leibes ist braun, aber der untere weiß; sie hat vier Zehen mit ausgespannter Haut *).

Der guianische **Reiger** mit einem langen, geraden, gespitzten, etwas zusammengedrückten Schnabel, mit einer kleinen Furche, die von dessen Anfang bis an die Spitze gehet, ist des Herrn von Linné Reiher mit einer kleinen Kuppe hinten auf dem Kopfe, und einem gestreiften Rücken **). Der untere Theil des Halses ist braungelb, der Wirbel des Kopfes schwarz, und die Flügel braun, nur die kleinern Schwungfedern ausgenommen, welche an den Spitzen schwarz sind. Er hat vier Zehen, und ist an Größe beynahe dem europäischen Reiger gleich.

Der guianische **Keilhaken** ***) oder der Indianische rothe Keilhaken beym Ray, hat einen langen run-

 den

*) PLATALEA *pygmaea*. Linn.
*) ARDEA *ſtriata*. Linn.
*) TANTALVS *ruber*. Linn.

den gewölbten Schnabel. Der Leib, die Flügel, der Schwanz, der Kopf, und die Schenkel haben Federn von einer schönen hellrothen Farbe, die langen Federn in den Flügeln aber sind an den Spitzen schwarz. Die Beine sind lang und schwarz, die Füße roth, mit vier Zehen, worunter die hinderste etliche Gelenke hat. Der Körper ist ein wenig kleiner als der gemeine englische Keilhaken, und sein Fleisch wird sehr geliebet. Er hält sich an den Ufern der Flüsse bey dem Meere in großer Menge auf.

An der Küste und dem Auslauf der Flüsse in Guiana giebt es große Flüge Brachvögel, die an Größe und Gestalt den canadischen gesprenkelten Wasserhünern*), nach Edwards Beschreibung, ähnlich sind.

Das Wasserhuhn mit Spornen an den Flügeln**) des Edwards, wird gleichfalls in Guiana gefunden.

Der Pfauenfasan***) von Guiana ist bisher in Europa nicht bekannt gewesen. Man findet ihn sehr häufig in den holländischen Colonien Berbice, Essequebo, und Demerary. Er ist nur wenig kleiner als ein gemeiner türkischer Hahn. Sein Schnabel ist gelb, die Spitze ausgenommen, wo er blau ist, anderthalb Zoll lang, und convex. Der obere Theil desselben ist gewölbt, und die Ränder ragen über den untern vor. Die Nasenlöcher sind zum Theil mit einer convexen Haut bedeckt, welche gelb ist. Oben auf dem Kopfe hat er einen Busch von geradstehenden Federn, die fast ei-

nen

*) CHARADRIUS *apricarius*. Linn.

**) PARRA *variabilis*. Linn.

***) Ohne Zweifel CRAX *Alector*. LINN. *syst.* 269. Crax niger iride subfusco-crocea, ventre albido. BROWN. *hist. of Iam.* 470. Gallus indicus SLOAN. *hist. of Iam.* 2. *p.* 302. *t.* 260. und also ein längst bekannter Vogel.

nen Zoll lang sind, eine glänzende Schwärze haben, und sich gegen die Spitzen, wo sie mit weißen Zeichen oder Strichen gezeichnet sind, ein wenig kräuseln. Diese Striche aber fehlen dem Weibchen, dessen Busch nicht so hoch ist. An den übrigen Theilen des Leibes hat dieser Vogel schwarze glänzende Federn, ausgenommen am Bauche, wo sie weiß sind. Der Schwanz ist lang und schwarz; die Beine und Zehen unterscheiden sich nur durch die Größe von denen an dem gemeinen Welschen Hahne *). Diese Vögel werden von den Indianern, wegen ihres Schreyens, welches mit dem Nahmen einige Aehnlichkeit hat, Powese genannt. Ueberhaupt ist dieses ein Umstand, welchen die Indianer in Benennung der Thiere allemal scheinen beobachtet zu haben. Sie lassen sich sehr leicht zahm machen, zumal da sie nicht vermögend sind, sonderlich weit zu fliegen. Sie sind in ziemlicher Menge in den Wäldern, und machen einen guten Theil von der Speise der Plantagenbauer aus, womit sie die Indianischen Jäger versorgen. Ihr Fleisch ist in großem Werthe, und hat, wenn es zugerichtet ist, mit dem Fleische des welschen Hahns so viel Aehnliches, daß es Fremde oft dafür gegessen haben.

*) Indessen, daß diese Blätter zum Druck befördert wurden, hatte der Verfasser Gelegenheit einen von diesen Fasanen zu sehen. Der Besitzer sagte, er wäre vor kurzen aus Brasilien gekommen, wo ihn die Einwohner des Landes Curasso nenneten. Die Schiffer, welche nach fremden Gegenden segeln, pflegen die rarsten Vögel zu kaufen, und bringen sie nach Europa, daher eine gute Anzahl der guianischen Vögel bereits von Naturkündigern beschrieben worden, die doch niemals in diese Gegend gekommen sind. Anm. d. Grundschr.

Man nimmt an den hiesigen Hünern und Hähnen keinen weitern Unterschied von den gemeinen englischen wahr, als daß sie etwas kleiner sind, und struppichte und ungleiche Federn haben. Sie werden aus den innern Theilen von Guiana gebracht, wo sie von den Indianern aufgezogen werden, und ohne Zweifel diesem Theile von Amerika eigen sind.

Der Vogel, welcher von den Indianern **Marroden** genannt wird, ist ohngefähr in der Größe eines gemeinen Huhnes, und auch in der Gestalt nur wenig unterschieden, außer das seine Beine und Hals etwas länger sind. Der Leib ist über und über mit bräunlich schwarzen Federn bedeckt, die Farbe des Schnabels ist dunkelbraun, und die Beine sind grau. Sie sind außerordentlich zahlreich in Guiana, sitzen auf den Bäumen, und machen ein Geschrey, das mit ihrem Indianischen Nahmen einige Aehnlichkeit hat. Dieß Schreyen wissen die Indianer so natürlich nachzumachen, daß ihnen die Vögel antworten, und sich dadurch verrathen. Ihr Fleisch ist dem Fleische der gemeinen Hüner sehr ähnlich, aber etwas schlechter am Geschmack.

Der **Hannaquaw** ist ein Vogel von eben der Gattung, wie der Marroden, aber von einem schlankern Bau, und glänzenden schwarzen Federn. Sie setzen sich ebenfalls auf die Bäume, und lassen früh morgens deutlich, aber etwas heischer, zu wiederholtenmalen das Wort Hannaquaw sehr laut von sich hören.

Das guianische **Rebhun** ist mit dem europäischen von einerley Gestalt, aber fast zweymal so groß. Seine Federn sind lichtbraun oder aschgrau, mit schwarzen kastanienbraunen Flecken untermischt. Sie lau-

fen

sen gemeiniglich auf der Erde, kriechen, wie die Wachteln, im Gesträuche herum, und fliegen, wenn man sie scheucht, mit einem lauten Geschrey auf. Sie sind fett, rund, und ungeschickt, und ihr Fleisch wird sehr hoch gehalten. Bey den Indianern heißen sie Mams.

Die einzige Taube in Guiana ist die kleine Turteltaube des Ray mit gesprengelten Flügeln *). Die ersten Schwung- und Schwanzfedern sind dunkelbraun, der Leib purpurfarben, und der Schnabel und die Beine gelb.

Der guianische Spottvogel **) hat einen kegelförmigen, erhobenen, fleischfarbnen Schnabel, und die Nasenlöcher an desselben Ursprunge. Der Größe nach ist er englischen Amseln gleich. Der Wirbel des Kopfes, die Brust, und die obern Ränder der Flügel, haben eine helle Karmesinfarbe, und die Federn an den übrigen Theilen des Leibes, ein glänzendes Schwarz. Ihre Nester sind von Heu u. s. w. gebauet, cylindrisch, zwölf bis funfzehn Zoll lang, und acht oder neun weit, und scheinen von den obern Aesten der höchsten Bäume herunter zu hangen, wo sie von dem Winde hin und her getrieben werden, zu welchem Ende sie auch von solcher Länge seyn müssen, damit der Vogel nicht von jedem Stoße des Windes herausgeworfen werde, welches ausserdem geschehen würde. Diese Vögel haben einen überaus lieblichen und harmonischen Gesang, ahmen aber gerne andrer Vögel Gesang nach.

Der Guianische Reisvogel ***) hat einen Schnabel, wie des vorigen seiner, auch beynahe eben dieselbe

Größe.

*) COLUMBA *passerina*. Linn.
**) LOXIA *dominicana*. Linn.
***) LOXIA *Oryzivora*. Linn.

Größe. Seine Augen sind klein, lebhaft schwarz, und mit Ringen von einer nackten weißen Haut umgeben. Der Kopf ist klein, und alle seine Federn sind so schwarz, wie schwarzer Agat. Er hält sich zu den Reisfeldern, woher er auch seinen Namen hat.

Hier wohnt auch der kleinere schwarze Rothschwanz *) des Catesby, mit einem weißen Flecke auf der Brust zwischen den Flügeln, und auf zwoen von den auswendigen Schwungfedern.

Auch der graue Gimpel **) des Linnäus, etwas größer als ein Rabe, mit einem kurzen, dicken, etwas stumpfen Schnabel, der Rumpf und Untertheil des Leibes brandgelb, und die vierte, fünfte und sechste Feder im Schwanze gegen der Kehle zu auf beyden Seiten weiß.

Der guianische Blaufinke ***) hat einen kegelförmigen Schnabel, dessen beyden Schnabeltheile gegen den Kopf aus einander gehen. Sein Körper hat über und über himmelblaue Federn, die vornehmsten Federn aber in den Flügeln und im Schwanze, sind auf der äußerlichen Seite mit Karmesin schattirt.

Der gelbe Finke †) hat mit dem vorigen einerley Schnabel. Die Federn am Leibe haben eine frische gelbe, die größern Federn in den Flügeln aber, so wie auch die im Schwanze sind mit Grün untermischt.

Hier ist auch der größere Rothschwanz ††) des Edwards, dessen Leib braun, an der Brust, der Kehle, und

*) LOXIA *nigra*. Linn.

**) LOXIA *cana*. Linn.

***) LOXIA *caerulea*. Linn.

†) LOXIA *flavicans*. Linn.

††) TANAGRA *militaris*. Linn.

und den Schultern mit großen blutfarbnen Flecken versehen ist.

Der Vogel, welchen hier die eingebohrnen Einwohner Kischee-Kischee nennen, übertrifft die ganze Familie der Vögel an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben, die sein Gefieder zieren. Er ist etwas größer als ein gemeiner Haussperling, und hat einen conischen, geraden, scharfen Schnabel von einer hellen Fleischfarbe. Seine Federn sind ein verwirrtes Gemisch von allen den lebhaftesten und schönsten Farben in der Natur: unter diesen machen gelb, Scharlachroth, Grün, und ein schwärzlicher Purpur, oder Indigofarbe den größten Theil der Federn aus, außer diesen aber hat er auch weiße, schwarze und blaue. Alle diese Farben sind in einer solchen schönen Unordnung durch einander gemischt, daß es unmöglich ist, einen Begriff von ihrer Vertheilung zu geben. Die Accawauindianer bringen diese Vögel aus den entlegnen innern Gegenden des Landes, und selbst hier ist ihr gewöhnlicher Preiß das Paar für zwo Pistolen. Man hat viele vergebene Versuche gemacht, sie nach Holland zu bringen.

Der rothe und blaue brasilische Finke des Edwards *) ist ebenfalls hier zu finden. Er hat einen Schnabel wie der vorhergehende, aber hellroth. Der Schwanz ist keilförmig, und, wie der übrige Leib, röthlich, aber die Schläfe, der Rumpf und der Bauch, sind violetblau.

Der guianische Grünling **) ist am Kopfe und obern Theile des Körpers grün, an der Brust aber und dem

*) FRINGILLA *granatina.* Linn.

**) FRINGILLA *butyracea.* Linn.

dem Bauche gelb, die ersten Schwungfedern an dem auswendigen Rande weiß.

Der amerikanische Sperling *) des Seba, ist, ob er gleich von Barbados geschickt ward, ein in Guiana einheimischer Vogel. Der Rücken ist schön, schwarz, der Bauch weiß, der Kopf und die Brust lebhaft blau, der Leib dunkelgrün, und die Flügel nebst dem Schwanze von einem wunderbaren Schwarz mit Purpur schattirt.

Der rothbäuchige Blauvogel **) ist ein Guiana eigener Vogel. Er hat einen pfriemenförmigen geraden Schnabel, mit beynahe gleichen Schnabelladen. Ihre Ohrenlöcher sind fast ovalrund, und die Zunge gespalten. Die Farbe ist blau, den Bauch und Steiß ausgenommen, welche röthlich sind.

Der grüne schwarzkuppichte Fliegenschnepper ***) des Edwards, dessen vördere Federn an den Flügeln schwarz sind, ist auch in Guiana einheimisch.

Die schwarze Meise ****) mit einem weißen, glatten, flachen Schnabel, und abgestutzter Zunge, die in Härchen ausgehet, wird gleichfalls in Guiana gefunden. Sie ist schwarz mit einem gelben Flecke auf den Flügeln und Schwanze.

Dieses sind die merkwürdigsten Vögel in Guiana, ob es gleich noch eine Menge andere giebt, die in Absicht der Schönheit ihrer Federn minder sonderbar sind. Denn in der That ist hier diese Classe von Thieren so zahlreich, daß sich verschiedene Personen in dieser Colonie

*) TANGARA *barbadensis caerulea.* BRISS. *orn. 3. p. I. p. 8. n. 3.* FRINGILLA *jamaicensis?* Linn.

**) MOTACILLA *Velia.* Linn

***) MOTACILLA *Spiza.* LINN. *syst. ed. X. p. 188.*

****) PARVS *Cela.* Linn.

nie mit gutem Vortheile beschäftigen, nebst ihren Sklaven und Untergebnen für die Cabinetter der Naturaliensammler in Europa Vögel zu tödten, und auszustopfen. Die Art und Weise, wie dieses letztere gemacht wird, verdienet, daß ich sie mittheile, da sie in Europa unbekannt ist *). Eine Methode, die Körper der Vögel für der Fäulniß zu erhalten, indem man die Höhlung unter dem Brustbeine, und den Unterleib, mit einem Gemenge von Salz und Alaune anfüllet, nachdem vorher die Eingeweide u. s. w. herausgenommen, auch in verschiednen Theilen des Körpers Einschnitte gemacht worden, welche mit eben dem Gemenge angefüllt werden, ward vor einiger Zeit in einem der monatlichen Magazine bekannt gemacht, und der Autor hielt es, wo ich nicht irre, für eine wichtige Entdeckung, die er, wahrscheinlicher weise nicht ohne große Schwierigkeit zu Paris gemacht hat.

Die Methode, wie man in Guiana damit zu Werke geht, ist diese: man thut den Vogel, welcher aufgehoben werden soll, in ein darzu dienliches Gefäß, und gießt brausenden Wein, oder das, was bey Abziehung des Rums zuerst übergehet, darauf. In diesem Spiritus läßt man ihn vier und zwanzig oder acht und vierzig Stunden, oder auch länger, nach Beschaffenheit der Größe, stehen, bis selbiger jeden Theil des Körpers durchdrungen hat. Wenn dieses geschehen, wird

*) Sie wird aber in Europa wohl nicht sehr nachgeahmet werden, weil sie zur Conservation der Vögel in der That nichts beyträgt. Wenn der Spiritus verflogen ist, bleibt das Fleisch noch immer eine angenehme Speise für die Speck- und andere Würmer, wie die Besitzer solcher Vögelsammlungen dieses zu ihrem Schaden oft genug erfahren.

wird der Vogel herausgenommen, und seine Federn, welche durch dieses Einweichen nicht im geringsten verändert worden, glatt und ordentlich gelegt. Sodann thut man ihn nebst einer Anzahl andrer in eine Maschine, die ausdrücklich dazu gemacht ist, und sein Kopf, Flügel, Füße, Schwanz u. s. w. werden genau nach dem Leben gelegt. In dieser Lage werden sie alle in einen sehr gelinde geheitzten Ofen gesetzt, wo sie langsam trocknen, und nachher beständig diese natürliche Lage, ohne Gefahr zu verfaulen, behalten. Diese Methode möchte vielleicht in England sehr kostbar scheinen, da die große Liebe zu abgezogenen Wassern den Preis des Weingeistes zu einer außerordentlichen Höhe gesteigert hat; aber in einem Lande, wo man vier Maß Rum mit zehn Pence bezahlet, ist der Fall sehr verschieden.

Es verdienet angemerkt zu werden, daß die Vögel in Guiana sich vielmehr durch die Schönheit ihrer Federn, als die Harmonie und Lieblichkeit ihres Gesanges ausnehmen, und daß das Fleisch der Thiere in dieser, wie in allen übrigen Gegenden zwischen den Wendezirkeln, weniger Saft oder Brühe hat, als in Europa, welches wohl von der außerordentlichen Ausdünstung herrühret.

Der Mechanismus der Fische berechtiget sie zu dem nächsten Range nach den Vögeln. Aber es giebt ein Seethier, welches an der Küste, oder in den Flüssen von Guiana gefunden wird, das man nicht unter die Classe der Fische rechnen kann, und welches eine vorläufige Beschreibung verdienet. Dieß ist der Manati oder die Meerkuh, welche die Franzosen Lamen-

tin

tin *) nennen. Dieses Thier ist sechszehn oder achtzehn Fuß lang, und hat etliche Fuß im Umfange, sonderlich bey dem Nabel, wo es am stärksten ist. Der Kopf ist einem Schweinskopfe ähnlich, aber die Schnautze kürzer. Die Augen sind klein, und stehen in der Mitte zwischen dem Rüssel und den Ohren, oder besser Gehörgängen, welche sich öfnen und wieder zuthun. Das Maul ist groß, und hat auf jeder Seite starke Barthaare; die Nasenlöcher sind eines Ochsen seinen ähnlich. Das Zahnfleisch in dem vordern Theile des Mauls ist hart und zahnlos, die Zunge kurz, und so wie der Hals kaum sichtbar. Der Leib ist mit einer rauhen schwärzlichen Haut bedeckt, worauf wenige Haare einzeln stehen; der Rücken hat verschiedne zirkelrunde Runzeln, und auf jeder Seite sieht man verschiedene Erhöhungen. An der Brust stehen zwo fleischige Tatzen oder Floßfedern, wie Flügel, von ohngefähr achtzehn Zoll Länge, mit welchen sich das Thier aufrecht hält, wenn es an den Seiten der Flüsse im Grase weidet, und mit welchen das Weiblein ihre Jungen an die Brüste hält, die den Brüsten einer Frauensperson ähnlich sind. Das Thier hat keine Floßfedern, als den Schwanz, welcher horizontal ist, wie bey dem Wallfische. Es verläßt das Wasser niemals gänzlich, und hält sich gern in den Flüssen auf, die ein süßes Wasser haben, ob es gleich auch an der Seeküste gesehen worden ist. Sein Fleisch ist gemeiniglich fett, und hat mit dem Kalbfleische sehr viel Aehnlichkeit. Die

*) TRICHECUS *Manatus* LINN. ein wirkliches vierfüssiges Thier, welches aber schon viel Aehnlichkeit mit der Familie der Wallfische hat.

Die Seefische an der Küste von Guiana sind nicht so delicat, als die im süßen Wasser, und zwar wegen des schlammichten Wassers, welches sich auf die dreyßig bis vierzig Meilen vom Ufer, längs der Küste hin, erstreckt. Auch haben die meisten von diesen Fischen keine Schuppen. Der größte darunter heißt Lowlow, ist ohngefähr sechs Schuh lang, und beynahe drey Schuh stark, mit einer blaulicht silberfarbnen Haut überzogen; er hat einen langen beinichten Kopf, ein breites Maul, ein paar Floßfedern ein wenig unter dem Kopfe, und ein andres Paar an dem Bauche, desgleichen eine einzelne auf dem Rücken, und eine große am Ende des Schwanzes. Dieser Fisch gehört unter die Seefische.

Der Fisch, welcher bey den Indianern Barraketa genennet wird, ist der größte von dem Fischgeschlechte der süßen Wasser, ohngefähr zween Schuh in der Länge, zween im Umfange, und meistentheils rund. Seine Gestalt ist einem Lachse sehr ähnlich, aber die Schuppen sind größer, und der Körper in Proportion dicker. Sein Fleisch ist weiß, sehr fett und delicat. Man findet sie sonderlich in den obern Gegenden der Flüße, wo sie sich in großer Menge aufhalten.

Der Fisch, welchen die Indianer und die weißen Einwohner Peri nennen, ist ohngefähr achtzehn Zoll lang, drey Zoll breit, etwas platt, und mit dünnen glänzenden Schuppen bedeckt. Er hat an jeder Seite des Bauches, ein wenig unter dem Kopfe, eine Floßfeder, eine einzelne auf dem Rücken, und eine andre an dem Ende seines Schwanzes. Der Kopf ist breit, das Maul groß, und mit langen scharfen Zähnen bewafnet. Dieses ist gleichfalls ein Fisch, der sich im

süßen Wasser aufhält, und die Kricken *) und Ufer der Speise wegen besucht. Er ist außerordentlich gefräßig, und beißt jede Sache an, die im Wasser hängt. Den Enten, welche in den Kricken herumschwimmen, pflegt er öfters die Füße abzubeißen, eben dieses wiederfährt bisweilen den Brüsten der Weiber, und den Schaamgliedern der Männer, wenn sie in den Flüßen schwimmen. Deswegen baden sich die weißen Einwohner niemals in den obern Gegenden dieser Flüsse, wo das Waffer süß ist, ohne sich vorher eine Serviette oder ein Schnupftuch um die Lenden gebunden zu haben. Die Indianer hingegen bedienen sich dieser Vorsicht im Schwimmen nicht, sondern sind darauf bedacht, daß sie in einer beständigen Bewegung bleiben, so lange sie im Wasser sind, wodurch der Fisch verscheucht wird, und sich entfernt hält.

An der Küste und in den Flüßen von Guiana giebt es auch Sägefische **), Schollen, die brasilische Scholle ***), die surinamische Makrele, Drummers ****), den alten Weiberfisch †), Meeräschen ††), eine Art von Anchovies †††), Garneelen, und eine Menge andrer sowohl in süßen als in salzigen Wasser lebender Fische, die ich nicht aufmerksam genug beob-

*) *Creeks*, kleine Flüße; auch Canäle, welche dazu dienen, daß man von den Pflanzstätten eine Communication mit den Flüßen haben kann. Condamine Reise nach Guiana. S. 8.

**) SQVALVS Pristis. LINN.

***) ARAMACA *Brasil.* RAI. *syn. pisc.* 33. PLEVRONECTES *papillosus.* LINN.

****) LABRVS *Cromis.* LINN.

†) BALISTES *Vetula.* LINN. Old-wife.

††) MVGIL *Albula.* LINN. Mullet.

†††) ATHERINA *Menidia.* LINN?

beobachtet habe, um sie umständlicher beschreiben zu können. Einer derselben aber, der zu dem Aalgeschlechte gehört, verdient eine besondre Aufmerksamkeit; ich will ihn einsweils, wenn es erlaubt ist, den betäubenden (torporific) Aal nennen, bis er durch einen eigenthümlichen Namen unterschieden wird *).

Dieser Fisch hält sich blos in süßem Wasser auf, und wird gemeiniglich in dem Flusse Essequebo gefunden, wo er mehrentheils drey Fuß lang, und gegen die Mitte zwölf Zoll dick ist. Er hat eine glatte Haut, von blaulicher Bleyfarbe, den bleyernen Platten sehr ähnlich, welche dem Wetter lange ausgesetzt gewesen sind. Schuppen hat er gar nicht. Der Kopf ist so groß wie der größte Theil seines Körpers, aber an der obern und untern Seite etwas flächer, und auf der Oberfläche mit verschiedenen Höhlen durchlöchert, wie der Lampretenaal. Die obere und untere Lippe ragen in gleicher Weite hervor, endigen sich in einem halben Mond, und formiren ein breites Maul ohne Zähne. An dem hintern Theile des Kopfes sind zwo kleine Floßfedern, auf jeder Seite eine, die, wie die Ohren eines Pferdes, sich bald aufrichten, bald wieder niederlegen, nachdem der Fisch lustig oder böse ist. Ohngefähr acht Zoll unter dem Kopfe nimmt der Körper an Größe nach und nach, bis zum Schwanze, ab, welcher sich in eine Spitze ohne Floßfeder endiget. Unter dem Bauche ist eine fleischige Floßfeder, ohngefähr einen

*) So unvollkommen und undeutlich auch die übrigen Fische beschrieben sind, so daß man sie aus den angegebenen Merkmahlen wohl schwerlich dürfte erkennen können; so kann man doch in nachfolgender Beschreibung den neuerlich berühmt gewordenen Zitteraal, GYMNOTUS *electricus*. LINN. *syst*. 427. nicht verkennen.

nen halben Zoll dick und beynahe drey Zoll breit, die von dem Kopfe nach der Spitze des Schwanzes zu gehet, aber an Breite abnimmt, so wie der Körper kleiner und kleiner wird. Diese, nebst den beyden am Kopfe, sind die Floßfedern alle, die man an dem Leibe dieses Aals findet, welcher fast rund seyn würde, wenn er nicht die Bauchfloßfeder hätte. Dieser Fisch hohlt sehr oft Athem, und hebt deswegen aller vier bis fünf Minuten seinen Kopf über die Oberfläche des Wassers hervor. Die sonderbarste Eigenschaft desselben aber ist, daß wenn man ihn entweder mit der bloßen Hand, oder einem Stabe von Eisen, Gold, Silber, Kupfer, u. s. w. den man in der Hand hält, oder auch mit einem Stäbgen von einem gewissen schweren amerikanischen Holze anrühret, er eine Erschütterung verursachet, die der electrischen vollkommen ähnlich, und gemeiniglich so heftig ist, daß nur wenige Personen sie zum zweytenmale aushalten wollen.

Dieser Fisch ist vermuthlich von einerley Gattung mit demjenigen, dessen Herr de la Condamine in seiner *Relation abregée d' un Voyage, fait dans l'Interieur de l'Amerique etc.* beyläufig gedenkt, und ihn *une espéce de Lamproie* nennet, den er in der Gegend der Stadt Para, an dem südlichen Ufer des Amazonenflusses gefunden, „dont le corps, comme celui de Lamproie ordinaire, est percé „d'un grand nombre d'ouvertures, mais qui a de „plus la même propriété que la Torpille. Celui qui la touche avec la main, ou même avec „un baton, ressent un engourdissement douloureux dans le bras, & quelquefois en est, dit-„on, renversé.„ Das ist alles, was dieser Herr

von dem Fische sagt: und es stimmt ziemlich genau mit den verschiednen Umständen, die ich an dem betäubenden Aale bemerkt habe, überein. Wenn aber die Erschütterung, wie er erzählt, durch einen Stab geht, so muß er von einer besondern Art von Holze seyn; indem ich niemals die geringste Empfindung habe spüren können, wenn ich ihn, wie ich oft gethan, mit eichnem, äschenem, oder einer andern im Wasser schwimmenden Art von Holze berühret habe. Was zwischen der Erschütterung des betäubenden Aals und des Torpedo für eine Verwandschaft ist, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen, da ich die letztere nicht gefühlt habe; aus allen den Umständen aber, welche ich in Beziehung auf denselben habe sammeln können, ist es, wie ich glaube, sehr augenscheinlich, daß beyde Erschütterungen auf einerley Weise, und vermittelst gleicher Werkzeuge mitgetheilet werden.

Vor mehrern Jahren übergab der berühmte Herr von Reaumur *) der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Abhandlung, worinn er sich zu zeigen bemühete, daß die Erschütterung des Krampffisches **) die Wirkung von einem Schlage sey, welcher durch Muskeln von einer besondern Structur mit großer Schnelligkeit dem Gliede, womit man ihn anrühret, beygebracht werde. Dieser Hypothese gab ganz Europa einen blinden Beyfall, und Herr von Reaumur hat bisher die Ehre genossen, die verborgne Ursache dieses geheimnißvollen Effects entdeckt zu haben.

Allein

*) *Mémoires de l'Academie Royale des Sciences, etc.* 1714.

**) RAJA *Torpedo.* LINN. eine von derjenigen, von welcher unser Herr Verfasser hier redet, ganz unterschiedene europäische Gattung, die zur Familie der Fische eigentlich gar nicht gehöret.

Allein wenn es mir erlaubt ist, dasjenige vorauszusetzen, was ungezweifelt wahr ist, daß nämlich die Erschütterung des Krampffisches und des Zitteraals beyde auf eine ähnliche Weise und durch ähnliche Mittel mitgetheilet werden, so wird es gar keine Schwierigkeit machen, zu beweisen, daß die ganze vorgegebne Entdeckung des Herrn von Reaumur ein vollkommnes Unding ist. Sie könnten es vielleicht für ein stolzes Unternehmen von mir halten, das Ansehen eines Mannes anzugreifen, dessen litterarische Verdienste so allgemein bekannt sind; ich bin aber überzeugt, daß ein blinder Glaube, wenn er durch das Ansehen eines grossen Namens unterstützt wird, eine fruchtbare Quelle von Irrthümern in philosophischen Untersuchungen sey, und weil ich selber Verstand und Fähigkeiten habe, so will ich sie mit der Freyheit gebrauchen, wozu sie mir gegeben worden sind. Die Menschheit ist dem Irrthume allezeit unterworfen, und der Reitz der Neuigkeit mag vielleicht den Herrn von Reaumur zu einem Fehler verleitet haben. Um aber, außer der Möglichkeit des Irrthums, auch zu beweisen, daß die Erschütterung des Zitteraals nicht die unmittelbare Wirkung einer muskularen Bewegung sey, darf ich Sie nur bitten, folgende Umstände zu erwägen:

1) Der Zitteraal, wenn er an einem Haken gefangen wird, erschüttert die Person, welche die Leine hält, sehr heftig.

2) Wenn ihn eine Person mit einem eisernen Stabe in der einen Hand anrühret, welche mit der andern Hand sich an eine andre Person anschließet, u. s. w. so giebt er zehn bis zwölf Personen, die ihre Hände

 also

also in einander gefüget haben, einen heftigen Stoß, gerade auf die Art, wie eine electrische Maschine.

3) Wenn jemand in der Entfernung von acht oder zehn Schuhen von dem Fische seinen Finger ins Wasser hält, so bekömmt er in dem Augenblicke, da der Fisch von einer andern Person berühret wird, einen heftigen Stoß.

4) Dieser Aal, wenn er, da man ihn böse macht, seinen Kopf über die Oberfläche des Wassers emporhebet, wo sich fünf oder sechs Zoll daran die Hand einer Person befindet, verursachet öfters einen unerwarteten Stoß, ohne angerühret zu werden.

5) Wenn man gleich die Hand nahe bey dem Fische ins Wasser hält, und derselbe nicht böse, oder angerühret worden ist, spüret man keinen Stoß.

6) Es wird derselbe von den Indianern gegessen, wenn er todt ist.

7) Der Stoß ist viel heftiger, wenn der Fisch im höchsten Grade aufgebracht ist.

Aus diesen Umständen ist es offenbar: daß der Stoß durch eine Auslassung betäubender oder electrischer Theilchen hervorgebracht wird;

Daß diese Auslassung (*emission*) freywillig ist, und von dem Willen des Thieres abhängt, welches sie zu seiner Vertheidigung, wenn es angerühret oder böse gemacht wird, von sich lässet;

Daß die Existenz dieser Partikeln von der Existenz des Aals abhängt, und mit seinem Leben aufhöret; endlich

Daß sie von jedem Theile des Körpers in gleicher Stärke herausgehen.

Hieraus

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß entweder der Mechanismus und die Eigenschaften des Krampffisches von des betäubenden oder Zitteraals seinen weit unterschieden seyn, oder daß Herr von Reaumur die Welt mit einer eingebildeten Hypothese unterhalten habe. Ich bin, sowohl aus eigenen Beobachtungen, als aus den Erzählungen, welche ich in dieser Sache habe erhalten können, sehr geneigt, der letztern Meynung beyzupflichten.

Eine sehr betrügliche Nachricht von den medicinischen Wirkungen dieses Aals, ist vor kurzem durch einen gewissen van der Lott, damals Wundarzt in Essequebo, jetzo aber in Demerary, bekannt gemachet, und in Holland gedruckt *), worinnen der Verfasser diesem Thiere viele medicinische Kräfte zueignet, sonderlich zu Heilung der Nervenfieber, Kopfschmerzen u. s. w.; die aber noch niemand sonst daran hat entdecken können. Allein das Wunderbare in dieser Nachricht ist so häufig, daß sich der Verfasser, welchen ich persönlich kenne, in dieser Colonie keinen sonderlichen Ruhm dadurch erworben hat. Herr van der Lott nennt diesen Fisch einen Congeraal **), ob er gleich mit demselben weniger Verwandschaft hat, als mit irgend einer andern Gattung von Aalen. Die Theilchen des betäubenden Aals bringen vermuthlich dergleichen Wirkungen, wie die Electricität, hervor, die nicht nur in Absicht der Empfindungen, die sie mitthei-

 len,

*) Sie stehet in den *Verhandelingen der hollandschen Maatschappye der Wetenschapen te Haarlem*, im VI. Theile, und ist daraus in einer teutschen Uebersetzung in das hiesige beliebte allgemeine Magazin übergetragen worden, wo sie S. 103. u. f. zu finden ist.

**) Conger-eel. MURAENA *Conger*. LINN.

len, sondern auch des Mittels, durch welches sie geleitet werden, eine nahe Verwandschaft zeigen. Ich habe deswegen den Aal oft von Personen, die vom Schlage gerührt worden waren, berühren gesehen, ob ich gleich nicht sagen kann, daß ich einen sichtlichen Vortheil gespüret hätte.

Man fängt diese Fische, wenn sie noch jung sind, und behält sie in weiten Trögen auf, die ausdrücklich darzu gemachet und mit Wasser angefüllet sind. Ihre gewöhnliche Speise sind kleine Fische, wenn aber diese nicht zu haben sind, nähren sie sich von Erdwürmern. Aber die Schabe *) ist diesem Fische die allerangenehmste Speise: wenn man eine davon in den Trog wirft, so öfnet der Fisch sein Maul und schlurfet sie mit großer Gierigkeit und merklichem Vergnügen hinein. Denn Schlurfen ist die gewöhnliche Art, wie er seine Speise zu sich nimmt. Aus seiner Haut wird ein schleimiges Wesen ausgesondert, daher man ihm täglich, oder wenigstens allemal über den andern Tag, frisches Wasser geben muß. Zu dem Ende wird an dem Boden des Troges ein Hahn angebracht, durch welchen man das Wasser abläßt und den Trog ausfeget. Bey der Gelegenheit läßt man den Fisch oft ohne Wasser, etliche Stunden lang, unbeweglich liegen; und wenn man ihn in diesem Zustande anrühret, so ist der mitgetheilte Stoß nicht minder heftig als sonst. Die Art, wie sich diese Fische fortpflanzen, ist ungewiß. Man hat verschiedene Versuche gemacht, diesen Fisch nach Europa zu bringen; aber die Menge des frischen Wassers, welche erforderlich ist, ihn so oft als nöthig, zu erfrischen, nebst den Stößen, welche er durchaus von

der

*) *Blatta*, Cock-roach.

der Bewegung des Schiffes leiden muß, haben sie bisher fruchtlos gemacht.

Außer den Seekrebsen an der Küste von Guiana giebt es noch eine Art von großen Landkrebsen *), welche im

*) CANCER *ruricola*. LINN. *syst*. 2040. von welchem Herr D. Browne eine sehr umständliche Nachricht ertheilet, die ich, ihrer Merkwürdigkeit wegen, hier mit beyfügen will: „Diese Thiere sind in etlichen Gegenden von „Jamaica, sowohl als in den benachbarten Inseln, „und an der Küste des festen Landes, sehr häufig. „Sie haben gemeiniglich eine dunkle Purpurfarbe, die „aber nicht so beständig ist, daß man sie nicht oft auch „gefleckt, oder von ganz anderer Farbe finden sollte. „Sie halten sich vornehmlich auf dem trockenen Lande, „und in einer ziemlichen Entfernung von der See auf, „jedoch besuchen sie diese des Jahres einmal, ihre Eyer „daselbst abzusetzen, und gehen sodann wieder nach „den Wäldern und hoch liegenden Orten zurück, wo sie „die übrige Zeit des Jahres verbleiben; auch die Jungen folgen ihnen nach, sobald sie nur im Stande sind „zu kriechen. Die alten Krebse von dieser Art schlagen „gemeiniglich gegen das Ende des Junius ihre Wohnungen in den Gebirgen auf, die selten weniger als „eine Meile, aber nicht oft über drey von dem Ufer entfernt sind; und dann versehen sie sich mit bequemen „Hölen, in welchen sie den größten Theil des Tages „zubringen, und nur bey Nacht nach Nahrung ausgehen. Im December und Jänner fangen sie an Eyer „zu haben, und werden alsdenn fett und schmackhaft, „fahren aber fort vollkommener zu werden bis in den „Monat May, welches die Zeit ist, da sie ihre Eyer „gehen lassen. Im Februar fangen sie an die tiefern „Gegenden zu suchen, und im März und April sind sie „sehr oft außer ihren Höhlen. Dieses scheint die Zeit „ihrer Befruchtung zu seyn, indem man sie öfters „an einander hängen sieht. Die Männlein aber fangen um diese Zeit an ihre schöne gelbe Farbe und ihre „Saftigkeit zu verlieren. Die Eyer kommen durch „zwo kleine runde Höhlen an den Seiten und über dem „Mittel der untern Schale heraus, die nur so groß sind, „daß

im Schlamme leben, wo sie ihre Höhlen machen, und zur Zeit der Ebbe alle Ufer der See, und der Flüße bey der

„daß sie eines auf einmal durchlassen können, welches, „sobald es heraus ist, in den ästigten Haaren verwi„ckelt wird, womit die untere Seite reichlich versehen „ist; an diesen kleben sie vermittelst ihrer eigenen Kleb„rigkeit, bis die Thiere in die See gehen, wo sie sie al„le abwaschen, worauf sie sich wieder nach den Gebir„gen zurück begeben. Es ist merkwürdig, daß sich der „in diesem Krebse enthaltene Saft mit dem Zustande des „Körpers verändert, indem der Krebs, so lange er ma„ger ist, eine schwarze, bittere, unangenehme, flüßi„ge Materie enthält, welche, wie der Krebs fetter wird, „abnimmt, so daß er endlich einen delicaten gelben häu„figen Saft bekömmt. Gegen das Ende des Julius „oder Augusts nehmen die Krebse wieder zu, und berei„ten sich zur Ablegung der Schaale; zu dem Ende fül„len sie ihre Löcher mit dürren Grase, Blättern und ei„ner Menge andrer Materien an; und wenn ihre Zeit „kömmt, begiebet sich ein jeder in sein Loch, verstopft „den Zugang, und bleibt völlig ohne Bewegung, bis „er seine alte Schaale abgelegt hat, und über und über „mit einer neuen versehen ist. Wie lange sie in diesem „Zustande bleiben, läßt sich nicht genau bestimmen, „indessen bemerkt man doch anfänglich an der Schaale, „daß sie auf dem Rücken und an den Seiten geborsten ist, „um dem Körper einen Ausgang zu geben, welcher „nachher seine Glieder aus den übrigen Theilen allmäh„lich herausziehet. Zu der Zeit ist der Krebs am saft„reichsten, und nur mit einer zarten pergamentartigen „Haut umgeben, die mit einer Menge röthlicher Adern „durchzogen ist; sie wird aber nachher allmählich hart, „und bald eine vollkommne Schaale, wie die vorige; „jedoch ist es wunderbar, daß sich während dieser Ver„änderung allezeit einige Steine (selten weniger als „zween, oder mehr als vier) in dem Leibe erzeugen, „welche zunehmen und sich nach und nach auflösen, wie „sich die neue Kruste bildet und vollkommener wird. „Welch ein wunderbarer Mechanismus!

„Dieser Krebs läuft sehr geschwinde, und bemüht „sich allezeit, bey Annäherung der Gefahr, eine Höle, oder

der See bedecken, indem sie sich alsdann in großen Schaaren zeigen. Der Leib ist viereckig, und jede Seite zween und einen halben Zoll lang. Er ist mit einer großen Menge Beine *) versehen, und hat zwo große Scheeren, die an Gestalt und Größe denen an dem Taschenkrebse sehr ähnlich sind. Ihre Schaalen sind an verschiedenen Orten entweder von einer unrein-weißen, oder blaulichten Farbe. Diese Krebse haben einen angenehmen, obgleich etwas erdigten Geschmack, und werden von allen Einwohnern, sowohl Weißen, als Indianern und Negern, sehr gegessen.

Die

„oder Loch zu erreichen; doch läßt er es nicht ganz auf „seine List und Geschwindigkeit ankommen, denn indem „er sich zurück zieht, so thut er seine beyden Scheeren „auf, und ist bereit dasjenige, was ihm schaden könn„te, wenn er es erreichen kann, zu zwicken; wenn sol„ches nun bey dieser Gelegenheit geschiehet, so bricht er „gemeiniglich zugleich die Scheere ab, welche doch noch „fast eine Minute darnach mit unglaublicher Stärke zu „zwicken fortfährt, da indessen der Krebs, ohne auf „seinen Verlust zu achten, bemüht ist, zu entwischen, „und einen sichern und einsamen Aufenthalt zu errei„chen; zufrieden, seine Glieder mit seiner Decke bey der „folgenden Verwandelung zu verneuern; er läßt sichs „auch gern gefallen, viele von den übrigen zu verlie„ren, um nur den ganzen Körper zu erhalten, ob er „sie gleich mit immer mehr Arbeit und Widerstreben „fahren läßt, so wie sich ihre Anzahl vermindert.

„Wenn dieser Krebs fett und vollkommen ist, so über„trift er alles an Wohlgeschmack des Safts, der oft „dabey ein wenig bitter ist, welches ihn nicht nur über„haupt angenehmer, sondern auch außerordentlich „leicht verdaulich macht. Diese Krebse werden häufig „gekocht, und ganz aufgehoben; sie werden aber ge„meiniglich gebraten, wenn sie auf vornehmere Ta„feln kommen sollen.„ *Nat. hist. of Jamaica*, S. 423.

*) Es sind derselben bey keinem Krebse mehr als acht.

Die Schlangen sind die nächsten Thiere in der Ordnung, welche ich betrachten will. Zum Unglück macht ihre überaus große Anzahl und Mannichfaltigkeit eine von den Hauptbeschwerlichkeiten dieses Landes aus, und setzt wirklich das Leben seiner Bewohner in Gefahr. Billig sollte dieses den Stolz und Hochmuth des Menschen demüthigen, und ihn überführen, daß nicht alle Dinge seinem Willen unterthänig gemacht, noch zu seinem Gebrauch geschaffen seyen.

Eines der größten dieser Classe von Thieren, das man jemals gesehen hat, ward neulich in dieser Colonie auf der Plantage Amsterdam, den Erben Herrn Peter Amyatts in Amsterdam zugehörig, getödtet. Es hatte drey und dreyßig Fuß und etliche Zoll Länge, und an der dicksten Stelle, gegen die Mitte, drey Fuß im Umfange. Diese Schlange hatte einen breiten Kopf, ein sehr weites Maul, und große hervorragende Augen. Von der Mitte an lief sie nach und nach gegen den Schwanz spitzig zu, welcher klein und mit zwo Klauen versehen war, wie die von einem Haushahn, und in dem Maule hatte sie eine doppelte Reihe Zähne. Mitten auf dem Rücken sahe man eine Kette kleiner schwarzer Flecke, die von dem einem Ende bis zum andern gieng, und auf jeder Seite, bey dem Bauche, eine andere Reihe Flecken, denen auf dem Rücken ähnlich und parallel, und unter diesen etliche große schwarze Flecke mit einem weißen Punkt in der Mitte; der übrige Theil des Körpers war braun. In ihrem Bauche fand man einen kleinen Wirrebocerra oder Rehbock, der durch den verdauenden Saft des Magens so stark aufgelöset war, daß kein Theil davon mehr ganz blieb. Die Eingeweide waren mit einer großen

Menge

Menge Fett überzogen, welches geläutert und zu äußerlichen Aufschlägen wider Schmerzen, Stoßen u. s. w. zubereitet ward, wovon ein Theil fast unter die ganze Colonie vertheilet wurde. Eine kleinere solche Schlange ward kurz darauf auf der Plantage Dalgin getödtet, wo sie an der gegenüber stehenden Seite des Flusses lag. Ihr Biß ist nicht giftig. Wenn ihre Magen voll sind, liegen sie so lange still, bis ihre Speise verdauet ist, und in eben diesem Zustande waren auch diese beyde durch den Kopf geschossen worden. Man sagt, sie sollen die Kraft haben, die Thiere zu bezaubern oder an sich zu ziehen.

Die Commodee ist eine Schlange, die auf dem Wasser und Lande zugleich leben kann, ohngefähr funfzehn Fuß lang, und achtzehn Zoll im Umfange. Der Kopf ist breit und etwas platt, der Schwanz aber lang, dünn, und zugespitzt. Ihre Farbe ist braun, auf dem Rücken und an den Seiten mit kastanienbraunen Flecken gesprenkelt. Ihr Biß ist nicht giftig; aber sie sind außerordentlich beschwerlich, indem sie die Kriecken und Teiche besuchen, und Enten und Gänse u. d. m. umbringen. Wenn sie größern Raub finden, sollen sie, wie die Indianer erzählen, ihren Schwanz in deren Afterdarm hineinstecken.

Die Scharlachschlange ist ohngefähr fünf Fuß lang, und so dick als eine Mannsfaust, über und über von einer lebhaften Scharlachfarbe, den Bauch ausgenommen, welcher dunkelroth ist. Der Kopf ist platt und breit, und der Schwanz schlank. Sie ist ein Land- und Wasserthier, und man siehet sie oft zusammengewickelt auf den Aesten der Bäume an den Seiten

ten der Flüsse. Ich befand mich neulich mit einem Herrn in einem Boote, der eine derselben in dieser Lage mitten durchschoß, daß sie den Augenblick in den Fluß fiel; allein obgleich die eine Hälfte ihres Körpers nur durch ein Stückgen Haut mit der andern zusammenhieng, hatte sie dennoch Verwegenheit genug, auf das Boot loszukommen, um die Beleidigung zu rächen; sie wurde aber, weil die eine Hälfte ihres Körpers unbrauchbar geworden war, von den Rudern überholet. Der Biß dieser Schlangen wird für tödlich gehalten.

Die Feuerschlange, wie sie, nach der Bedeutung ihres indianischen Nahmens, genennet wird, ist beynahe vier Fuß lang, und ohngefähr in der Dicke eines Mannsfingers. Sie hat einen flachen Kopf, und ein großes Maul, mit einer einzelnen Reihe kleiner schmaler Zähne in jeder Kinnlade, überdieß zwo giftige Hauzähne, und einen schlanken und spitzigen Schwanz. Der Bauch hat eine schmutzig gelbe, und der übrige Theil des Körpers eine helle Orangenfarbe; der Rücken ist mit einer Reihe schwarzer und weißer Flecke gezieret, die vom Kopfe bis zum Schwanze paarweise vertheilet sind. Diese Schlange ist unter allen andern den Indianern am gefährlichsten, sowohl weil ihr Biß tödlich ist, als weil sie oft die Oerter besucht, wo Feuer unterhalten wird, von welchen sie ihren Nahmen hat. Die Indianer, welche gemeiniglich ohne Decke in Hangematten, die wie ein Netz gestricket sind, schlafen, finden sich genöthigt, die Nacht über nahe bey sich Feuer zu machen, und da es selten fehlt, daß nicht dieses Feuer die Feuerschlangen an sich ziehet, wenn einige in der Nähe sind, so sind sie oft, wenn sie bey Nacht aufstehen, der Gefahr ausgesetzt, von selbigen gebissen zu

wer=

werden. Aber die Gefahr hat sie gelehret, ehe sie auf die Erde treten, sich sorgfältig umzusehen; und sobald sie eine von diesen Schlangen merken, gießen sie entweder das Feuer mit Wasser aus, wenn sie dergleichen in der Nähe haben, wie es gewöhnlich ist, oder werfen sonst einen von den größten Brändern ein wenig weit weg, welchem die Schlangen allemal, entweder aus Liebe zur Wärme, oder einem angebohrnen Triebe folgen.

Der Waldmeister, welches der indianische Nahme sagen will, ist eine kurze dicke Schlange, ohngefähr von drey Schuhen in der Länge, und fünf Zollen im Umfange. Der Schwanz, wo man ihn anders so nennen kann, ist nur wenig dünner als der Körper, und eine stumpfe Spitze. Die Farbe des Bauchs ist von einem dunkelgelben Braun, auf dem Rücken aber schwarzbraun, mit schwarzen Flecken geschäcket. Der Kopf und Hals sind breit und flach, mit langen losen Schuppen, die sie nach Gefallen in die Höhe richtet, und dadurch einen schrecklichen Anblick macht. Diese Schlange flieht niemals vor einem Feinde, und ihr Biß wird von jedermann für tödtlich gehalten.

Maccourracurra, wie sie von den Indianern genennet wird, ist eine sehr schöne, denen aber, die sie beisset, tödliche Schlange. Sie hat eine Länge von ohngefähr drey Schuhen, und ist etwas dünner, als ein Mannsfinger. Der Kopf ist lang, und schwach, und die obere Kinnlade mit zween langen scharfen Hauzähnen bewafnet. Die Farbe des Kopfes ist scharlach, und der Leib mit Ringen oder Zirkeln von scharlach- purpur- und milchweißer Farbe, in abwechselnden Reihen, vom Kopfe bis an das Ende des Schwanzes bedeckt.

Die Peitschenschlange ist ohngefähr sechs Schuhe lang, und nur wenig dicker als ein Tabackspfeifenrohr. Ihr Bauch ist weiß, und der Rücken unrein hellblau. Ihr Leib ist zach und voll Fasern, wie die Schmitze einer Peitsche, aber ihr Biß, saget man, soll unschädlich seyn.

Die Caruna ist eine dünne Schlange, ohngefähr zween und einen halben Fuß lang. Sie ist in der Mitte am stärksten, und ihr Hals ist sehr klein: der Kopf ist breit und flach, und endigt sich in einen spitzigen Winkel. Der Bauch ist weißlich, die Seiten schwarzbraun, und der Rücken mit einer Kette großer zirkelrunder schwarzer Flecken bedeckt, die von einem Ende bis zum andern gehen, und von der Mitte an, in Proportion mit dem Körper, an Größe abnehmen. Diese Schlangen kommen während der regnichten Jahreszeit in die Häuser der Einwohner, und ihr Biß soll, wie die Indianer sagen, tödtlich seyn. Ob dieses wahr sey, bin ich noch ungewiß, wiewohl ich bald einmal seine Wirkungen selber hätte erfahren können. Als ich nämlich einmal an einem Abende auf meinem Stuhle saß, und meine Hand hinter mich legte, fühlte ich etwas ungewöhnlich kaltes, welches ich anfänglich für die Stuhllehne hielt, aber bald hernach fühlte ich, daß es sich bewegte. Da ich aufsprang, so sah ich, daß ich meine Hand auf eine von diesen Schlangen gelegt hatte, welche wie eine Uhrfeder zusammengerollet war, mit aufwärts gekehrten Kopfe; da der Druck meiner Hand leicht, und die Wärme angenehm gewesen war, so verstand sie vermuthlich nicht unrecht; wäre es aber anders gewesen, so hätte die Folge wohl tödtlich seyn mögen. Gleichwohl übte ich nicht eben diese Gutherzigkeit

gegen

gegen sie aus, sondern schlug sie augenblicklich todt, ehe sie von dem Stuhle kommen konnte. — Dergleichen Vorfälle sind in diesem Lande nichts ungewöhnliches, da die Häuser mehr offen sind, als in Europa, und der Regen öfters die Schlangen nöthiget, ihre Zuflucht darinnen zu suchen, wo sie oft unter den Tischen und Stühlen, und sogar in Betten gefunden werden.

Die Ibonuna, wie sie bey den Indianern genennet wird, scheint die Corallenschlange (Cobra de Coral) von Brasilien zu seyn. Sie ist zween bis drey Zoll lang, und ohngefähr zween Zoll dick, mit einem spitzigen Schwanze und weißen Bauche. Der Kopf ist mit weißen würflichten Schuppen, mit schwarzen Rändern, bedeckt, und der Rücken mit rothen, schwarzen und weißen Flecken, in abwechselnder Ordnung gezieret. Die Ränder der Schuppen, welche die rothen Flecke ausmachen, sind schwarz, wie die, welche das Weiße ausmachen. Ihr Biß wird für tödtlich gehalten, aber ihre Bewegung ist langsam. Man hat hier durchgängig die Meynung, daß, je lebhafter und vielfältiger die Farben der Schlangen sind, desto tödtlicher ihr Gift sey, und es sind wirklich einige Umstände, welche diese Meynung unterstützen, ob es gleich auch andere giebt, welche ihr widersprechen. Ich halte diese für die Schlange, welche der Herr de la Condamine *la Couleuvre Coral, remarquable par la varieté et vivacité de ses couleurs* nennet. Doch die flüchtige Art, womit er fast jede Merkwürdigkeit erzählt, erlaubt nicht, sich andre als die schwankendsten und unvollkommensten Begriffe zu machen; wiewohl sich dieses sehr wenig mit der Neugier zu vertragen scheint, welche einen Mann veranlassen konnte, sich von seinen Gefährten in einem

fremden Lande zu trennen, und aus Liebe zur Erkenntniß der Natur den weiten Bezirk des festen Landes zu durchstreichen.

Man sagt, daß es drey Gattungen von Amphisbånen oder doppelköpfigen Schlangen in Guiana gebe, ob ich gleich niemals Gelegenheit gehabt habe, sie zu sehen, außer eine Gattung, welches die kleinste von den dreyen ist. Die Gestalt dieser Schlange ist von einem Ende bis zum andern vollkommen cylindrisch. Sie hat ohngefähr zwölf Zoll in der Långe, ist fast so stark als das Röhr einer gemeinen Tabackspfeife, und von einer dunkelblauen Farbe. Ihre Schuppen sind so dünn und klein, daß ein flüchtiger Beobachter glauben würde, sie sey nur mit der bloßen Haut überzogen. Ihre Augen sind so klein, daß man sie nicht sogleich beym ersten Anblicke entdecken kann; so daß die Schlange gemeiniglich für blind gehalten wird. Beyde Enden derselben sind einander äußerlich vollkommen ähnlich, daher man auf die Gedanken gekommen ist, sie habe zween Köpfe, ob man gleich nur einen Mund finden kann, welcher klein, und mit sehr feinen scharfen Zähnen bewafnet ist, die in dem Zahnfleische so tief liegen, daß sie meistens versteckt sind, und leichter mit einer Sonde oder einem Stückgen Holz gefühlet, als gesehen werden können. Der Biß dieser Schlange wird durchgängig für tödtlich gehalten, mit wie vielem Grunde aber kann ich nicht bestimmen. Man siehet sie öfters in dem Grase, aber ihre Bewegung ist sehr träg, und sie bewegen sich niemals bey der Annäherung eines Menschen. Ob sich die Naturverständigen, in Ansehung der übrigen Gattungen der Amphisbånen, in den übrigen Welttheilen, durch das Ansehen ihrer

Schwän=

Schwänze haben verführen lassen, bin ich ungewiß. Die Kleinheit dieser Schlange macht den Betrug leicht; aber in den Gattungen, welche größer sind, scheinet es fast unmöglich, daß jedermann einen Schwanz für einen Kopf halten sollte, und doch giebt es, außer diesem, kein Thier in der Natur, von dem man glaubte, daß es zween Köpfe habe *).

Es giebt zwo Gattungen von Schlangen in Guiana, von den Indianern **Labarra** genannt, deren Gift tödtli=

*) Seitdem diese Blätter zum Drucke abgesendet worden sind, habe ich eine besondre Beschreibung von einer monströsen Amphisbäne erhalten, die bey dem See Champlain, in Nord=America, von einem Officier in americanischen Diensten, gefunden worden, welcher während des letztern Krieges mit einem Detachement von seiner Majestät abgeschickt wurde, diesen See zu recognosciren. Sie waren schon vorher von den Indianern unterrichtet worden, daß es hier solche Schlangen gäbe, und bey der Bucht in dem **Lake Champlain**, welche bisher in der Charte von diesem Lande die doppelköpfigte **Schlangenbucht** war genennet worden, tödteten sie eine solche. Diese Schlange war nur eine kleine von dieser Gattung, ohngefähr funfzehn Zoll lang, gegen die Mitte am dicksten, und mit einem dünnen Schwanz. Der Leib theilte sich an dem andern Ende in zween Hälse von gleicher Größe, an deren jedem ein vollkommner Kopf war, mit zwey Augen, einem großen Maul und Schlund, einer gespaltnen Zunge, und mit solchen Zähnen, wie bey der Klapperschlange. Die Farbe des Kopfes war schwarzbraun, und die Schuppen auf dem Rücken, und an den Seiten waren mit abgewechselten schwarzen und röthlichbraunen Flecken gezeichnet, die an Größe und Vertheilung denen an der Klapperschlange gleichen. Diese Schlange war ein vollkommnes Monstrum, an deren Existenz ich sehr zweifeln würde, wenn ich nicht die Wahrheitsliebe des Herrn, von dem ich diese Nachricht habe, für ungezweifelt hielte. **Anmerk. der Grundschr.** s. die Kupfertafel.

tödtlicher ist, als aller übrigen Schlangen. Die eine ist groß, die andere klein.

Die große Labarra ist ohngefähr drey und einen halben Fuß lang, und in der Mitte, wo sie am stärksten ist, beynahe vier Zoll im Umfange, hat einen schwachen Hals und Schwanz, mit einem breiten flachen Kopfe, und einem weiten Maule, so mit zween scharfen schwachen Hauzähnen bewafnet ist, die in der obern Kinnlade stehen. Die Farben der Schuppen sind fast der Klapperschlange ihren ähnlich, lichtbraun, und mit Strichen von einer schwarzbraunen oder Kastanienfarbe gefleckt. Diese Schlange sieht man oft zusammengewickelt unter Bretern, Bohlen u. s. w. liegen, sie macht auch gar keine Bewegung zu entfliehen, wenn sie entdeckt, oder gar angefallen wird, und ich habe sie oft, wenn sie fast durch Schläge getödtet gewesen, mit der alleräußersten Wuth noch in die Erde beißen gesehen.

Die kleine Labarra ist ohngefähr vierzehn Zoll lang, und an Größe dem Kiele einer Schwanenfeder gleich. Sie ist mit kleinen glänzenden Schuppen von einer schwarzbraunen Farbe, mit weißen Flecken schattirt, bedeckt. Der Schwanz ist klein und spitzig, und der Kopf etwas platt, und größer als der übrige Körper. Ein unglückliches Exempel von der Tödtlichkeit des Gifts dieser Schlange ereignete sich neulich auf der Plantage Conception in Demerary, jetzo dem Chevalier Cornette de Venancourt, einem vornehmen französischen Officier, zugehörig. Die Person, welche die unglückliche Wirkungen dieses Gifts erfuhr, war ein Negersclave, ein Zimmermann seiner Profeßion, welcher, indem er ein Stück Zimmerholz, an dem er arbeite-

beitete, umwenden wollte, von einer solchen Schlange, die sich unter dem Holze versteckt hatte, in den Zeigefinger der rechten Hand gebissen wurde. Die Wirkung des Giftes war augenblicklich, und der Neger hatte nur so viel Zeit die Schlange zu erschlagen, denn alsbald konnte er sich nicht mehr aufrecht erhalten, sondern fiel zur Erden, und starb in weniger als fünf Minuten an der erhaltenen Wunde. Das Blut, welches durch das Gift gänzlich aufgelöset worden war, und aus den Enden der haarförmigen Pulsadern hervordrang, machte, daß sich an allen Theilen der äußern Oberfläche des Körpers purpurrothe Flecke zeigten; wobey auch das Blut aus der Nase, den Augen, Ohren, Lungen u. s. w. herausschoß. Ich bin zwar kein Augenzeuge von diesem Vorfalle gewesen, ich habe ihn aber auf das Zeugniß etlicher Personen von ungezweifelter Glaubwürdigkeit erzählt, die zu der Zeit, da er sich zutrug, zugegen waren.

Doch eine genaue Beschreibung von allen Schlangen in Guiana würde einen ganzen Band anfüllen, und vielleicht dem ohnerachtet nur verwirrte unrichtige Begriffe von den Gegenständen selbst liefern. Ich muß Sie dahero bitten, Ihre desfallsige Neugierde indessen zu sparen, bis ich das Vergnügen habe, wieder nach England zu kommen, da ich Sie mit einer Sammlung von Schlangen beschenken will, die ich jetzt mache. Die Methode, deren ich mich bediene, diese Thiere zum Aufheben zuzubereiten, dürfte vielleicht werth seyn, sie mitzutheilen.

Wenn die Schlange getödtet ist, muß sie zuerst rein abgewaschen und von allem Schmutz und Unflat gesäubert werden. Sodann wird sie in ein Glas von

einer gehörigen Größe gethan, und zwar so, daß der Schwanz zuerst, nachher der übrige Körper, schraubenförmig gewunden hineingelegt, und dabey der Rücken, welcher allemal am schönsten ist, auswärts gekehrt werde. Endlich wird ein Faden, der an einem kleinen gläsernen Kügelchen befestiget ist, mit Hülfe einer Nadel, durch die obere Kinnlade von innen hienaus und sodann durch den Korkstöpsel der Flasche gezogen, wo er befestiget werden muß. Auf diese Weise wird der Kopf in eine natürliche Lage gebracht, und das Maul durch das Kügelchen erhalten, daß man die Zähne sehen kann. Das Glas wird sodann mit Rum angefüllet, und der Korkstöpsel versiegelt, um die Ausdünstung des Rums zu verhindern. Hierauf wird ein Pergament, worauf der Name und die Eigenschaften der Schlange stehen, mit Wachs über den Korkstöpsel befestiget. Auf diese Weise bekömmt die Schlange ein schönes Ansehen, und kann also eine große Anzahl Jahre aufbehalten werden, ohne daß der Spiritus den Glanz der Farben verändert.

Um eine gnugsame Menge von diesen Thieren zu bekommen, gebe ich den Negern von allen benachbarten Plantagen, für jede Schlange, die sie zufälliger Weise tödten, und mir bringen, ein Glas Rum, sie mag nun zu meiner Absicht dienlich seyn oder nicht, als wovon sie nicht urtheilen können. Durch dieses Mittel habe ich in einer Zeit von drey Monaten, als so lange ich mit dieser Sammlung beschäftiget bin, fast an die dreyhundert Schlangen erhalten, unter welchen wohl funfzig bis sechzig verschiedene Gattungen waren; und hiernach werden Sie sich einen Begrif von der Menge und Mannichfaltigkeit dieser Thie-

re

re in Guiana machen können. Viele darunter sind außerordentlich schön mit den zierlichsten Figuren ausgeschmücket, die der Pinsel der Natur selbst gezeichnet hat, und mit den lebhaftesten Farben, in der allermannichfaltigsten Vertheilung, die die fruchtbarste Einbildungskraft nur immer ersinnen könnte.

Um die Namen und Eigenschaften dieser Schlangen zu entdecken, habe ich meine Zuflucht zu den Indianern genommen, obgleich nicht mit allem dem Vortheile, den ich hoffete. Denn viele von den Schlangen sind gänzlich ohne Namen, und ihre Wirkungen nichts weniger als genau bekannt. Zeiget man einem Indianer eine Schlange, und fraget ihn nach den Folgen ihres Bisses, so wird er, wenn er auch ganz und gar nichts davon weiß, dennoch antworten: Abwauga, welches so viel heißt, als sie ist schlimm oder gefährlich; wenn das Mansaga damit verbunden wird, welches den Superlativus ausdrückt, so schließe ich dann, daß der Indianer einige Kenntniß davon habe, und daß sie für tödtlich gehalten werde. Diese Leute haben mir bey dergleichen Gelegenheiten viele Mährchen erzählet, welche so abgeschmackt sind, daß ich nicht in Gefahr bin, dadurch hintergangen zu werden. Allein der Pöbel ist unter allen Nationen den Irrthümern unterworfen, und die Indianer sind lauter Pöbel.

Unter den Schlangen, die ich bereits gesammelt habe, befinden sich unterschiedliche, die schon von den Schriftstellern der Naturgeschichte verschiedner Theile von Amerika sind beschrieben worden; dergleichen sind die Ahätulla von Surinam, die Ammodytes aus Brasilien, die Jagdschlange, oder Jacuacanga der

Brasilianer, die surinamische Aspis, die brasilianische Aspic Cobra, die surinamische Gril, die äsculapische Schlange aus Brasilien, die Klapperschlange, die gefleckte pomeranzenfarbne Dipsas aus Surinam, die Dipsas aus Berbice von einer blaßrothen Farbe mit braunen Flecken, und die blaue Dipsas.

Ich komme nunmehr mit meiner Betrachtung auf die Insekten. Diese machen die unterste, am wenigsten organisirte, aber allerzahlreichste Familie von Thieren aus; die dem äußerlichen Ansehen nach so sehr unterschieden sind, als mannichfaltig ihre Lebensart während ihrer kurzen Existenz ist, indem sie theils auf der Erde kriechen oder laufen, in dem wässerichten Elemente schwimmen, oder in der flüßigen Luft fliegen, und jede Lücke in der Reihe der Dinge einnehmen. Viele derselben sind wegen ihrer Kleinheit unsern Gesichsorganen kaum merklich; mehrere zu den Absichten der Menschen unbrauchbar, die grösseste Anzahl derselben aber dem Menschen schädlich; folglich sind sie wohl nicht zu seinem Nutzen geschaffen.

Wer die mannichfaltige Ordnung unter den Geschöpfen unpartheyisch betrachten, und, ohne von den Regeln der Erziehung, oder von dem menschlichen Stolze eingenommen zu seyn, die Grundsätze, nach welchen sie gemacht, und die Eigenschaften, womit sie begabt sind, erwägen will, der wird hinlängliche Ursache zu glauben finden, daß jede Familie der belebten Natur blos zu ihrer eignen Glückseeligkeit geschaffen, und einer jeden vergönnet worden sey, sich einen solchen Theil von dem gemeinschaftlichen Segen der Schöpfung zuzueignen, als es ihrer Fähigkeit sie zu erwer-

erwerben oder zu genießen, gemäß ist; und daß also der Mensch, der sich in den schmeichelnden Gedanken einer allgemeinen Herrschaft aufblähet, und thörlich einbildet, daß alle irrdische Wesen zu seinem Gebrauche geschaffen seyn, seine Oberherrschaft, wie der Tiger, blos von seiner höhern Gewalt und Verschlagenheit herleitet.

Ließ Gott, was er erschuf, allein für dich entstehen,
Nur dich o Thor! erfreut, geschmückt, genährt zu sehen?
Er, der das leichte Reh zu deiner Tafel schickt,
Er hat mit gleicher Huld ihm Au und Flur geschmückt.
Glaubst du, daß nur für dich die Lerchen steigen, singen?
Nein, Freud ist ihr Gesang, Lust hebet ihre Schwingen.
Es ist für dich ꝛc.

Unter der Classe der Insekten findet man viele Thiere, welche wegen ihrer wenigen Organen und ihres einfachen Baues, dem Pflanzenreiche so nahe kommen, daß es schwer ist, die Gränzen zu bestimmen, wo das Thier aufhört, und die Pflanze anfängt. Und diese unmerkliche Stufenfolge ist durch Produkte der Natur vom vernünftigen Menschen bis zu den kaum thierischen Polypen beobachtet; und von der empfindsamen Pflanze bis zu dem kaum vegetabilischen Moos sind alle ungemein geschickt, die göttliche Absicht zu erfüllen, welche ihre Schöpfung veranlaßt hat.

Wie der Mechanismus der Insekten minder zusammengesetzt ist, so schreibt man ihnen in Absicht ihrer Handlungen weniger Klugheit zu, als den vierfüßigen Thieren. Und doch hat diese unterste Classe von Wesen so gar Beyspiele der Klugheit, die der menschlichen Nachahmung würdig wären. Die feindseelige

Kunst

Kunst der Spinne; der vorsorgende Fleiß der Ameise, und die Ordnung und Oeconomie einer Republik von Bienen, sind schon lange Gegenstände der menschlichen Bewunderung gewesen: und jener allgemeine Grundtrieb, welcher die Handlungen der Thiere lenket, und durch den kaum verständlichen Namen des Instinkts bezeichnet wird, ist lebhafter, von geschwinderem Nutzen, und weniger trüglich, als die gerühmte Vernunft des Menschen, welche das menschliche Geschlecht oft zu größern Ausschweifungen verführt, als man jemals unter den unvernünftigen Geschöpfen wahrgenommen.

Die Menge und Mannichfaltigkeit der Insekten in Guiana, wo die Wärme und Feuchtigkeit des Climats ihre Erzeugung befördert, und wo ihr Leben nicht durch den Winter verkürzet, oder ihre Thätigkeit auf eine Hälfte des Jahres in eine träge Schlafsucht verwandelt wird, ist unglaublich. Hier könnte ein Swammerdam oder Reaumur ein weites Feld finden, ein dem Fleiße gewidmetes Leben wohl anzuwenden, und die mannichfaltigen Gattungen dieser Classe von Thieren zu beschreiben. Ich für meine Person habe nicht Muth genug, eine so weitläuftige Arbeit zu unternehmen, zu deren gehörigen Ausführung ich weder die erforderliche Gedult und Zeit, noch auch Neigung habe. Die Rüssel, Fühlhörner oder Flügel einer Fliege zu beschreiben, die Farben eines Schmetterlings zu mahlen, oder den Mechanismus einer Raupe zu erklären, würde mir eine sehr langweilige Arbeit seyn. Das, was Plinius sagt: Natura nunquam magis quam in minimis tota est, mag gewissermaßen wahr seyn; aber ich habe mir keine Fähigkeit

higkeit erworben, die Kleinigkeiten der Natur zu durchgrübeln, und will daher die Insekten dieses Landes nur mit einem flüchtigen Auge überlaufen, und einige wenige von denen, die mir am merkwürdigsten zu seyn scheinen, in aller möglichen Kürze beschreiben.

Die Gattungen von Käfern sind in Guiana außerordentlich zahlreich, und so verschieden und sonderbar in ihrer Bildung, daß es scheinet, als ob die Natur sich in ihrer Mannichfaltigkeit zu erschöpfen gesucht hätte. Da aber diese nichts als die Verschiedenheit ihres Mechanismus haben, welches sie merkwürdig machen könnte, indem sie dem Menschen weder schädlich noch nützlich sind; so will ich sie in ihrer Dunkelheit lassen.

Die Schabe *) ist eine Art von Insekten, ohngefähr einen Zoll lang, röthlich-braun, mit zween langen Fühlhörnern, sechs Füßen mit gespaltenen Klauen, und zwo zarten weichen Flügeln. Es ist ein sehr beschwerliches und verderbliches Insekt, und frißt nicht nur Victualien, sondern auch Kleider, Bücher ꝛc.; auch ist es nicht möglich zu verhindern, daß es nicht, wenn es jung ist, in die Schränke, Kästen, u. s. w. kommen sollte.

Schmetterlinge sind hier außerordentlich viel und mancherley, und ihre Flügel sind mit den lebhaftesten und schönsten Farben gemahlt. Ich habe gewiß an die funfzig unterschiedne Gattungen von Tagschmetterlingen in diesem Lande gesehen, und die Nachtschmetterlinge sind noch viel zahlreicher. Aber da diese Insekten außer der Mannichfaltigkeit ihrer Farben nichts

*) BLATTA *americana*, Cockroach.

nichts merkwürdiges an sich haben, und da wörtliche Beschreibungen nur sehr schwankende und unrichtige Begriffe von diesen Sachen machen würden, so will ich mich auf keine genaue Nachricht von denselben einlassen. — Es giebt viele Personen in dieser Colonie, die sich mit gutem Vortheile darauf legen, diese Insekten zum Verkaufe nach Europa zu fangen und zu präpariren. Um den Schmetterling, wenn er gefangen ist, zu erhalten, wird er mit einem Haarpinsel, den man in Terpentinspiritus getaucht hat, leicht überstrichen, und sodann mit zwey oder drey Nadeln, womit man ihn durchsticht, in einer Schachtel, unter einer Menge andrer von verschiedenen Gattungen, die alle nach ihren Farben in einer schönen Ordnung vertheilet sind, angesteckt. Der Terpentinspiritus ist nicht allein nothwendig, um den Körper für der Fäulniß zu erhalten, sondern auch zu verhüten, daß er nicht von den Würmern gefressen werde, welches sonst in diesem Lande leicht geschehen könnte.

Die guianischen Bienen sind nur wenig größer, als die gemeinen Hausfliegen in England. Ihre Farbe ist schwarz, und sie sind mit Stacheln bewafnet, welche sie bisweilen die Negers ziemlich fühlen lassen, die sie aber, so viel sie deren fangen können, zur Strafe essen. Sie tragen ihr Honig in die hohlen Bäume in den Wäldern. Dieses Honig hat eine dunkelbraune Farbe, einen lieblichen, aber nicht so angenehmen Geschmack als das europäische, und läßt eine kleine Bitterkeit hinter sich. Das Wachs hat eine unreine bräunliche oder schwarze Farbe, und seine Substanz ist etwas weicher als das europäische gelbe Wachs, von einem lieblichen starken Geruche.

Indem ich Lloyd's Evening Post vom dritten bis zum fünften October 1763 übersahe, bemerkte ich einen Artikel, worinnen angezeigt wurde, daß die Gesellschaft zu Beförderung der Künste eine kleine Quantität von diesem Wachse aus Surinam erhalten, und daß viele Mitglieder derselben es für ein durch die Kunst verfertigtes Product hielten, dadurch ein loser Vogel in Surinam die Societät habe hintergehen wollen. Allein es ist schon vor etlichen Jahren etwas unvollkommen vom Pater Labat in seinen *Voyages etc. en Guinée & à Cayenne* beschrieben worden, der es, wo ich nicht irre, als eine Ingredienz zu Pflastern, und andern äußerlichen Heilungsmitteln empfiehlt. Hierzu habe ich es in dieser Colonie von den Wundärzten zuweilen anstatt des gelben Wachses brauchen sehen, jedoch nur, wenn man dieses nicht haben konnte, wie sich das zuweilen zugetragen hat.

Dieses Wachs wird gemeiniglich von den Indianern in runde Ballen, jede von ungefähr zwey Pfund, geformet. Ein Ballen von diesem Wachse wird oft von den Indianern, die an der See wohnen, wo es in der größten Menge gesammlet werden kann, für eine Fischangel verkauft. Die Indianer wissen ein Mittel, das gedachte Wachs zu läutern, und ihm eine hellere Farbe zu geben, indem sie es schmelzen, durchseigen, und in Wasser mit Holzasche kochen. Aus diesem Wachse machen sie alle ihre Lichter, indem sie lange gedrehte Fäden von Baumwolle hinein tauchen, und sie sodann in Bälle rollen, obgleich das Licht, das sie von sich geben, nicht so hell ist, als die europäischen Talg- oder Wachslichter.

Ameisen giebt es in Guiana sehr viel und zwar mancherley und beschwerliche Gattungen. Sie leben eben so wie die europäischen, in einer Art von Republik, die von Gesetzen regieret wird; aber der kluge Fleiß, womit jene für ihren Unterhalt auf den Winter sorgen, ist für die Ameisen von Guiana unnöthig, welche ein viel leichteres und bequemlicheres Leben führen. Die größte Gattung von Ameisen in diesem Lande sind schwarz, und ohngefähr einen Zoll lang. Sie bauen ihre Nester sehr hoch und geräumig, aber bey gutem Wetter am Tage bedecken sie meistens die Stämme und Aeste der Fruchtbäume, und ihr Biß ist außerordentlich schmerzhaft.

Die fliegenden Ameisen in Guiana sind den vorigen fast an Größe gleich. Der Kopf ist dreyeckig, mit zwo Antennen oder Fühlhörnern. Ihr Körper besteht aus zween Theilen, die durch ein kleines Band mit einander verbunden sind: an dem Vordertheile, oder der Brust stehen die Beine, deren sechs an der Zahl sind, und drey Gelenke haben. Ihre Wohnungen sind unter der Erde, wie der Maulwürfe ihre; in den nassen Jahrszeiten aber, wenn der Regen tief in die Erde gedrungen ist, werden sie gezwungen ihre Zellen, welche vom Wasser überschwemmt sind, zu verlassen, und sich durch ihre Flügel zu retten. In diesen Jahreszeiten siehet man sie oft zu ganzen Schaaren, daß sie die Luft verfinstern, und es schwer machen Athem zu holen, wo sie ihre Zuflucht hin nehmen, welches allezeit gegen die Häuser geschiehet.

Baumameisen oder Baumläuse *), wie sie von den Engländern genennet werden, oder die sogenannten *Poux de bois* der Franzosen, sind kleine Ameisen, ohngefähr zwo Linien lang, von weißlich=brauner Farbe, und einer sehr verderblichen Art, indem sie Löcher in die Bäume fressen, die Balken der Häuser zerstören, Kleider, Bücher u. s. w. zu schanden machen. Das Hausgeflügel, Vögel und Eidexen fressen selbige sehr begierig, ob sie gleich, gestoßen, einen sehr starken, flüchtigen und unangenehmen Geruch von sich geben. Sie machen eine Art von gewölbten Gängen, ohngefähr einen halben Zoll weit, concav und ein wenig platt. Diese erbauen sie öfters in den Fußböden und Tafelwerke der Häuser, viel hundert Fuß in der Länge, mit einer Menge geschlängelter Krümmungen. Die auswendig runden Mauern dieser weiten Wohnungen bestehen aus einer weißlich=braunen incrustirten Substanz, die leicht entzwey geht. Innerhalb ihrer Hölung leben diese Ameisen in einer regelmäßigen, wohleingerichteten Republik; und wenn die Mauern eine Lücke bekommen, so arbeiten alle und jede Einwohner mit vereinigten Kräften, die Lücke wieder zuzumachen, welches mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit geschieht. Sobald als eine von diesen Wohnungen entdeckt wird, wird den Augenblick ein Loch in ihre Mauern gemacht, und die Höhle mit Arsenik angefüllt, welches die Ameisen tödtet, und hierdurch den Schaden verhütet, welchen sie außerdem verursachen würden. Indessen bewohnen sie dennoch in

*) *Formica* major supra terram nidulans. BROWN. *nat. hist. of Jamaica* p. 439. *Wood-louse.*

in den Wäldern große runde Nester, welche durch dünne incrustirte Wände in eine Menge kleiner Zellen abgetheilet sind. Diese Nester haben viele Schuh im Umfange, und jedes enthält Millionen von diesen Insekten. Sie werden aus den Wäldern gebracht, und dem Hünervieh gegeben, welches die Ameisen sehr begierig frißt.

Unter den guianischen Fliegen giebt es zwo Gattungen von Feuerfliegen. Die größte *) ist über einen halben Zoll lang, hat einen sehr großen Kopf, der durch ein Gelenke von sonderbarer Structur mit dem Körper verbunden ist, womit sie zuweilen einen lauten Knack thut, sonderlich wenn man sie auf den Rücken legt. Diese Fliege hat zwey Fühlhörner, zween Flügel und sechs Beine. Unter ihrem Bauche sieht man einen zirkelrunden Fleck, der im Finstern, wie ein Licht, einen Schein von sich giebt, und an jeder Seite des Kopfes, bey den Augen, ist ein hervorragender, kugelrunder, leuchtender Körper, ohngefähr um ein Drittheil größer als ein Senfkorn. Jeder von diesen Körpern giebt, wie ein Stern, ein helles und nicht geringes Licht von sich, immaaßen zwey oder drey von diesen Thieren, in ein gläsern Gefäß gethan, genugsames Licht geben, ohne Schwierigkeit zu lesen, wenn man solche nahe an das Buch hält. Wenn die Fliege todt ist, so geben diese Körper noch ziemlich Licht, ob es gleich weniger lebhaft ist, als zuvor. Wenn man sie zerstößt, und die Hand oder das Gesicht damit reibet, so werden sie im finstern leuchtend, wie ein mit englischem Phosphorus bestrichenes Bret. Sie haben eine röthlichbraune oder Kastanien-

*) ELATER *noctilucus*. LINN.

nienfarbe, und halten sich bey Tage in verfaulten Bäumen auf, bey Nacht aber allezeit außer denselben.

Die andere Gattung *) ist nur halb so groß als die erste, und ihr Licht kömmt unter ihren Flügeln hervor, und wird nur gesehen, wenn sie in der Höhe sind, wie Feuerfunken, die aller Augenblicke bald erscheinen, bald wieder vergehen. Von diesen ist in der Nacht die Luft voll, ob man sie gleich am Tage niemals sieht. Sie sind den Sommer über nicht nur in den südlichen, sondern auch nördlichen Theilen von Amerika zu finden.

Die Insekten von dem Mückengeschlechte sind sehr häufig und beschwerlich in Guiana. Sie werden Muskitos genannt, und theilen sich in drey Gattungen, die nur in den Graden der Größe unterschieden sind. Sie werden hauptsächlich in den tiefen schlammichten Gegenden, an der See, in den Wäldern gefunden, welche durch die Menge dieser Insekten unbewohnbar gemacht werden, bis die Bäume niedergehauen sind, und der Wind freyen Zugang erhält, da sie denn tiefer in die Wälder flüchten. An diesen Oertern erscheinen sie wie Wolken, erfüllen die Luft mit einem summenden Geräusche, und ihr Biß ist außerordentlich schmerzhaft. Wenn die Indianer oder die weißen Einwohner genöthiget sind an solchen Orten zu schlafen, welches bisweilen auf Reisen, oder bey der Fischerey an der Seeküste geschiehet, so machen sie einen großen Dampf unter ihren Hangematten, in welche sie sich über und über einwickeln, und es für ein Glück halten, die Beschwerlichkeit fast erstickt zu werden, zu extra-

*) Eine Art *Lampyris*?

ertragen, um nur nicht von diesen Insekten aufgefressen zu werden.

Raupen giebt es hier außerordentlich viele und mancherley, aber ich will mich in keine genaue Beschreibung derselben einlassen.

Der Palmbaumwurm *) ist nicht nur in Guiana, sondern auch den Caribbischen Inseln gemein. Er erzeuget sich in dem Herzen des Kohlbaums, nachdem er umgehauen ist, ist fast so dick als ein Mannsfinger, und zween oder drey Zoll lang. Der Kopf ist schwarz, und der Körper sieht aus wie ein Stückgen gelbes Fett, das in einer feinen durchsichtigen Haut eingeschlossen ist. Diese Würmer werden nicht nur von den Wilden, sondern auch von den Weißen für einen delicaten Leckerbissen gehalten. Insonderheit sind sie den Franzosen eine vorzügliche Delicatesse, welche sie an dem Feuer braten, und mit geriebenem Brodte, Salze und Pfeffer genießen.

Von Spinnen hat man in Guiana sehr viel und mancherley Gattungen. Die größte und einzige, welche ich hier beschreiben will **), wird fast durchgängig für die Tarantel gehalten, welche doch nur dem Theile von Italien, so Apulien heißt, eigen ist, und wovon man eine sehr genaue Beschreibung in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften zu Paris findet. Die guianische Spinne bestehet aus zween Haupttheilen; der hintere oder Bauchtheil ist ovalrund, über einen Zoll lang, und im Umfange wie ein Mannsdaumen, von einer dunkeln Farbe, und mit grauen oder braunen Haaren bedeckt. Dieser ist an einem

*) CURCULIO *Palmarum.*

**) ARANEA *avicularia.*

nem Ende mit dem obern Theile verbunden, welcher flach, und beynahe viereckicht, ohngefähr fünf Linien breit ist, und eine schwarze Farbe und Haare hat. In der Mitte desselben ist eine kleine Vertiefung, in welcher verschiedene Linien, die von den Winkeln einer jeden Ecke ausgehen, zusammenlaufen. An diesem Theile befinden sich fünf paar Füße, ohngefähr zwey Zoll lang, jedes mit vier Gelenken, und an dem Ende mit ein paar rothen Zänglein versehen. Die Augen sind klein, schwarz und glänzend. Aus dem obern Kinnbacken ragen zween kastanienbraune halbmondförmige scharfe Zähne hervor, die ohngefähr einen halben Zoll lang und ausgehölt sind, bis etwa eine halbe Linie von der Spitze des Zahns, wo die Höhlung aufhört, weil er da, wegen der außerordentlichen Feine seiner Spitze, nothwendig dicht seyn muß. An der Spitze ist eine kleine Oefnung äußerlich an der Seite, die mit der innern Cavität des Zahns in Verbindung stehet. Aus dieser Höhlung tritt, wenn der Zahn gedrückt wird, das Gift heraus, welches eine feine weiße durchsichtige und flüßige Materie ist, die einem sehr kleinen Tropfen von rectificirtem Weingeiste ähnlich sieht, und an der Oefnung des Lochs an der Seite hängt. Der Biß dieser Spinne wird für tödtlich gehalten, ich weiß aber kein Thier, an welchem er dergleichen Wirkungen geäußert hätte. Sie macht ein festes dickes Gewebe, nicht viel größer als sie selbst, gemeiniglich zwischen den Aesten eines Coconuß- oder Pisangbaums. Ihre Eyer liegen in einem weißen Beutel, der wie Tuch aussieht, und unter dem Bauche der Spinne sich befindet, welchen sie zu gewissen Zeiten des Jahres so lange an sich herum trägt, bis die Brut ausgebrütet ist.

Der surinamische Scorpion hat eine braunröthliche Farbe, mit einer Menge schwarzer Flecken, und eine Länge von beynahe sechs Zollen. An dem Halse kommen zwo Scheeren hervor, von ohngefähr einem Zoll in der Länge, deren jede drey Glieder hat, und an dem äußern Ende mit ein paar schwachen Zangen versehen ist. Außer diesen hat er noch vier Paar Beine, wovon die längsten dem Schwanze am nächsten sind. Dieser hat sieben Gelenke. Er ist am Ende gespalten, und mit zween kleinen, krummen, hornichten und spizigen Stacheln versehen, worunter der oberste doppelt so lang ist als der untere. Wenn der Scorpion läuft, so trägt er den Schwanz gemeiniglich auf- und vorwärts gekrümmet. Er hält gemeiniglich mit den Scheren, indem er mit dem Schwanze sticht. Die Wunde ist giftig und außerordentlich schmerzend, obgleich nicht tödtlich, wie ich einmal bey einer Negersclavinn gesehen habe, welche von einem dieser Thiere in die rechte Seite, ein wenig unter den kurzen Ribben war gestochen worden. Die Wunde war fast unmerklich, und ohne eine scheinbare Geschwulst. Die Negerinn aber, die ich wenige Minuten nach dem geschehenen Stiche, im Monat November 1763, sahe, beklagte sich über entsetzliche Kälte, und hatte, obgleich das Wetter sehr heiß war, ein heftiges Schaudern, wie der bey einem kalten Fieber gewöhnliche Frost, mit einem schnellen, schwachen, zitternden, und bisweilen unterbrochenen Pulse, gähnete zuweilen und dehnete sich, und schnappte oft nach Athem. Ich kannte weder die Natur des Giftes noch seine Gegengifte im geringsten, weil ich nur erst wenig Monate in diesem Theile von Amerika war. Doch schien es, nach den Sympto-

men,

men, die in die Augen fielen, zu urtheilen, nöthig, ihr erwärmende schweißtreibende Mittel zu reichen; denn bloß nach den äußerlichen Zufällen mußte ich mich richten, weil sie erst kürzlich von einem Sclavenschiffe war gekauft worden, und nicht im Stande war, in einer verständlichen europäischen Sprache auszudrücken, was ihr fehlte. Ich ließ daher ihre Seite, welche stark geschwollen war, mit warmen Olivenöle schmieren, gab ihr innerlich alle Stunden einen Bolus, der aus Theriaca Andromachi und Kampher bestund, auch ließ ich sie oft von einem Decokte der virginischen Schlangenwurzel, der Seneka, und dem wilden Baldrian trinken. Dieses war gegen neun Uhr, und die Fieberhitze wurde bald um ein merkliches vermehrt, auf den Abend aber verlohren sich alle Symptome, und den folgenden Morgen gieng sie wieder an ihre Arbeit. Ob ihr diese Cur einige Dienste gethan hatte, kann ich nicht bestimmen, weil ich niemals wieder Gelegenheit gehabt habe, einen Zufall von dieser Art zu sehen, oder auch davon zu hören.

Der Tausendfuß *) hat, obgleich sein Name ein vielfüßiges Thier anzeigt, demohnerachtet nur vierzig Füße, nämlich auf jeder Seite zwanzig. Sein Körper ist ohngefähr sechs Zoll lang, und fünf Linien breit, etwas platt, von einer braunen kupfrichten Farbe, und besteht aus zwanzig Gliedern, an deren jedem ein paar Beine stehen. Er bewegt sich mit gleicher Schnelligkeit rückwärts wie vorwärts, und scheinet an jedem Ende einen Kopf, mit ein paar gespaltenen haarförmigen Fühlhörnern, zu haben; aber der eigentlich so genannte Kopf ist mit ein paar starken scharfen Zangen

*) SCOLOPENDRA *morsitans.* LINN. Centipee.

versehen. Sein Biß ist giftig, und außerordentlich schmerzhaft, aber nicht tödtlich. Dieser sowohl als die Scorpione werden nicht nur auf den Feldern, sondern auch in dem Strohe der Häuser, unter Büchern, Schachteln, und andern Geräthe gefunden.

Der Chigger *) oder Chique, wie sie von den Franzosen genennet wird, ist ein kleines dunkelbraunes Insekt, einem Floh ähnlich, aber etwas kleiner; er kann zum Glück nicht hüpfen, sonst würde die Zona Torrida gänzlich unbewohnbar seyn. Dieses Thier frißt sich unvermerkt in die Haut an den Füßen und Zähen, und verursacht ein mäßiges Jucken und Röthe. Wenn dieses einer Person begegnet, die das Land kennet, so ist es genug, es zu entdecken, und mithin herauszuziehen; wenn aber dieses nicht geschieht, und man läßt das Insekt einige Zeit unter der Haut stecken, so macht es sich bald eine dünne, häutigte Capsul, oder Beutel, worein es sich verschließt, und nur eine kleine Oefnung für seinen Kopf läßt. In diesen kleinen Beutel legt es seine Eyer, deren sehr viele sind, und den Nissen der Läuse gleichen; diese nehmen täglich an Anzahl und Größe zu, und in wenig Tagen ist der Beutel bis zu der Grösse einer großen Erbse ausgedehnt, in welcher Zeit die Nisse anfangen auszukriechen, und, wenn sie nicht herausgezogen werden, andre Beutel machen, so daß endlich bösartige Geschwüre daraus entstehen. Allein die weißen Einwohner lassen sie selten bis zu dieser Reife kommen. Wenn der Beutel gemacht ist, muß man ihn herausnehmen, ohne ihn zu zerreißen, sonst würden einige

*) PULEX *penetrans*. LINN. *syst*. *1021*. *Acarus* 2. BROWN. *nat. hist. of. Jam. p*. *418*. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er zu dem Floh- oder Milbengeschlecht gehöre. Das hier beschriebene Insekt ist unstreitig eine Milbe.

einige von den Nissen in der Wunde bleiben, und Chiggers daraus werden. Geschieht es bisweilen durch einen Zufall, daß er entzwey gehet, so pfleget man die Wunde mit Tabacksasche anzufüllen, obgleich die Holzasche zu Vernichtung der Eyer dieser Insekten eben so wirksam ist. Sie plagen sonderlich die Sclaven, welche barfuß gehen, und deren Füße so erschrecklich davon mitgenommen werden, daß sie oft lahm davon werden. In diesen Fällen ist ein Umschlag von castilianischer Seife und Thran der beste Ueberschlag, den man zu Tödtung dieser Insekten brauchen kann. Es giebt noch eine Gattung von diesen Thieren, welche giftig sind, und Geschwulst und Entzündungen verursachen, doch sind sie zum Glück nicht sehr gemein.

Die Muscheln, welche einen ansehnlichen Theil von der Naturgeschichte etlicher Länder ausmachen, werden in der von Guiana einen kleinen Raum einnehmen, weil ihr einziger Auffenthalt, die Seeküste, niedrig, und das Ufer schlammig ist, so, daß die Muscheln, wenn sie auch ans Ufer geworfen werden, mit Erde verschüttet werden. Zuweilen findet man wirklich am Ufer einen kleinen Fleck Sand mit Muscheln, aber diese sind wegen ihrer Schönheit, Menge oder Mannichfaltigkeit nicht so merkwürdig, daß sie eine besondere Beschreibung verdienten.

Also, mein liebster Bruder, habe ich kürzlich die merkwürdigsten Thiere aus den verschiedenen Classen des Thierreichs, der vierfüßigen und kriechenden Thiere, Vögel, Fische und Insekten beschrieben. In meinem nächsten Briefe werde ich mich bemühen, Ihre Neugierde in Ansehung derer von dem Geschlecht des Men-

schen zu befriedigen. Zugleich versichere ich Sie, daß ich jede fernere Gelegenheit ergreifen werde, Ihnen die eifrige Zuneigung zu bezeigen, mit welcher ich das Glück habe zu seyn

Liebster Bruder

Dero rc.

III. Brief.

Rio Demerary den 25 Octobr. 1766.

Liebster Bruder,

Nach einer unvermeidlichen Pause von etlichen Wochen habe ich jetzo wieder Muße, die Fortsetzung meines Versuchs über die Naturgeschichte dieses Landes vor die Hand zu nehmen, und schätze mich glücklich, da ich in Ihrem Schreiben vom fünften September, welches ich gestern erhielt, mit Vergnügen ersehe, daß mein voriger Brief dazu gedienet hat, Sie auf eine angenehme Art zu unterhalten. Die natürliche Geschichte hat für ungebildete Seelen weniger Reize, als die Geschichte menschlicher Handlungen, welche mit einer wunderbaren Verschiedenheit von Vorfällen verbunden, und dem größten Theile der Menschen viel angenehmer, aber weit minder nützlich sind.

Nach der Ordnung, welche ich mir vorgeschrieben habe, muß ich Ihnen nunmehr, nach geendigter Beschreibung der verschiedenen Gattungen geringerer Thiere, auch eine Nachricht von denen aus dem menschlichen Geschlechte geben, welche offenbar den ersten Rang über alle Wesen unter der Sonne haben müssen. Ich merke, daß ich hierinne die bey den Naturkündigern gewöhnliche Ordnung umgekehrt habe; allein ich habe dafür eine weit natürlichere gewählet, die weniger Schwierigkeiten ausgesetzt ist.

Den Menschen zu beschreiben, der in Ansehung seines Unterhalts fast von jedem andern Thiere und jeder Pflanze abhängt, und dessen Bedürfnisse weit grösser sind, als irgend eines andern irrdischen Wesens; den zu beschreiben, ohne vorher von den Mitteln gehandelt zu haben, welche der Schöpfer bestimmt hat diese Bedürfnisse zu befriedigen, scheint mir unnatürlich zu seyn. Aber in der gegenwärtigen Anordnung der Sachen, da ich vorher die verschiedenen Classen von geringern Geschöpfen, ihre Anwendung zu der menschlichen Nothdurft, und den verschiedenen Nutzen, welchen das menschliche Geschlecht davon ziehet, betrachtet habe, wird sich alles in der Geschichte des Menschen auf eine natürliche Art entwickeln.

Die Einwohner von Guiana (ich meyne die von dem menschlichen Geschlechte) sind entweder Weiße, Schwarze, oder die röthlichbraunen ursprünglichen Eingebohrnen von America. Die vermischte Vereinigung dieser verschiedenen Gattungen von Menschen hat gleichfalls unterschiedliche Abänderungen hervorgebracht, deren Farben unmittelbar von ihrem Grade der Blutsfreundschaft mit den Weißen, Indianern,

oder

oder Negern herrühren. Sie theilen sich in Mulatten, Terzerones, Quarterones und Quinterones, nebst verschiedenen Zwischenabtheilungen, welche von ihrer zurückgehenden Vereinigung mit einander bestimmet werden. Alles dieses zeiget hinlänglich, daß weder die vermischte Fortpflanzung, noch die Veränderung des Clima, die natürlichen characteristischen Unterschiede dieser verschiedenen Völker vernichten können. Die Schwarzen und die Weißen sind zwar keine eigentlichen einheimischen Völker dieses, oder eines andern Theils von Amerika, sondern die erstern aus Europa, die andern aber aus Afrika hieher versetzt worden. Doch will ich dem ohngeachtet in dem folgenden Briefe eine Nachricht von denselben beyfügen; in diesem aber werde ich mich blos auf die wirklichen Eingebohrnen von Guiana einschränken, die sowohl als alle amerikanischen Völker, gemeiniglich, ob schon sehr uneigentlich, Indianer genennet werden.

Die guianischen Indianer sind in verschiedne Stämme getheilt, die nach den Graden ihrer allmählichen Erhebung über die Unwissenheit und Wildheit des natürlichen Zustandes, von dem sie sich nur wenig entfernt haben, eingetheilt werden. Diejenigen, welche die entlegenen innern Theile des Landes bewohnen, sind sehr wenig oder gar nicht bekannt; und es giebt wirklich nur vier Nationen innerhalb den Gränzen von Holländisch-Guiana, mit denen die Europäer einerley Gewerbe haben; diese sind die Carribben, die Accawaus, die Worrows und die Arrowauks. Die letztern sind ein geselliges gastfreyes Volk, und wegen der Nachbarschaft ihrer Wohnungen, und des beständigen Umgangs mit den Weißen, sind ihre Sitten

ten und Gebräuche besser als irgend eines andern Stammes seine bekannt, und da sie alle in vielen Stücken übereinstimmen, so werde ich in Beschreibung der drey erstern Nationen blos ihrer characteristischen Unterschiede und Besonderheiten gedenken, und die minder merkwürdigen Umstände ihrer Religion, Sitten und Gewohnheiten, um der Kürze willen, mit der Arrowauks ihren zusammen nehmen.

Die Carribben (Carribees) machen denjenigen Stamm aus, der der zahlreichste, bravste, kriegerischeste und arbeitsamste unter allen in Guiana ist. Sie wohnen vornehmlich an der Seeküste zwischen Essequebo und dem großen Fluß Oronoque. Sie sind von mittlerer Statur, wohlgebildet, mit regelmäßigen und angenehmen Gesichtszügen. Ihr Gang ist flüchtig und lebhaft, und ihre Leibesfarbe die weißeste unter allen vier Stämmen, nur die Arrowauks ausgenommen. Ihre Sprache ist männlich, und sehr articulirt, aber sie sprechen sie mit einem gewissen Grade von Schärfe und Lebhaftigkeit aus, die ihrem natürlichen Character gemäß ist. Sie leben in der Vielweiberey, und haben ihre Hauptleute, obschon keine Regenten oder Obrigkeiten. Ihre Ländereyen sind nicht unter sie vertheilet, sondern ein jeder bauet, nach dem Verhältnisse seiner Bedürfnisse und Fleißes, so viel als er will; und da sie nicht so faul sind, wie die übrigen Stämme, so bearbeiten sie mehr Feld als einer von diesen, obgleich ein kleiner Theil davon schon genug für sie wäre, da sie außer den Pisangbäumen, und Cassava oder Maniok, sehr wenig bauen. Aus diesen machen sie Brod, und aus jenen, durch die Gährung, einen Liquor, der dem Meth etwas gleich

kömmt,

kömmt, wovon ich hernach ein mehreres sagen will. Sie wohnen nahe bey einander, und durch das Blasen auf einer Muschel kann man in einer halben Stunde ihrer auf tausend zusammen bringen. Sie bemahlen sich entsetzlich stark mit Arnotte oder Roucou *).

Der Krieg, die Jagd und Fischerey sind die Hauptbeschäftigungen der Mannspersonen; der Ackerbau und die häuslichen Geschäfte sind den Weibern und Kindern überlassen, welche auch mit der Hand Baumwolle spinnen, welches aber, aus Mangel einer bequemen Maschine, sehr langsam zugeht. Aus dieser weben sie Hangematten **), jedoch auf eine sehr langweilige und verdrüßliche Manier, weil es ihnen an Unterricht mangelt, ihre Arbeit auf eine vortheilhafte Art einzurichten. Ihre Art zu würken ist diese, daß sie die Baumwolle, wenn sie gesponnen ist, auf zwey kleine hölzerne Stäbgen von gehöriger Länge winden, die sie ohngefähr sieben Fuß weit von einander stellen, und die Fäden einzeln, parallel und dicht neben einander daran befestigen, bis sie zu einer hinlänglichen Weite ausgedehnet sind, welche gemeiniglich sechs oder sieben Fuß ist. Diese Fäden müssen ihnen statt der Werfte dienen: sodann winden sie eine Parthie Baumwolle auf ein schmales spitziges Stückgen Holz, und fangen ihre Weberey an dem einem Ende an, indem sie immer einen Faden um den andern in die Höhe heben, und das spitzige Holz mit dem Einschuß durchstecken. Dieses thun sie, bis sie die ganze Werfte durch sind, und gehen sodann auf eben die Weise wieder zurück, indem sie

*) BIXA *Orellana.*

**) *Hamacks.*

sie die Fäden, welche sie vorher liegen gelassen haben, aufheben, und die Fäden dicht an einander schieben. Wenn dieses Weben geschehen ist, so wird die Hangematte mit Baumrindensaft überstrichen, und zwar so, daß verschiedne Figuren herauskommen, welche roth, und nachher auf immer unauslöschlich sind. Die Bäume, welche diesen Saft hergeben, sind, wie man mich berichtet, der Wallaba und die rothe Mangrove. Eine Hangematte auf diese Art zu weben, erfordert etliche Monate Arbeit, und daher begnügen sich alle übrige Stämme, welche weniger arbeitsam sind, mit Hangematten, die entweder aus baumwollenem Garne, oder der gesponnenen Rinde des Sameebaums, netzförmig geflochten werden. Desgleichen machen sie kleine Cylinder aus Fischzähnen, welche sie von einem Ende bis zum andern durchbohren, und dann den Cylinder in viele Stückgen zerschneiden, welche eben so viel weiße, glatte, glänzende Knöpfgen abgeben, die sie an Fäden reihen, und als einen Putz tragen.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, vergiftete Pfeile, welche sie durch ein ausgehöletes Rohr blasen, oder große, schwere Keulen aus Eisenholze u. s. w. gemacht, an dem einem Ende breit, mit scharfen Kanten, so, daß sie mit selbigen auf einen Schlag den Kopf ihres Feindes spalten können. Indessen haben sie dennoch gemeiniglich mit den benachbarten Stämmen in gutem Vernehmen gelebet, bis sie vor kurzen von den Holländern sind verderbet und aufgewiegelt worden, bey den Indianern, welche tiefer im Lande wohnen, Einfälle zu thun, um Gefangene zu machen, die sie nachher den Einwohnern der holländischen Colonien verkaufen. Bey diesen Gelegenheiten

umgeben sie die hier und da einzeln stehenden Häuser dieser Indianer, in der Nacht, wenn sie ohne Furcht für einer Gefahr schlafen, und machen sie allesamt zu Gefangenen: jedoch werden die Männer, weil sie, nachdem sie in die Sclaverey verkaufet worden, gleichwohl entfliehen möchten, gemeiniglich todt geschlagen, da indessen die Weiber und Kinder von beyderley Geschlechte zum Verkaufe am Leben behalten werden.

Die carribbischen Indianer leben in beständiger Mißhelligkeit mit den Spaniern, und üben oft in ihren Wohnungen bey dem Flusse Oronoque Feindseeligkeiten aus. Sie tragen sich mit einer alten Sage von einem englischen Heerführer, der viele Jahre vorher bey ihnen landete, und sie aufmunterte, in der Feindschaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen versprach, wieder zu kommen, sich unter ihnen niederzulassen, und ihnen Beystand zu leisten. Man sagt so gar, daß sie noch eine englische Flagge aufheben, die er ihnen zurück ließ, damit sie seine Landesleute daran erkennen möchten. Dieses war ohne Zweifel Sir Walther Raleigh, welcher im Jahr 1595 an der Küste von Guiana ans Land stieg, um die fabelhafte goldene Stadt Manoa del Dorado zu suchen, und das Fort Joseph, an dem Flusse Oronocke, eroberte.

Bey dem letzten Aufstande der Sklaven in der Colonie Berbice, wurden diese Indianer durch den Gouverneur von Essequebo genöthiget, wider die rebellischen Negers zu fechten, deren sie viele erlegten, wie man aus der Zahl der Hände sehen konnte, welche sie davon gebracht hatten, und wofür sie eine ansehnliche Belohnung bekamen. Bey dieser Gelegenheit

die

die Liebe zur Wahrheit nöthiget mich, Ihnen einen Umstand nicht zu übergehen, der auf diese Schlacht einige Beziehung hat, und den Sie, wie ich versichert bin, mit Mißvergnügen lesen werden. Es ist dieser, daß sie die Körper dieser Negern, die bey der Gelegenheit erschlagen worden, gegessen haben: eine Handlung, welche von europäischen Völkern für so abscheulich und unnatürlich angesehen wird, daß die wirkliche Existenz der Cannibalen neulich von einigen neuern Geschichtschreibern ist geleugnet worden, obgleich die wiederholten Zeugnisse der Reisenden ein anderes besagen. Es ist in der That eine tadelhafte Verwegenheit, wenn Personen, die niemals aus ihrem Vaterlande gekommen sind, von den Sitten und Gebräuchen entfernter unbekannter Völker urtheilen, und, blos um gewisser ihnen wahrscheinlicher Vermuthungen willen, die Wahrheitsliebe der Reisenden verdächtig machen, und solche Dinge gerade zu leugnen wollen, an denen man aufs höchste nur zweifeln darf. Gleichwohl muß ich diesen Indianern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und melden, daß sie niemals einen Menschen essen, außer ihre in dem Treffen erschlagenen Feinde, wozu sie ein eben so gutes Recht zu haben glauben, als die Thiere zu speisen, von denen sie außerdem würden gefressen werden. Sie werden zwar ohne Zweifel es für etwas unnatürliches halten, wenn ein Thier andere seiner Art frißt, auch so gar wenn sie nothwendiger Weise bey der Selbstvertheidigung getödtet worden; und hierinne bin ich Ihrer Meinung, ob ich schon glaube, daß wir, die wir in einem gesitteten Stande erzogen worden, der von dem natürlichen Zustande so unterschieden ist, wohl schwerlich dürften be-

stimmen können, was natürlich ist, oder nicht. Es ist gewiß weit unnatürlicher, einander in unnöthigen Kriegen todt zu schlagen, als die Körper derer zu verzehren, die wir erschlagen haben. Das Verbrechen besteht im Todtschlagen, nicht im Essen, indem der Wurm, so wie der Raubvogel, zeigen, daß das Menschenfleisch auf keine Weise heilig sey. Aber obschon gesittete Völker einen Abscheu dafür haben, einander zu fressen, so sind sie doch mit der Gewohnheit, einander todt zu schlagen, bekannt genug, und üben sie mit weniger Gewissenhaftigkeit aus, als die Wilden. Jedoch die Gewohnheit kann das Gemüth an die unnatürlichsten Gegenstände gewöhnen. Was sonst, als Gewohnheit und Gebrauch, könnte uns in den Stand setzen, ohne einen unvermeidlichen Abscheu, die zerfleischten Körper der unschuldigen Thiere auf einem Londner Markte feil zu sehen, welche unsern Appetit zu vergnügen getödtet worden, und deren Sorge und Bestreben für die Erhaltung ihres Lebens, augenscheinlich beweiset, daß sie darinne einen Grad der Glückseeligkeit genossen, deren sie zu berauben wenigstens eine Grausamkeit ist. Des Menschen Recht über das Leben der untergeordneten Thiere will ich auf keine Weise streitig machen; der deutliche Unterschied in dem Mechanismus der Kau- und Verdauungswerkzeuge der fleischfressenden und körnerfressenden Thiere, beweisen augenscheinlich, daß die Natur einige zum Raube anderer bestimmet habe. Allein das menschliche Geschlecht hat eine natürliche Fähigkeit, ohne Unterscheid von thierischer oder vegetabilischer Nahrung zu leben, und häufige Exempel bezeugen, daß die letztere der Gesundheit und dem langen Leben am zuträglichsten sey.

Daher

Daher vereinigen sich nicht nur die Menschlichkeit, sondern auch der eigne Vortheil, uns wenigstens dahin zu vermögen, die Menge der animalischen Nahrung, die wir jetzt mit so vieler Begierde genießen, zu vermindern.

Der Herr von la Condamine kann, nach meiner Meinung, wohl nicht auf die carribbischen Indianer zielen, wenn er einer cannibalischen Nation*) gegen Norden an dem Amazonenflusse gedenket; und doch habe ich niemals von einem andern Stamme guianischer Indianer gehöret, welcher Menschenfleisch äße.

Die Holländer treiben mit den carribbischen Indianern Handlung; sie erhalten von ihnen für Boote**) von verschiedener Größe, von zehn bis zwanzig Fuß lang, welche aus einzelnen Bäumen gezimmert, und mittelst des Feuers ausgehölet werden: baumwollene Hangematten, die auf die bereits erzählte Weise gesponnen und gewirket sind; Wachs, welches von den vorher beschriebenen schwarzen Bienen bereitet worden ist; Capoiba oder Capivibalsam, welchen sie in großen Kürbisflaschen bringen; verschiedene Arten rarer Hölzer; hauptsächlich aber Sclaven, zu deren Fange sie, wie ich kurz vorher erzählet habe, angereizet werden. Statt der Bezahlung dafür geben ihnen die Holländer Feuerröhre, Stücken von indianischen Salempores, mit welchen sie ihre Blöße bedecken, Aexte, Messer, Angelhaa-

*) Car quoiqu'il n'y ait pas aujourd'hui d'Anthropophages le long des bords du Maranon, il y a encore dans les terres, particulierement du côté du Nord et en remontant l'Yupara, des Indiens, qui mangent leurs prisonniers. — S. *Relation abregée d'un voyage fait dans l'Intérieur de l'Amerique*, etc. Anm. d. Grundschr.

**) *Canoes.*

cken, Kämme, und kleine Spiegel, nebst rothen Corallenknöpfgen, worauf sie einen übermäßigen Werth setzen; und Glaßknöpfgen von verschiedenen Farben, welche die Weibspersonen, die etwas verschwenderischer geworden sind, in verschiedenen Formen an sich tragen.

Die **Worrows** sind eine indianische Nation, welche bloß an der Seeküste, vornehmlich zwischen Demerary und Surinam, wohnet, obgleich etliche davon an beyden Seiten des Flusses Oronoque gefunden werden. An Statur und Größe übertreffen sie die Caribben; die Farbe ihrer Haut ist viel schwärzer, und ihre Gesichtszüge weit unregelmäßiger und unproportionirter, insonderheit sind die Weibspersonen sehr unangenehm. Sie wohnen nur an den niedrigen, feuchten, sumpfigten Oertern, die an der See liegen, und leben hauptsächlich von Krebsen und Fischen. Sie sind ein unflätiges, verzagtes, träges Volk; aber dabey geduldig, zufrieden und glücklich. Viele unter ihnen besitzen nicht einmal Industrie gnug, um sich die Mittel zu verschaffen, daß sie Kleider kaufen könnten, ihre Blöße zu bedecken, sondern begnügen sich entweder mit Baumrinden, oder der netzförmigen Decke einer Cocusnuß oder des Kohlbaums zu dieser Absicht. Dennoch sieht man sie oft mit dünnen ovalrunden silbernen Blechen gezieret, die von ihrer Nase herunterhängen, an welche sie durch zwey Hörner, die in die knorplichte Scheidewand der Nasenlöcher einkneipen, befestiget sind. Ihre Sprache ist übelklingend und die Articulation sehr undeutlich, indem sie mit einem schleppenden unangenehmen Tone ausgesprochen wird. Ihre Aerzte, oder vielmehr Priester, stehen in der Achtung, als ob sie einen besondern

Ein=

Einfluß von bösen Geistern, mehr als bey irgend einem andern Stamme, genössen.

Die Accawaw-Indianer sind der entfernteste Stamm, der einige Gemeinschaft mit den Europäern hat. Sie wohnen an dem Ursprunge der Flüsse Essequebo, Demerary und Berbice. Ihre Größe und Natur hat mit dem Worrows sehr viel Aehnliches, aber ihre Farbe ist lichter, ihre Gesichtszüge sind minder unangenehm, und sie unterscheiden sich alle durch ein zirkelrundes Loch etwa von einem halben Zolle im Durchschnitte, welches sie in dem untern Theile der Unterlippe haben, worein ein kleines Stückgen Holz von gleicher Größe mit dem Loche eingesetzt wird, welches von außen mit der umliegenden Haut fast gleich abgeschnitten ist, da indessen das innere Ende gegen die Wurzeln der Vorderzähne drückt. Die Miene und das Betragen dieses Volks ist ernsthaft und zurückhaltend, und sie besitzen einen ungewöhnlichen Grad von List und Verschlagenheit. Ihre Sprache ist feyerlich, und ihre Articulation deutlich, aber hart. Sie sind nicht zahlreich, werden aber von ihren Nachbarn, wegen ihrer Kunst die verderblichsten Arten von Gifte zu zubereiten, sehr gefürchtet. Das Pfeilgift, welches sie machen, ist insonderheit tödtlich; und außer diesem haben sie noch verschiedene andere Arten von Gift, welches, auch in der kleinsten Quantität gegeben, einen sehr langsamen, aber unvermeidlichen, Tod nach sich ziehet, vornehmlich eine Composition, die dem Weizenmehle gleich sieht, dessen sie sich bisweilen bedienen, vergangene Beleidigungen zu rächen, die lange vernachläßigt, und schon für vergessen gehalten worden sind. Bey solchen Gelegenheiten stellen sie sich allezeit ganz unem-

pfindlich gegen die Beleidigung, die sie zu rächen willens sind, und erwiedern sie so gar mit Dienstbezeigungen und Aeußerungen der Freundschaft, bis sie alles Mißtrauen und Besorgniß der Gefahr in dem für ihre Rache bestimmten Schlachtopfer aus dem Wege geräumet haben. Wenn dieses geschehen ist, kommen sie an einem Festtage zu ihm, und nöthigen ihn mit ihnen zu trinken, wobey sie, um allem Verdachte zuvorzukommen, selbst zuerst trinken, und nachher das Gift, welches sie bereits unter ihren Nägeln, die gemeiniglich sehr lang sind, verborgen halten, heimlich in das Getränke hineinwerfen. Jedoch sind diese Vorfälle nicht häufig; und daß sie sich bisweilen zutragen, ist nicht so sehr zu verwundern, als daß sie nicht noch öfter in einem Stande vorfallen, wo keine obrigkeitliche Bestrafung der Verbrechen, noch sonst eine andere Genugthuung für die Beleidigungen Statt findet, außer die man sich eigenmächtig verschaft. Die Keuschheit einer Frau zu verletzen, ist fast die einzige Beleidigung, welche diese tödliche Rache nach sich ziehet. Sie thun öftere Einfälle bey ihren tiefer im Lande wohnenden Nachbarn, wie die Carribben, der Sclaven wegen; wogegen sie die Nachbarschaft ihres Hauptlagers vornehmlich den Repreßalien dieser beleidigten Stämme aussetzt. Dieses zu verhindern, sind alle Zugänge zu ihren Häusern mit in die Erde eingegrabenen scharfen und vergifteten Stücken von hartem Holze verpallisadirt, ausgenommen einen einzigen krummen und geschlungenen Fußsteig, dessen sie sich selbst bedienen, und den sie ihren Landsleuten durch besondere Zeichen kenntlich machen. An die Holländer vertauschen sie Sklaven, Capivibalsam, einen Balsam der Arrecocerra heißt, und der be-

reits

reits beschrieben worden, die Hiarrawurzeln zum Fischen, Carabaöl, welches in großen Kürbissen befindlich, an Farbe und Consistenz dem guianischen Palmöl sehr ähnlich ist, und einen unangenehmen Geruch hat; verschiedne Gattungen von seltenen Hölzern, als das Buchstabenholz, Ducollabolla, Ebenholz u. s. w. desgleichen Vanille, Arnotta, Caßiaschoten, weißen Canel, wilde Muscatennüsse, wilden Zimmet, Meerkatzen, Papagoyen, Perroquets u. s. m. von welchen allem bereits eine Nachricht gegeben worden ist. Statt der Bezahlung für diese Dinge bekommen sie eben dergleichen Dinge, als den Carribben gegeben werden.

Außer diesen Indianern giebt es noch verschiedene Stämme, welche ganz nackend gehen, und nicht einmal diejenigen Theile bedeckt haben, welche zu verbergen die Natur die Einwohner andrer Länder gelehrt zu haben scheint. Diese Indianer aber werden niemals von den Europäern gesehen, außer wenn welche von ihnen in die Sklaverey verkauft werden.

Der letzte unter den vier Stämmen der Indianer, wovon ich Ihnen einige Nachricht mittheilen will, sind die Arrowauks, welche in jeder Betrachtung eine genauere Beschreibung, als einer von den vorigen Stämmen, verdienen. Sie wohnen hinter den Worrows, ohngefähr zwanzig oder dreyßig französische Meilen von der See, wo das Land erhaben, und den Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt ist, als die Seeküste; und sind die ursprünglichen Eigenthümer von dem größten Theile desjenigen Landes, in welchem die holländischen Plantagen dieser Colonie bis noch vor kurzem gelegen haben. Auch sind sie in vielerley Absichten den weißen Einwohnern von keinem geringen Nutzen, die sie auch

durch ein ausdrückliches Gesetz von der Sklaverey frey gesprochen haben, welcher alle die übrigen Stämme, die von jedem andern verkauft werden, unterworfen sind.

Sie sind von mittelmäßiger Statur und Größe, gerade und wohlproportionirt. Die Farbe ihrer Haut ist weißer als an denen von den vier übrigen Stämmen. Ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig und angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und glatt, ihre Lippen dünn, die Augen schwarz, und funkelnd, und sie haben, wie alle die eingebohrne Amerikaner, langes, gerades, schwarzes Haar, welches sie oft mit Carabaöl schmieren. Ihr Kinn und die übrigen Theile des Leibes, an welchen die Europäer mehrentheils Haare zu haben pflegen, sind nur ganz dünn mit weichen Stoppelhaaren besäet, die sowohl Manns- als Weibspersonen sich so viel als möglich von jedem Theile des Leibes ausrupfen, keinen einzigen ausgenommen. Diese würden freylich wieder wachsen, aber so oft dieses geschieht, werden sie vom neuen ausgerissen. Die Gesichtszüge der Weibspersonen sind fein und artig, und ihre Gliedmaaßen schlank, aber wohl proportionirt, auch streitet eine braune Haut keinesweges mit der vollkommensten Schönheit. Allein ihre rohen ungebildeten Seelen machen sie unfähig, die Reize des Geistes mit den Reizen des Körpers zu verbinden, und sie können einem Europäer kein andres als ein sinnliches Vergnügen gewähren. Die unverheiratheten Weibsbilder zeigen sich von aller künstlichen Vorstellung entblößt, in ihren natürlichen Neigungen munter und verliebt. Jedennoch werden die Weiber, wenn sie alt sind, sehr unangenehm: durch ihre zu frühe Heiraten und die Folgen derselben sowohl, als aus Mangel der

zur

zur Conservation ihrer Gestalt nöthigen Kleidung wird ihr Unterleib, wenn sie in die Jahre kommen, groß und runzlich, und ihre Brüste lang und herabhängend. Sie tragen keine Kleider, die der Wärme wegen in diesem Clima nicht nothwendig sind; dennoch hat sie die Sittsamkeit gelehret, diejenigen Theile zu bedecken, welche die Europäer am sorgfältigsten verbergen. Dieses thun die Mannspersonen mit einem Streifen Leinwand oder baumwollnen Tuch von blauer oder weißer Farbe, so zwischen den Schenkeln durchgezogen, und forn und hinten mit einem Bande befestiget ist, das um die Lenden herumgehet *). Dieses ist auch die gewöhnliche Bedeckung der Neger. Die Frauenspersonen weben einen Schurz **) von kleinen gläsernen Corallen verschiedner Farben, die an baumwollne Fäden angereihet, und so gemacht sind, daß sie, wenn sie gewebt sind, durch ihre Farben verschiedne Figuren vorstellen. Diese Decke ist so groß, als zwo Mannshände, und meistens viereckigt, außer dem obern Zipfel, welcher enger ist als der untere. Sie ist an Corallenschnuren befestigt, die um die Lenden herumgehen, und hängt über diejenigen Theile, die damit bedecket werden sollen, herunter. Ehe die Europäer diese Gegenden besuchten, waren Baumrinden, oder die netzförmige Decke einer Cocusnuß oder des Palmbaums, die auf eben die Art umgethan wurden wie der Indianer ihr Schurz, die einzige Decke, welche Manns- und Weibspersonen trugen.

Gerade über jedem Knöchel haben sie ein baumwollenes Band um das Bein gewunden. Bey Feyer-

 lich-

*) Camiza. Englisch *a lap.*

**) Cuyu.

lichkeiten, und andern fröhlichen Gelegenheiten, tragen sie Federmützen, die aus einem runden Bande bestehen, so ohngefähr zwey Zoll breit aus den feinen fadenförmigen Splittern von Nibbees geflochten, und von einer Größe, die auf das Haupt paßt, ist. An dem obern Rande desselben ist eine große Menge langer Federn, von verschiednen, aber muntern Farben, befestiget, welche um den ganzen Kopf herum in die Höhe stehen. Auch putzen sie sich mit einer großen Anzahl kleiner feiner Federn von verschiednen Farben, an verschiednen Theilen des Körpers, wo sie dieselben mit dem Arrecocerrabalsam befestigen. Bey diesen Gelegenheiten bemahlen sie sich auch die Gesichter, Aerme, Brüste u. s. w. mit Launa oder Arnotta. Die Frauenspersonen sind gemeiniglich die Mahler, und zeichnen verschiedne Figuren nach ihrer Phantasie. Die Frauenspersonen tragen auch lange Schnuren mit kleinen gläsernen Corallen von mancherley Farben, so sie fest um ihre Gelenke an der Hand, um die Arme, um die Fußknöchel, und über die Waden ihrer Beine zu winden pflegen.

Ihrem Temperament und Gemüthsart nach sind sie frölich, höflich, und freundlich, aber etwas blöde oder feig, außer wenn sie trunken sind, welches nichts seltsames ist; denn alle die Eingebohrnen von Amerika scheinen eine natürliche Neigung zur Unmäßigkeit zu haben. Nicht einmal das weibliche Geschlecht kann man davon ausnehmen, ob sich gleich kein Laster, am wenigsten die Unmäßigkeit, mit dem Sanften und Zärtlichen der weiblichen Reize verträgt. Allein ihre Glückseeligkeit würde zu vollkommen seyn, wenn sie nicht durch dieses Laster vermindert würde, welches die Quelle aller ihrer Uneinigkeit, und aller ihrer Vergehungen ist. Ihre Spra=

Sprache ist deutlich und harmonisch, und an Weichlichkeit und Menge der Vocalen nur wenig unter der italienischen. Doch ist sie, wie ihre Begriffe, eingeschränkt, und arm an Worten.

Sie leben familienweise beysammen, in verschiedene Theile des Landes zerstreuet; aber ihre Wohnungen, die sie an den Seiten der Flüsse, oder der Krieken, die mit denselben zusammenhängen, errichten, stehen gemeiniglich neben einander. Ihre Häuser bestehen aus vier am Ende zweyspaltigen Stöcken von verschiedener Länge gebaut, die sie in vier Winkeln in die Erde stecken, so daß die beyden längsten an die Vorderseite kommen; in die Gabeln dieser Stöcke sind vier Stangen gelegt, welche nachher mit etlichen andern in einer schiefen Richtung belegt sind; über diese decken sie die Blätter von der oben beschriebenen Troolies, welche mit Nibbees an die Stangen angebunden werden. Ein solches Haus zu erbauen erfordert nur etliche Stunden Arbeit, es giebt aber, wenn es fertig ist, einen hinlänglichen Aufenthalt, um sich darunter wider Regen und Thau zu schützen; die einzige Absicht, worzu ein Haus unter diesem Himmelsstriche nützt. Da diese Wilden ein herumschweifendes Leben führen, und an keinen besondern Fleck der Erde gebunden sind, so würde man mit Erbauung geräumiger und dauerhafter Häuser unnöthige Arbeit verschwenden. Unter diesem Obdache sind alle ihre häuslichen Geräthschaften, ihr persönlicher Schmuck, und ihre Waffen, zu sehen. Aber wie klein ist der Vorrath dieser Dinge! Das Beste dabey ist, daß sie nicht mit unnöthigen Geräthe beschwert sind, sondern wohin sie auch reisen, welches gemeiniglich zu Wasser in kleinen Canoes geschieht, ohne Schwierig-

keit alle ihre Habseeligkeiten mit sich führen können. Die gewöhnlichen Geräthschaften und Zierrathen ihrer Häuser sind zwey oder drey kleine Geschirre, welche eine jede Hausmutter aus Thon zu verfertigen pflegt, sie nachher am Feuer backen läßt, und alsdann mit dem Safte etlicher besondrer Kräuter bestreicht, wovon sie schwarz werden. Sie haben gemeiniglich gegen das Ende einen Hals, damit man sie besser halten kann. Wenn man sie in Acht nimmt, dauern sie eine gute Zeit, und die Weißen sowohl als die Indianer bedienen sich ihrer. — Desgleichen findet man bey ihnen einen großen Krug, den Trank, den sie Piworree nennen, darinn zu machen. Dieser Krug wird aus der Materie gemacht, woraus die Töpfe verfertigt sind. Den Piworree bereiten sie aus Cassava- oder Manioc-Brodte, so mit Wasser in Gährung gebracht wird. Die Gährung zu befördern, nehmen die Weiber gemeiniglich ein Theil Brod, mischen es mit Wasser, und thun, wenn es zu gähren anfängt, das übrige hinzu. Wenn die Gährung vorbey ist, wird der Trank von dem zu Boden gesetzten Brodte abgeseiget und getrunken. Er macht betrunken, und hat im Geschmacke etwas ähnliches mit dem Meeth, aber nicht des Angenehme. Ich habe oft, wenn ich in ihren Wohnungen gewesen, um sie nicht böse zu machen, ihrem Nöthigen nachgegeben, und davon getrunken, ob ich gleich in diesem Falle mit ihrer Gastfreyheit verschonet zu bleiben gewünscht hätte. — Ein platter Stein, auf dem sie ihr Brod backen, und ein rauher ungleicher Stein, auf dem sie die Cassavawurzel zu Brodte reiben. Etliche Schalen von Kürbissen und Kalabassen, von verschiedner Größe. Einige darunter sind

klein

klein und dienen statt der Gläser, andre größer und vertreten die Stelle der Becher und Schaalen. Eine Hangematte für jede Person, gewebt oder geflochten, auf die Art, wie die Netze, von baumwollenem Garne, oder den gespaltnen Riemen von der Sameebaumrinde. Eine Axt und zwey oder drey Messer. Ehe die Europäer in diese Gegenden kamen, ersetzte das Feuer die Stelle der erstern, und statt der letztern bedienen sie sich scharfer Steine. — Ein kleiner Spiegel in Pappier gefaßt, und ein Kamm; diese sind erst seit der Zeit, da sie mit den Europäern gehandelt haben, zu ihrem Hausgeräthe hinzugekommen. Hierzu kann man auch noch rechnen die Farbe von der Arnotta oder Launa, und eine Kürbisflasche mit Carabaöl, womit sie täglich ihre Haut schmieren; eine Gewohnheit, die mancherley Vortheil hat; weil das Oel, vermöge seiner großen Bitterkeit, sie vor dem Biß der Muskito's schützet, die Haut, die sonst, da sie beständig der Sonne blos gesetzt ist, trocken und hart werden würde, weich und schmeidig macht, und also die allzustarke Ausdünstung verhindert.

Der berühmte Reaumur hat bewiesen, daß eine allzuhäufige Ausdünstung das Leben aller Thiere vermindert, indem sie nicht nur die unnützen, sondern auch die nährenden Säfte des thierischen Körpers zerstreuet; und eine allzugroße Ausdünstung scheint der wahre Grund zu seyn, warum die Einwohner der heißern Himmelsstriche eine kürzere Zeit leben, als die in den temperirten Zonen. Wir finden auch, daß die eingebohrnen Einwohner in den meisten tropischen Gegenden beständig Mittel gebraucht haben, diese häufige Ausdünstung zu hindern. Der Hottentott bedienet

sich

sich des Schmeres und Rußes; die Indianer des Oels; beyde aber zu einerley Absicht.

Ihre Waffen sind, außer Musketen, deren sie nur wenig haben, entweder große, schwere, scharfe Keulen, wie sie von den Carribben geführet werden, oder vergiftete und unvergiftete Pfeile. Die erstern werden vermittelst des Athems durch hohle Röhre geblasen, und die letztern mit Bogen geschossen. Ihre Bogen sind fünf Schuh lang, und werden aus Wasceba, oder sonst einem andern schweren und elastischen Holze verfertiget, die Sehnen aber aus Seidengrase gedrehet. Die Pfeile haben eine Länge von ohngefähr vier Fuß, und werden aus einem geraden drey Fuß langen Rohre, das keine Glieder hat, gemacht; an dem einem Ende wird ein Stück schweres Holz, ohngefähr einen Fuß lang und etwas kleiner als das Rohr, eingesetzt. Dieses thun sie, um dem Rohre mehr Wucht zu geben. Dieses Stück Holz hat bisweilen an dem einem Ende einen großen runden Knopf; wenn aber der Pfeil tödten soll, so wird das Holz entweder scharf zugespitzet, und mit Einschnitten gekerbt, oder mit einer stählernen Spitze versehen, nach Beschaffenheit des Thieres, für welches der Pfeil bestimmt ist. Die Pfeile, welche sie brauchen, um Fische zu schiessen, haben drey gabelförmig gekerbte Spitzen, deren mittlere länger als die beyden andern sind. Ehe die Europäer in diese Gegenden kamen, bedieneten sich die Indianer scharfer, spitzigzulaufender harter Steine, die Stelle der stählernen Spitzen zu vertreten. An dem andern Ende des Pfeils, dicht neben der Kerbe für die Sehne, sind auf beyden Seiten einander gegen über zwey ohngefähr sechs Zoll lange Federn angesetzt,

welche dienen, dem Fluge des Pfeils eine gewissere Richtung zu geben.

Die Giftpfeile werden aus Splittern von der harten, dichten, äußerlichen Substanz des Cokaritobaums geschnitzt, und sind gemeiniglich zwölf Zoll lang, und etwas dicker als eine starke Stricknadel. Das eine Ende des Pfeils ist scharf gespitzt, und mit dem Gifte vom Woorara vergiftet; um das andre Ende herum ist eine Rolle Baumwolle gewunden, die nach der Höhlung des Rohres gepasset ist, wodurch der Pfeil soll geblasen werden. Wenn der Pfeil so zum Verderben vorgerichtet und bewafnet ist, wird er in ein gerades hohles Rohr, das etliche Fuß lang ist, gesteckt, das Blaserohr nach dem Gegenstande gerichtet, und der Pfeil mit einem einzigen starken Hauch durch die Höhlung des Rohres herausgetrieben, der mit großer Schnelligkeit und unfehlbarer Gewißheit bis auf eine Entfernung von dreyßig bis vierzig Ruthen fliegt, wo er dem Thiere, welches er bis zum Bluten verwundet, einen schnellen und unvermeidlichen Tod bringet. Diese Pfeile zu schießen ist die Hauptübung der Indianer von ihrer Kindheit an; durch langen Gebrauch und Gewohnheit erwerben sie sich einen Grad von Geschicklichkeit und Genauigkeit in dieser Uebung, die fast unglaublich ist, und von keinem Europäer nachgeahmet werden kann.

Der Herr de la Condamine gedenkt einer Art von vergifteten Pfeilen, die bey den Indianern, welche an den Ufern des Amazonenflusses *) wohnen, gewöhn-

*) Les Yameos sont fort adroits à faire de longs Sarbacanes, qui sont l'arme de chasse la plus ordinaire des Indiens.

wöhnlich, und denen, welche die Indianer an der guianischen Küste führen, ähnlich sind. Das Gift, womit sie beschmiert werden, kömmt vermuthlich in seinen Hauptingredienzien mit denen überein, welche zu der Verfertigung des Wooraragifts, das von einem Nibbee dieses Namens, so die Hauptingredienz dazu ist, also genennet wird. Der Herr de la Condamine war berichtet, daß das Gift des Stammes Ticunas, der unter den verschiedenen indianischen Nationen am Flusse Maranon der vornehmste war, aus mehr als dreyßig verschiedenen Gattungen von Wurzeln und Kräutern zugerichtet würde; da hingegen der Acca-

diens. Ils y ajustent des petites flèches des bois du palmier, qu'ils garnissent, au lieu de plume, d'un petit boulet de coton, qui remplit exactement le vuide de tuyau. Ils le lancent avec le souffle à 30. & 40. pas & ne manquent presque jamais leur coup. Un instrument si simple suplée avantageusement, chés toutes ces nations, au defaut des armes à feu. Ils trempent la pointe de ces petites flèches, ainsi que celles de leurs arcs, dans un poison si actif, que quand il est recent, il tue en moins d'une minute l'animal à qui la flèche a tiré du sang. Quoique nous eussions des fusils, nous n'avons guère mangé sur la rivière de gibier tué autrément, & souvent nous avons rencontré la pointe du trait sous la dent; il n'ya à cela aucun danger; ce venin n'agit, que quand ils est mêlé avec le sang. Alors il n'est pas mortel à l'homme, qu'aux autres animaux. Le contrepoison est le sel & plus sûrément le sucre. —— Und an einem andern Orte: Ce poison est un extrait, fait par le moïen de feu, des sucs de diverses plantes, & particuliérement de certains Lianes. On assure qu'il entre plus de trente sortes d'herbes ou de racines dans le venin fait chez les Ticunas, qui est celui, dont j'ai fait l'epreuve, & qui est le plus estimé entre les diverses espéces connues le long de la riviére des Amazons. S. *Relation abregee d'un Voyage fait dans l'Intérieur de l'Amerique méridionale etc.* Anm. d. Ur.

Accawau-Indianer ihres, welche hier für die erfahrensten in dieser Giftmischerey gehalten werden, nur aus fünferley Stücken bestehet; obgleich die übrigen Nationen, insonderheit die Arrowauks, verschiedne wunderliche Zusätze machen, worunter die Zähne und Lebern von giftigen Schlangen, und rother Pfeffer sind, welcher letzterer vielleicht dienen kann, seine Wirksamkeit zu vermehren. Die Worrows setzen gleichfalls unterschiedliche nichtsbedeutende Dinge dazu; vermuthlich um den Vorschriften ihrer Vorfahren nachzukommen, an denen sie abergläubisch hängen. Der unwissende Pöbel hat überall die Gewohnheit, einen Haufen Ingredienzien in eine Composition zusammen zu schmieren, in der thörichten Hoffnung, dadurch den gesuchten Zweck desto gewisser zu erreichen. Die überflüßigen Dinge, welche die Arrowauks zu dem indianischen Gifte nehmen, sind nichts ungereimter, als viele Ingredienzien, welche sonst zu dem officinellen Mischmasch der Apothekercompositionen genommen wurden.

Folgendes ist das Recept, nach welchen das accawauische Pfeilgift gemeiniglich gemacht wird, und welches ich mir zu verschiedenen Zeiten von einigen ihrer Pejis, oder Aerzte, habe geben lassen, die in der Anzahl und Bestimmung der Ingredienzien genau übereinkommen, aber in deren Quantität etwas von einander abgehen, welche sie wirklich auf keine Weise genau ausdrücken oder bestimmen können.

Man nimmt von der Rinde der Woorarawurzel sechs Theile;

Von der Worracobbacourarinde zwey Theile;

Von der Rinde der Couranabi, Baketi und Hatchybalywurzel, von jeder ein Theil.

Alle diese Dinge werden klar geschabt, in einen indianischen Topf gethan, und Wasser darauf gegossen. Alsdann wird der Topf über ein gelindes Feuer gesetzt, daß das Wasser eine Viertelstunde sanfte kocht; worauf der Saft von den Rinden mit der Hand ausgedrückt, aber dabey fleißig in Acht genommen werden muß, daß die Haut unverletzt bleibe. Wenn dieß geschehen ist, kann man die Remanenz wegwerfen, den Saft aber läßt man über einem gelinden Feuer verdampfen, bis er so dick wird wie Theer, worauf man ihn wegnimmt, und flache Stückgen von dem Cokaritoholze darein tauchet, an welche sich das Gift, wenn es kalt wird, anhängt, wie ein röthlich braunes Gummi. Diese Stückgen Holz werden sodann in große ausgehöhlte Röhre, die an beyden Enden mit Haut vermachet sind, hineingethan, und das Gift auf diese Weise aufgehoben, bis man es braucht, die Spitze eines Pfeils zu vergiften, wo es dann entweder in Wasser aufgelöset und die Spitze des Pfeils in dasselbe eingetauchet, oder das Holz, an welchem es klebt, so lange über ein Feuer gehalten wird, bis es schmelzet, und man die Spitzen der Pfeile damit bestreichen kann. Die kleinste Quantität von diesem Gifte, wenn sie durch die Wunde in die rothen Blutgefäße eines Thieres dringt, macht, daß es in weniger als einer Minute, dem Anschein nach ohne große Schmerzen oder Marter, stirbt; ob man gleich in dem Augenblicke, da es stirbt, bisweilen schwache Convulsionen bemerkt.

Herr

Herr Herissant saget *), es sey ihm von Herrn de la Condamine erzählt worden, die Indianer liessen das Pfeilgift durch eine zum Tode verurtheilte Frauensperson kochen, und die Zeit, wenn sie stürbe, wäre eine hinlängliche Anzeige, daß das Gift genug gekocht habe. Aber hierinne war Herr de la Condamine ohne Zweifel falsch berichtet worden. Die Erzählung hat das ganze Ansehen eines Mährchens, und die Indianer lassen hier das Gift in freyer Luft, ohne alle Gefahr einkochen, bis es seine gehörige Consistenz erlangt, welches die ganze Absicht ist, und ohne dem Tod eines alten Weibes leicht entdeckt werden kann. Die Symptome, welche Herr Herissant bemerkt hat, mögen vielleicht durch starkes Kochen, welches die Indianer vermeiden, und in einem kleinen Gemache erfolgt seyn, wo der Dampf durch einen unnöthigen Grad von Hitze in die Höhe getrieben, beysammen behalten, und in die Lunge gezogen worden.

Das also verdickte Gift wird von der Hitze flüßig, und läßt sich in Wasser, in rectificirtem Weingeiste, in Seesalzspiritus, in einem flüchtigen alkalischen Spiritus, in Blut, Speichel u. s. w. auflösen, bis auf einen sehr kleinen Theil, welcher sich sowohl in dem geistigen als wäßrichten Auflösungsmittel zu Boden setzet, und vermuthlich aus irrdischen Theilgen besteht, die nicht zu seiner Mischung gehören. Es läßt sich ohne Wallung mit sauren Salzen vereinigen, und verändert nicht einmal die Farbe. Wenn es mit Laugensalzen vermischt wird, so ist kein Aufsieden zu merken, aber die Farbe verändert sich aus dem Röthlichbraunen in ein gelblich Braun. Etliche wenige Gran

*) S. *Philosophical Transactions, Vol. XVII. p. 75.*

mit eben so viel Unzen Menschenblut vermischt, welches erst warm aus den Adern kommt, verhindern die Trennung der wäßrichten und rothen Theile desselben, und die ganze Masse des Blutes bleibt in einem flüßigen Zustande, wie es abgelassen ist, bis es nach etlichen Tagen faulet.

Don Ulloa schreibt dem indianischen Pfeilgifte *) eine kältende Eigenschaft zu, und sagt, es tödte dadurch, daß es das Blut gerinnen mache. Wie er zu der Kenntniß dieser Umstände gekommen sey, weiß ich nicht gewiß, da Herr de la Condamine deren nirgends Meldung thut, noch jemals in den Säften der Thiere, welche man in Europa mit dem Gifte der Lamas und Ticunas **) getödtet hat, sich die geringsten Merkmale des Gerinnens gezeiget haben. Wenn aber das, was Ulloa sagt, wahr wäre, so müßte das Gift der peruvianischen und amazonischen Indianer von der Indianer ihrem, die an der guianischen Küste wohnen, unterschieden seyn, weil letzteres, wie ich aus wiederholten Versuchen wahrgenommen habe, das Blut vielmehr auflöset als coaguliret; und daß es nicht kältend ist, wird nicht allein aus seinem Geschmacke offenbar, welcher bitter, und außerordentlich beißend und brennend ist, sondern auch daher, weil die Arrowauks es mit rothem Pfeffer versetzen, der seine Wirkungen, wenn sie von einer erkältenden Eigenschaft

*) S. *Relacion histórica del Viage al America Meridional etc.* par DON JORGA JUAN *et* DON ANTONIO ULLOA etc.

**) Man sehe in den *Philosophical transactions, Vol: XVII. p. 75.* Experimente, die in großer Anzahl an lebendigen Thieren mit diesen Giften von Herrn Herissant, Med. Doct. und Mitglied der königl. Gesellschaft zu London angestellet worden. Anmerk. der Grundschr.

schaft herkämen, gewiß verhindern würde. Ueber dieses erreget es äußerliche Entzündungen, wovon ich einmal selbst eine unglückliche Erfahrung gehabt habe. Als ich nämlich einsmals eine Parthie damit vergiftetes Menschenblut umrührte, sprüzte von ohngefehr ein Tropfen in mein linkes Auge; und wiewohl ich augenblicklich meinen Kopf in den Fluß Demerary, an dessen Ufer ich stand, tauchte, so verursachete es nichts destoweniger eine schmerzhafte Entzündung, die etliche Tage dauerte. Dieser Umstand ist, meiner Meinung nach, nicht nur hinreichend, die Sache zu entscheiden; sondern auch die vorgemeldeten Umstände beweisen zur Gnüge, daß das Gift der Woorara die von dem **Ulloa** angeführten Eigenschaften nicht habe, wie er denn auch wahrscheinlicher Weise nur das Gift der Lamas *) gekannt hat, indem es nicht scheinet, daß er jemals den Amazonenfluß besuchet habe. Allein da weder dieses, noch das amazonische Gift, bey wiederholten Versuchen diese Eigenschaften gezeigt haben, die er ihnen zuschreibt, so wird es wahrscheinlich, daß er, aus Mangel einer vollkommnen Erkenntniß von der Wirkung des Gifts überhaupt, sich eingebildet haben mag, die Wirkungen des Pfeilgifts könnten nur von der Erkältung und Coagulation herrühren, und hat ihnen daher aus einer bloßen Muthmaßung diese Eigenschaften beygelegt.

Ich hätte Ihnen schon vorher sagen sollen, daß die verschiedenen in dem Recepte gedachten Ingredien-

 zien

*) Das Gift der Lamas hat seine Benennung von einem Stamme Indianer dieses Namens in Peru. Es ist nicht so stark, als der Ticunas ihres; die tödtlichsten Wirkungen sollen entstehen, wenn man beyde mit einander vermischet. Anm. der Grundschr.

zien zur Composition des accawauischen Giftes sämmtlich Nibbees von verschiedenen Gattungen sind. Ob aber alle, oder wenigstens außer den Woorara noch Einige nöthig sind, weiß ich nicht gewiß. Indessen ist es dennoch schon zu tödtlich, daß man es den Händen eines andern Volkes vertrauen könnte, als einem solchen, welches in dem Stande der Natur lebt, worinn die Neigung, Verbrechen auszuüben, schwach und unwirksam ist. Es ist unbegreiflich, wie die augenblickliche tödtliche Wirkung dieses Giftes von einer so kleinen Quantität, die von der Spitze eines sogleich herausgezogenen Pfeiles in der Wunde bleibt, herrühren könne. Daß es die Kraft hat, die Säfte aufzulösen, ist gewiß; aber ich bin weit entfernt zu glauben, daß seine tödtlichen Wirkungen durch eine solche Auflösung hervorgebracht werden. Die Indianer feuchten die Spitzen ihrer vergifteten Pfeile, wenn sie trocken worden, beständig mit Limoniensafte an, welcher eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringt; das Blut, welches aus den Drosselblutadern und Hauptpulsadern von Thieren, in dem Augenblicke, da sie an den Wirkungen dieses Giftes starben, gelassen worden, hatte kein besondres Ansehen, und, wenn es eine Weile gestanden hat, sonderten sich ordentlich die wäßrigen und rothen Theile von einander ab, mit einem etwas stärkern Zusammenhange, als man gemeiniglich beym Scharbocke wahrnimmt; aber dennoch starben die Thiere, so daß gleichsam die Lebensgeister unmerklich verlöschten. Könnte ein solcher Tod von einer Veränderung in der Textur der flüßigen Theile, in einem so kurzen Zeitraume, entstehen? Ich zweifle, daß dieses möglich sey, auch glaube ich nicht, daß

diese plötzlichen und tödtlichen Wirkungen von etwas anders als einer unmittelbaren Verletzung des empfindlichen Nervensystems, oder der Quelle der Vitalfunctionen, herrühren könne. Herr Herissant glaubt, es ziehe die Blutgefäße zusammen *), sagt aber, daß es ordentlicher Weise das Ansehen der Säfte nicht ändere, ob er gleich das Blut ein oder zweymal eine bräunliche Farbe hat annehmen sehen.

Man hat noch kein gewisses Gegengift wider dieses Gift gefunden; und seine Wirkungen sind so schnell, daß ich zweifle, ob eine Arzney, so durch den gewöhnlichen Weg der Nahrungsmittel gehen muß, mit genugsamer Geschwindigkeit wirken könne, das Leben zu erhalten. Herr de la Condamine sagt zwar, daß Salz, noch gewisser aber Zucker, ein Gegenmittel wider das Amazonengift sey. Und Zucker, oder vielmehr der Saft aus Zuckerrohr, soll, nach der gemeinen Meinung der weißen Einwohner in dieser Colonie, die Wirkungen des accawauischen Giftes verhindern. Die Indianer aber wollen diese Eigenschaft des Zuckerrohres nicht zugestehen, und ich habe niemals weder aus meiner eigenen Erfahrung, noch durch Nach-

*) Seitdem diese Blätter zum Druck überschicket worden, habe ich mit diesem Gifte verschiedene Versuche an kranken und abgezehrten Thieren, die nur noch wenig Blut hatten, gemacht, und gefunden, daß seine Wirkungen weit langsamer sind als bey gesunden und lebhaften Thieren. Dieses scheint Herr Herissants Meinung zu bestätigen, daß nämlich die Tödtlichkeit dieses Gifts von einer Zusammenziehung aller Gefäße herrühre, wodurch deren Weite so sehr vermindert werde, daß der Umlauf der flüßigen Theile aufhören muß. Jedoch läßt sich hierinn noch nichts gewisses bestimmen. Anm. der Grundschr.

forschen, ein einziges Beyspiel von seiner Wirkung in diesem Falle entdecken können. Er *) führet zwar zum Beyspiele einen Versuch, der zu Cayenne an einem Stück Federvieh gemacht worden, an, welches in Gegenwart des Commendanten und mehrerer Personen, mit einem vergifteten Pfeile verwundet worden, nach dem Gebrauche des Zuckers aber keine Zeichen der Krankheit spühren lassen. Allein der Zucker that diese Wirkung bey einem nachherigen Versuche nicht, welcher zu Leyden in Gegenwart etlicher Professoren der Medicin auf der dasigen Universität gemacht wurde; obgleich damals die Wirksamkeit des Giftes durch die Kälte des Winters offenbar geschwächet worden ist. Auch bewieß sich der Zucker nicht als ein Gegengift bey den wiederholten Versuchen des Herrn Herissant, und bey einem andern Experimente, das Doktor Brocklesby angestellet **) hat. Indessen behauptet doch Herr Herissant, daß wenn die vergiftete Wunde augenblicklich mit Feuer gebrannt würde, solches dessen Wirkungen verhindere.

Ich habe mir, nach Masgabe einer entfernten Verwandtschaft zwischen den Wirkungen dieses Giftes, und den Wirkungen etlicher pestilenzialischen und bösartigen Fieber, lange eingebildet, daß ein Gegenmittel wider das erstere auch in dem letztern Falle dienlich seyn würde, und habe daher manche Zeit auf vergebliche

Bemü-

*) S. *Relation abregée, etc.*

**) Man sehe seinen Brief an den Präsidenten der königl. Societät, das indianische Gift betreffend, das ihm von Herr de la Condamine, Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, übersendet worden; *Philosophical Transactions. Vol. XIIV. Part. II. p.* 408. Anm. der Grundschr.

Bemühungen, ein solches zu erfinden, verwendet. Saure oder Laugensalze scheinen an und für sich seine Wirkungen weder zu befördern, noch zu verzögern, und es geschieht nur selten, daß ein animalisches oder vegetabilisches Gift seine tödtlichen Eigenschaften einem von diesen Bestandtheilen vieler Körper zu danken hat. Auch passet die Lehre von sauren oder Laugensaltzen bloß auf die salinischen oder foßilischen Gifte *).

Wenn dieses Gift gehörig wirken soll, so muß es nothwendig von außen in die Blutgefäße kommen **), weil es sonst, durch den Weg der Nahrungsmittel genommen, vermittelst der Wirkung der Verdauungswerkzeuge unterdrücket, oder durch die Milchadern von dem Canal des Umlaufs ausgeschlossen werden würde ***).

*) Der Verfasser hat eine beträchtliche Quantität von diesem Gifte mit nach England gebracht, um Personen, welche Lust haben, diese Versuche weiter fortzusetzen, und deren bekannter rechtschaffener Charakter Bürge ist, daß man ihren Händen ein Mittel, womit man die allerentsetzlichsten Bosheiten auf die geheimste Art begehen kann, mit völliger Sicherheit anvertrauen könne, so viel als hiezu nöthig, mitzutheilen. Man kann sich desfalls an Herrn Becket auf dem Strande, in London, wenden. Anm. d. Grundschr.

**) Daß eine Portion von diesem Gifte, wenn es ein Wassergefäß berühret, nicht eben die Wirkungen thun sollte, als wenn es unmittelbar in eine Blutader kommt, läßt sich nur alsdenn glauben, wenn man annimmt, daß seine zusammenziehende Eigenschaft in sofern den Raum der Gefäße mindere, daß es selbst gehindert werde einzudringen. Anm. d. Grundschr.

***) Der Urheber unsers Daseyns hat den Mechanismus unsrer Körper so weislich geordnet, daß nichts in die Blutgefäße kommen kann, außer durch die kleinen Gänge und Durchseiher der Milch- und lymphatischen Gefäße und ihrer Drüsen; und hat uns dadurch glücklich für unzähligen Unordnungen verwahret, denen wir

Wenn dasselbe von Thieren in großen Quantitäten verschlungen worden, so geben sie es gemeiniglich durch den Mund wieder von sich. Doctor Brocklesby sagt wirklich, daß, als er das amazonische Gift in Wasser aufgelöset innerlich einen Vogel geben wollen, selbiger davon Krämpfe bekommen, und da zween Tropfen kaum seine Zunge berühret hatten, gestorben sey, ob er gleich kurz vorher Zucker bekommen hatte. Dieses Experiment widerspricht allen andern Bemerkungen der Herren de la Condamine und Herissant, sowohl als der beständigen Gewohnheit der Anmazonischen Indianer, die das Fleisch der an solchem Gifte gestorbenen Thiere essen; eine Gewohnheit, worinn es ihnen die Indianer von Guiana nachthun, die oft das Gift der Woorara kosten, wie ich verschiedene mal ohne Schaden selbst gethan habe. Allein, da wider die Aufrichtigkeit des Doktor Brocklesby nichts einzuwenden ist, so muß man nothwendig voraussetzen, daß die Haut auf des Vogels Zunge, oder sein Schnabel inwendig verwundet gewesen sey, welches vermuthlich hier der Fall war. Wenn das Oberhäutchen nicht offen ist, so kann man dieses Gift, aufgelöset, ohne Gefahr über den ganzen Körper schmieren; und ich habe oft, indem ich Versuche gemachet, nicht nur meine Hände, sondern auch die Arme mit einer wäßrigen Solution von der Woorara benetzt, welche bloß von der Sonnen-

hitze

sonst unaufhörlich unterworfen seyn würden. Olivenöl, so unschädlich es ist, wenn man es verschlingt, oder auf den Leib äußerlich schmieret, ziehet den gewissen Tod nach sich, wenn es unmittelbar in die Blutgefäße eingesprützt wird. Eben so ist das Gift der Woorara, eingenommen, oder äußerlich aufgelegt, unschuldig, obgleich nichts tödtlicher seyn kann, wenn es in die Adern oder Pulsadern gebracht wird. Anm. d. Grundschr.

hitze in ein heftiges Aufsieden gerathen kann; ich habe sie sogar ohne Nachtheil auf der Haut trocknen lassen. In diesem Falle beruhet das Leben auf einer heilen Haut.

Wenn bloß ein lymphatisches Gefäß durch einen von diesen vergifteten Pfeilen verwundet ist, so erfolgt eine Entzündung mit einem Fieber. Hiervon sahe ich einmal ein Beyspiel an einem Indianer, der zu der Plantage Herrn Isaak Knot, Mitglieds des Raths und ältesten Hauptmanns der Bürgerschaft von Demerary, bey dem ich mich damals aufhielt, gehörte; und dieses war das einzige Exempel, wo ich Gelegenheit gehabt habe, die Wirkung dieses Gifts an einem Menschen zu sehen. Dieser Indianer hatte sich zufälligerweise mit der Spitze eines vergifteten Pfeils an dem Zeigefinger seiner linken Hand leicht verwundet, fürchtete aber, weil kein Blut nachfolgete, keine Gefahr; allein als die Wunde bald hernach zu schmerzen anfieng, und die Hand merklich aufschwoll, kam er zu mir, und bat um meinen Beystand. Ich war damals mit diesem Gifte gänzlich unbekannt, und schickte daher nach einem indianischen Peji, von dem Stamme Arrowauk, der in der Nähe war; diesen fragte ich durch einen Dolmetscher: ob er kein Mittel wüßte? er antwortete mit nein, setzte aber hinzu, daß der Indianer nicht sterben würde, weil nach dem Stiche, den man kaum sehen konnte, kein Blut gekommen war. Indessen wurden doch die Wirkungen des Giftes in kurzer Zeit heftiger, und nicht nur die Hand, sondern der ganze Arm war geschwollen, der Puls geschwind, hart, heftig, wobey eine große Fieberhitze, geschwindes Athemholen und Durst, nebst einer Entzündung und Geschwulst der lymphatischen Drüsen

unter dem Arme *) zu bemerken war. Damals wurde ihm eine Ader geschlagen, sein Arm mit Olivenöl und Weineßig gebähet, und zugleich innerlich etliche antiphlogistische Mittel gegeben, welche genau zu erzählen von keinem Nutzen seyn würde, da ich nicht weiß, ob diese Mittel einigen Dienst gethan haben. Nach ohngefähr zwölf

*) Dieser Umstand dienet zu Bestärkung dessen, was der berühmte Doktor Hunter in seinen anatomischen Vorlesungen (Anatomical Lectures) scheinet unwidersprechlich dargethan zu haben, daß die lymphatischen und Milchgefäße, die sich in einen gemeinschaftlichen Canal vereinigen, welcher der *ductus thoracicus* heißt, ein besondres System von absorbirenden Gefäßen formiren; die einzigen Canäle, wodurch etwas in die Röhren des Kreislaufs kommen kann, wofern nicht die Blutgefäße vorher eine Zersprenguug gelitten, und auf solche Weise einen unnatürlichen Eingang in ihre Cavitäten geben. Daß die lympatischen Gefäße die einzigen natürlichen einsaugenden Gefäße sind, ist unter andern stärkern Beweisen aus dieser Beobachtung offenbar, weil alle Gifte, die dem Scheine nach die festen Theile (solida) angreifen, zuerst auf die Milchgefäße oder ihre Drüsen wirken, da indessen die Blutadern, die man bisher für absorbirend gehalten, unverletzt bleiben. Also greift das venerische Gift durch den Beyschlaf nur die Drüsen in den Weichen an, durch welche die lymphatischen Gefäße von dem männlichen Gliede gehen, und erzeugt Bubones. Wenn das Gift durch die Brust in den Leib kommt, so wirket es auf die Drüsen unter den Armen, mit denen die lymphatischen Gefäße der Brüste in Verbindung stehen. Und im gegenwärtigen Exempel finden wir, daß das Gift der Woorara ein Schwellen und Entzündung eben derjenigen Drüsen verursachete, zu welchen es durch die lymphatischen Gefässe von dem Finger geführet worden, und worinnen es sich verhalten hatte. Eben so war aber dem Gifte durch die lymphatischen Drüsen der Eingang in die Blutgefäße versperrt, welche weislich so geordnet sind, daß sie allem, was der Gesundheit nachtheilig seyn könnte, den Eingang verschließen. Anm. d. Grundschr.

zwölf Stunden hatte die Heftigkeit der Symptome merklich abgenommen, und den folgenden Morgen waren sie fast gänzlich verschwurden.

Diese Pfeile werden auf der Jagd gebraucht, insonderheit aber die Meerkatzen zu tödten, welche gemeiniglich, wenn sie mit unvergifteten Pfeilen verwundet worden, auf die Gipfel der Bäume laufen, wo sie nicht herunterfallen, wenn sie gleich todt sind; da sie hingegen, wenn sie mit einem giftigen Pfeile geschossen worden, sich nicht mehr anhalten können, und folglich zur Erde fallen. Ich finde aber nicht, daß sie in ihren Kriegen, welche sehr selten sind, jemals ihre vergiftete Pfeilen gegen Menschen brauchen. Es ist zu verwundern, daß ein Volk ohne Gesetze, von keinen Grundsätzen der Religion geleitet, durch keine Furcht gegenwärtiger oder zukünftiger Strafen eingeschränkt, und mit einem so tödtlichen Gift versehen, selbiges nicht manchmal zu Befriedigung des Hasses, der Eifersucht, und der Rache gebrauchet. Allein diese Leidenschaften sind in dem natürlichen Zustande zu kraftlos, wo zwar weniger Zwang, aber auch weniger Neigung und Versuchung zu dem Laster gefunden*) wird. Die verschiedenen

*) Sollte wirklich der natürliche Zustand die Leidenschaften schwächen, und den Hang zum Laster vermindern können, welcher allen Nationen natürlich ist? Warum äußert er diese Wirkung nicht auch auf die Wilden von den andern Stämmen und in Nordamerika, deren offenbar lasterhafte Neigungen von dem Verfasser zugestanden werden. Die Triebe zu allen Bösen liegen in aller Herzen, Vernunft und Instinkt, sind viel zu ohnmächtig, sie zu unterdrücken; dieses lehrt uns nicht nur die Erfahrung, sondern auch die heilige Schrift. Es sind ganz andere Ursachen, warum sich das Laster bey manchen Völkern auf andere Art äußert als bey andern

denen Stämme mögen ohne Zweifel merken, daß der Schaden, den sie durch den Gebrauch der vergifteten Pfeile in ihren Kriegen, einer um den andern würden leiden müssen, den Vortheil, der daraus entspringen könnte, weit überwiegen würde. Indessen ist dennoch sehr viel der freundlichen und leutseeligen Gemüthsart zuzuschreiben, wodurch sie sich glücklicher Weise von den mehr gegen Norden zu wohnenden Indianern unterscheiden, indem sie gar nichts von der Wildheit an sich haben, die die Indianer unserer Colonien auf dem fe-

sten

andern, und warum bisweilen Nationen von gewissen herrschenden Lastern frey zu seyn scheinen, wiewohl an deren Stelle immer eine Menge anderer treten, die oft noch größer sind. Man findet von solchen in der Erzählung des Verfassers Spuren gnug an dem gerühmten Stamme der Wilden, und man würde noch mehrere finden, wenn sie umständlich gnug wäre. Die Philosophie des Herrn Bancroft widerspricht also hier, so wie hin und wieder im folgenden, dem, was die geoffenbarte Religion und die Beobachtung des menschlichen Herzens lehret. Richtiger urtheilt einer unsrer größten Dichter:

Wir alle sind verderbt, das allgemeine Gift
Ist beyde Welten durch den Menschen nachgeschift.
Geiz, Ehr und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet
Und alles, was ein Herz, von diesen schwanger, brütet—
Nicht Zeit noch Land noch Schwang vermag auf die Natur,
Die Quelle fließet stets, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten;
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten.
Der Lappen ewig Eis, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind, wie wir, hinläßig,
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünstig und gehäßig;
Und was liegt denn daran, bey einem bittern Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zweyspalts Ursach ist?

v. Haller.

sten Lande in Amerika charakterisirt, und welche sie veranlaßt, solche abscheuliche Verwüstungen unter ihren innern wehrlosen Einwohnern anzurichten.

Die Begriffe von der Religion sind unter allen bekannten Stämmen im holländischen Guiana einander fast gleich. Sie glauben alle mit Gewißheit das Daseyn Eines allerhöchsten Gottes, des Urhebers der ganzen Natur. Dieser Glaube aber gründet sich nicht auf die Betrachtung der Wirkungen, der Weisheit und Macht, welche die unzählbaren Theile des Ganzen mit solcher Harmonie geordnet hat, daß Millionen Welten, ohne einander zu hindern, sich um Millionen andre herumwälzen; nicht auf Betrachtung der Ordnung, Schönheit, und Regelmäßigkeit, welche aus jedem Theile unsers materiellen Systems deutlich hervorleuchtet; sondern auf die Unförmlichkeiten, und widernatürlichen Bewegungen der Natur, welche einem Philosophen vielleicht zum Scepticismus und Unglauben Anlaß geben würden. Indessen sieht der Indianer dennoch unläugbare Beweise von einer Gottheit in Erdbeben, Wunderzeichen, Ungewittern, und Stürmen.

Die Haupteigenschaft, die sie der Gottheit beylegen, ist die Güte. Ob sie ihr gleich das Gute zuschreiben, so geben sie ihr doch keines von den Uebeln des Lebens Schuld. Gutes und Böses halten sie für so wesentlich unterschieden, für so unvereinbar mit einander, daß beydes nach ihrer Meinung nimmermehr aus einer Quelle fließen kann. Sie haben deswegen eine Classe von untergeordneten schlimmen Wesen eingeführet, welche ein Vergnügen daran finden, und die Erlaubniß haben, die Menschen zu quälen und zu plagen, und überhaupt mit unsern gemeiniglich angenommenen

Begriffen von Teufeln sehr vieles gemein haben. Diesen schreiben sie alles Unglück und Widerwärtigkeiten des Lebens zu. Tod, Krankheiten, Wunden, Schläge, und alle unglückliche Zufälle des Lebens, rühren nach ihrer Meinung unmittelbar von dem bösen Einflusse dieser Wesen her. Die Indianer nennen dieselben Yowahoo's, und bilden sich ein, sie wären stets beschäftiget, auf Maaßregeln zu denken, wie sie die Menschen plagen wollen. An diese Yowahoo's richten sie daher ihr Gebet, und suchen in Widerwärtigkeiten allerley Mittel vorzukehren, um ihren Zorn abzuwenden, oder zu besänftigen, da sie indessen die Anbetung der obersten Gottheit gänzlich verabsäumen.

Fast in jeder Familie hat man eine diesem Dienste gewidmete Person, welche in sich den Charakter eines Priesters und eines Arztes vereiniget. Diese werden Peji's oder Symmeties genennet, und stehen bey dem gemeinen Volke in dem Ansehen, als ob sie einen besondern Einfluß von diesen Yowahoo's hätten, nicht nur ihr Misfallen von gewissen Personen abzuwenden, sondern ihre Rache auf solche Personen zu lenken, auf die es ihnen gefällt; ein Glaube, welchen diese Peji's immerfort unterhalten, und dieses aus eigennützigen Grundsätzen, welche man unter allen Ständen der Menschen antrift, sie mögen im natürlichen Zustande oder der bürgerlichen Gesellschaft leben. Wenn daher eine Person krank oder verwundet ist, giebt man alsbald einem solchen Symmetie Nachricht davon, welcher bey Nacht mit allen den erforderlichen Werkzeugen, um seine verschiedenen Verrichtungen machen zu können, einen Besuch bey seinem Kranken ablegt. Das vornehmste Werkzeug ist ein großer von den Saamenkörnern

und innerm schwammichten Wesen gereinigter Kürbis, in welchen eine Menge kleiner zirkelrunder sowohl als langer schmaler Löcher an verschiedenen Orten der Schale gemacht sind, die zugleich mit mancherley Farben gemahlt ist. In die Schale werden etliche kleine weiße Steinchen geworfen, welche eine Art von Achaten sind, und deswegen bey dem Pöbel unter den Indianern in einer abergläubischen Hochachtung stehen, so daß diese sich nicht einmal getrauen sie anzurühren. Hierzu werden eine große Anzahl kleiner erbsenähnlicher mit schwarzen und gelben Flecken gesprenkelter Saamenkörner gethan, davon einem, wie die Indianer durchgängig glauben, die Zähne ausfallen, wenn man sie kauet. Sodann wird ein langes rundes Stück Holz mitten durch die Schale quer durchgesteckt, zu welchem Zwecke zwey Löcher ausdrücklich dazu gemacht sind, so daß jedes Ende desselben einen Fuß weit über den Kürbis hervorraget. Das starkste Ende dienet statt eines Griffs, und das andere ist mit einem langen Bande schöner Federn von mancherley Farben gezieret, welches in schneckenförmigen Zirkeln um die Spitze desselben gewunden ist.

Mit dieser magischen Schale hebt der Peji seine nächtliche Beschwörung gegen zehen Uhr in der Nacht an, nachdem vorher das Zimmer verfinstert worden, und er alle übrige Personen, außer seinem Patienten, hat hinausgehen lassen. Er klappert mit seiner Schale, indem er sie in einem Kreise langsam herumdrehet, und zu gleicher Zeit ein Gebet an den Yowahoo absingt, welches sowohl als die Bewegung der Schale bis Mitternacht unaufhörlich wiederholt wird, da denn der Peji vorgiebt, mit dem Yowahoo ein Gespräch zu haben.

Wer alsdenn neugierig ist zu horchen, der kann zwo dem Schein nach unterschiedne Stimmen zu hören bekommen, es müßte denn gleich zu der Zeit regnen, da denn der Peji sogleich seine Beschwörung abbricht, und sie bis auf den folgenden Abend verschiebet. Was bey diesem Gespräch vorfällt, ist selbst dem gemeinen Volke unter den Indianern unverständlich, der Peji aber giebt eine seinen Muthmaaßungen gemäße Nachricht von dem Ausgange der Krankheit, obwohl insgemein in zweydeutigen und zweifelhaften Ausdrücken.

Unter den weißen Einwohnern, die sich lange in dieser Colonie aufgehalten haben, giebt es viele, welche diese Gespräche für etwas wirkliches halten, auch wollen sie sich nicht bereden lassen, daß die Stimme, welche dem Yowahoo beygeleget wird, und aus den Wäldern zu kommen scheinet, füglich von dem Peji gemacht werden könne.

Diese Ceremonie hat einige Gleichförmigkeit mit dem Pawwaws der nord-americanischen Indianer; wie sich denn alle die verschiedenen Stämme auf dem festen Lande eines Umganges mit bösen Geistern rühmen. Die Pejis aber treiben die Betrügerey so weit, daß sie, wenn ihnen eine Krankheit zustößt, das Possenspiel mit sich selbst vornehmen; ein Kunstgriff, der nicht wenig dazu beygetragen hat, alle Zweifel wider die Wahrheit ihres Vorgebens über den Haufen zu werfen.

Diese Exorcisationen werden gemeiniglich alle Nächte wiederholt, so lange des Patienten Krankheit noch im Zunehmen ist; sobald sich aber eine glückliche Veränderung oder Crisis eräugnet hat, giebt der Peji vor, er wollte die Ursache der Krankheit herausziehen, indem er an dem Theile, welcher am meisten geschmer-

zet,

zet, oder das meiste gelitten, sauget, und denn aus seinem Munde Fischgräten, Dornen, Schlangen, Zähne, oder andre dergleichen Dinge, die er vorher darinn verborgen hatte, herausbringt, und vorgiebt, sie wären boshafter Weise von den Yowahoos in den leidenden Theil gebracht worden. Der Kranke hält sich sodann für geheilet, und der Einfluß der Einbildung beschleuniget seine Genesung nicht wenig. Indessen verabsäumen sie während der Zeit den Gebrauch der wenigen Arzeneymittel nicht, deren Kräfte mehr durch den Zufall, als durch Nachforschen entdeckt worden, und von denen sie in scheinbar ähnlichen Fällen bemerkt haben, daß sie gute Wirkungen thun, ohne die Art ihrer Wirkung zu wissen, oder wissen zu wollen. Einem so einfältigen Ursprunge hat die Arzeneywissenschaft, von ihren neuern Verbesserungen entblößt, ihr ganzes Seyn zu danken. „Diligentes homines haec notasse, „quae plerumque melius responderent, deinde „aegrotantibus ea praecipere, coepisse; sic medici„nam ortam: subinde aliorum salute, aliorum in„teritu, perniciosa discernentem a salutaribus *). Wenn aber die vereinte Kraft der Beschwörung und der Arzeneyen nicht vermögend sind, das Leben zu erhalten, so schreibt der Peji des Kranken Tod entweder dem unversöhnlichen und eingewurzelten Hasse des Yowahoo, oder dem Einflusse eines andern Peji zu, den sich der Kranke unglücklicher Weise zum Feinde gemacht, und der alle seine Bemühungen für dessen Genesung hintertrieben hat; wenn der Patient gestorben ist, so wird der Kürbis, welcher ohne guten Erfolg gebraucht worden, verbrannt, und ein neuer an dessen Stelle gemacht.

*) CELSUS *praef. Libr. I. p. 9.*

Die Würde der Peji's ist erblich, und wird allezeit nur auf den ältesten Sohn des Peji gebracht, welcher mit vielen geheimen, aber abergläubischen Ceremonien, die etliche Wochen nach einander dauern, in den Geheimnissen seiner Pejischaft unterrichtet wird. Unter andern seltsamen Ceremonien seiner Einweihung, wird er mit dem Safte von Tobacksblättern trunken gemacht, bis dieser nicht mehr als ein Brechmittel wirket; denn der Toback wird bey allen Eingebohrnen von Amerika für eine heilige Pflanze gehalten.

Den Tag nach des Indianers Tode wird derselbe nackend verbrannt, und dieß geschieht in Versammlung seiner Verwandten, Freunde und Bekannten, die, nach vollbrachter Ceremonie, ihr Heulen und Klagen in ein Trinkfest verwandeln, wo ihr Piworree reichlich herumgegeben wird. Dieses nebst einem andern Tranke, welcher nur wenig verschieden ist, und Beltera heißt, sind die einzigen gegohrenen Getränke, die bey den Indianern bekannt waren, ehe sich die Europäer hieher begaben. Diese Gelegenheiten geben ein lächerliches Schauspiel von Schreyen, Singen, Lachen und Trunkenheit; sonderlich machen die alten Weiber viel Lerm, treiben allerley Muthwillen, und singen laute Gesänge zum Lobe der abgeschiedenen Person. Das ganze macht eine verwirrte Scene von Fröhlichkeit und Schmerz aus, die in einem Gegenstande lächerlich vereiniget sind. Nachdem der Körper etliche Wochen in der Erde gelegen hat, und das Fleisch für völlig verfaulet gehalten wird, wird das Grab geöfnet, die Gebeine herausgenommen, und unter die Verwandten ausgetheilet, bey welcher Gelegenheit eben dieselbe lächerliche Scene von Lachen und Heulen wieder vorgenommen wird.

Obgleich

Obgleich die einzelnen Glieder der verschiedenen Stämme unter den Indianern in guter Freundschaft mit einander leben, und die Gesetze der Gastfreyheit gegen einander ausüben, so haben sie doch keinen Oberherrn, sind durch keine Gesetze eingeschränkt oder geschützt, sondern eine Beleidigung, die ihnen wiederfährt, wird entweder gerächt oder verziehen, nachdem der Gemüthscharakter der beleidigten Person beschaffen ist. Zum Glück aber sind Beleidigungen etwas ungewöhnliches, wie sie es in einem Stande seyn müssen, wo Schwelgerey und Ungleichheit unbekannt sind, wo die Einwohner keine weitern Bedürfnisse haben, als solche, die sich sehr leicht befriedigen lassen, wo jeder Segen der Natur das gemeinschaftliche ungetheilte Eigenthum aller ist, und wo mithin keine Versuchung zu Spitzbüberey und Unbilligkeit seyn kann. Eine in einem solchen Stande verübte Beleidigung muß entweder die Wirkung der Trunkenheit, oder des Muthwillens seyn, und man hat durchgängig bemerkt, daß alle ihre Uneinigkeiten blos von der Unmäßigkeit herkommen.

In diesem natürlichen Zustande halten die Väter ihre Kinder blos durch das väterliche Ansehen im Zaume, bis dieselben zu reifern Jahren kommen, in welchen die Vernunft stark genug ist, den schwachen Versuchungen, denen sie ausgesetzt sind, zu widerstehen. Um diese Zeit verheirathen sie sich. Obschon die Polygamie allgemein erlaubt ist, so wird sie doch nicht oft ausgeübet. Man sieht selten, daß ein Indianer der Mann von mehr als einer Frau ist, die erste müßte denn sehr alt und häßlich werden; in diesem Falle nimmt er eine zwote Frau, die ohngefähr sieben oder

acht Jahre alt ist, welche bey der erstern wohnet, und ihr in allen häuslichen Verrichtungen an die Hand gehet, bis sie mannbar ist, welches in diesem Clima gemeiniglich zwischen dem zehnten und eilften Jahre geschiehet, worauf sie alsdann bey ihrem Manne schläft. Die Heirathsceremonie ist nichts weiter als ein Sauffest. Allein ohngeachtet die Religion ihre eheliche Treue nicht in Schranken hält, so ist gleichwohl der Ehebruch unter ihnen nicht so gewöhnlich, als bey gesitteten Völkern. Man siehet nur allzuviele unter diesen vor dem Altare, auf die feyerlichste Art, böslich in Verbindungen treten, ohne die geringste Absicht sie zu erfüllen; ein Verbrechen, welches so allgemein ist, daß solches oft thörichter Weise mit der häufigen Begehung desselben entschuldiget zu werden pflegt. Bey den Indianern aber ist die Natur das einzige Gesetz der Liebe, und Beständigkeit ist das Gebot der Natur. Jedoch ist dieses nur der Fall bey denen, welche in einiger Entfernung von den Europäern leben, und durch ihre Sitten noch nicht verderbt sind; die Indianer hingegen, welche einen nähern und dauerhaften Umgang mit den Weißen haben, werden von denselben in ihrem natürlichen Hange zur Völlerey und Unmäßigkeit bestärkt, damit sie desto leichter ihre Weiber verführen können. Indessen ist doch keine Beleidigung, worüber ein Indianer empfindlicher wäre, oder die er öfter zu rächen pflegte, als diese; obschon nicht an den Weißen, für welche dieses Volk keine geringe Ehrerbietung hat. Obgleich aber die Keuschheit nach der Verheirathung erfordert wird, so hält man sie doch, sogar bey den Frauenspersonen, vor dieser Ceremonie für nichts weniger als nothwendig, und der

Mann

Mann ist nicht, wie bey den orientalischen Nationen, unzufrieden, wenn man ihm seine Frau für eine Jungfer ausgegeben hat, die sie doch nicht ist, sondern es scheinet eine vollkommen gleichgültige Sache zu seyn.

Nach der Heirath wird für das neue Ehepaar ein Haus, ohnweit dem Hause des Vaters, mit den Geräthschaften, wie ich sie bereits beschrieben habe, versehen; und da sich die Männer stärker finden als die Weiber, so maßen sie sich einer Oberherrschaft an, die sie, Trotz der Liebe, über ihre Weiber ausüben, welche ihnen nicht nur in allen häuslichen Geschäften an die Hand gehen, sondern auch sogar beym Ackerbau, nachdem die Männer vorher den Boden von den Bäumen gereiniget haben, helfen müssen. Hier pflanzen die Weiber Cassave, Plantins und Yams, so viel sie zu Brod und Piworree brauchen. Die iztgedachten drey Gattungen sind fast die einzigen Vegetabilien, die sie nutzen, welche ihnen die Natur nicht freywillig darbietet; und unter diesem Himmelsstriche ist die Arbeit eines Monats alle Jahr vollkommen hinreichend zu dem Anbaue dieser Bäume.

Ein gewisser Appetit nach thierischer Speise, und die Leichtigkeit, solche in diesem Lande zu bekommen, hat alle Männer zu Jägern gemacht, und in der That ist die Jagd fast ihre einzige Beschäftigung. Wenn ihr Fleischwerk zu Ende geht, so nimmt der Hausvater seine Pfeile und Bogen, und geht nach Wildpret aus. Gelingt es ihm nicht, ein Reh oder Labba auszuspühren, so setzt er sich bey einem Baume nieder, und ahmet das Geschrey eines Puccarara oder indianischen Kaninchens nach; und da es deren in Menge giebt, so lassen sich bald etliche sehen, wovon er so

viele, als er bedarf, schießt, und nach Hause geht, wo er so lange bleibt, bis ihn der Hunger erinnert, daß sein Vorrath aufgezehret ist. Hat er Appetit zu Fischen, so geht er an eine kleine Krieke, in die sich ein Fluß ergießt. Dieser wird gemeiniglich bey dem Auslaufe umzäunet, und nur eine kleine Oefnung von drey oder vier Fuß in der Weite gelassen, durch die der Fisch mit dem Strome des Flusses, um Nahrung zu suchen, durchfährt. Diese Oefnung machen die Indianer zur Zeit der Fluth zu, und dieß geschieht mittelst einer Befriedigung von Stöcken, die so dicht an einander gebunden sind, daß kein Fisch dadurch entwischen kann. Manche dieser Krieken laufen zur Zeit der Ebbe dergestalt ab, daß man alsdenn die Fische im Schlamme liegend findet. Wenn dieses nicht ist, so werden die Fische trunken gemacht, indem man zu der Zeit der Ebbe eine gestoßene Hiarrawurzel hinein wirft, wovon sie in kurzer Zeit unbeweglich auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und alsdenn gefangen werden.

Die gewöhnliche Weise der Indianer, alle thierischen Speisen zu kochen, ist, daß sie solche entweder mit Wasser, oder dem Safte von der giftigen Cassave sieden, und eine solche Quantität Pfeffer dazu thun, daß einem, der an dessen Gebrauch nicht gewöhnt ist, den Augenblick die Haut im Munde abgehen möchte; obschon derselbe in diesem Clima unumgänglich nothwendig ist, die festen Theile des Körpers zu stärken, und die Verdauung, welche sonst unvollkommen seyn würde, zu befördern. Es ist zwar eine allgemeine, aber irrige Meinung, daß der häufige Gebrauch der

Gewür=

Gewürze den Einwohnern heißer Himmelsgegenden schädlich sey, da doch im Gegentheile nichts der Gesundheit zuträglicher ist; wie wir denn finden, daß die Natur sie nicht nur vorzüglich in dieser Zone hervorgebracht, sondern auch die Einwohner ihren Gebrauch gelehret hat; und nicht nur die Indianer in Amerika zwischen den Wendezirkuln, sondern auch die Einwohner von Afrika und Osten, alle diese nehmen zu ihren Speisen eine große Menge Gewürze, insonderheit Pfeffer. Ein Gebrauch, worinn es ihnen bald in einem stärkern, bald in einem geringern Grade alle Europäer nachthun, die sich lange genug in diesen Ländern aufgehalten haben, um seinen Nutzen kennen zu lernen. Durch dieses Mittel schützen sich die Indianer gänzlich für allen den abwechselnden Fiebern, die bey den übrigen Einwohnern von Guiana, welche ihnen hierinn nicht nachahmen, endemisch sind. Obgleich aber die Indianer in dem Gebrauche des Pfeffers so weit gehen, so werden sie doch niemals von der Gicht geplagt, ohngeachtet die Feuchtigkeit der Luft solche den weißen Einwohnern, die sie aus Europa mitgebracht haben, sehr beschwerlich macht. Ich bin daher geneigt, zu glauben, man sollte nicht länger die Gewürze unter die vorbereitenden Ursachen zu dieser Krankheit zählen. Dagegen gebrauchen die Indianer zu ihren Speisen sehr wenig Salz, und ehe die europäischen Völker zu ihnen kamen, hatten sie gar keins, außer was sie bisweilen durch Abkochung des Seewassers in ihren kleinen irrdenen Töpfen bekamen; die aber tiefer im Lande wohneten, hatten in ihrem Leben kaum dergleichen gesehen. Die Indianer haben keine gesetzte Zeit zum Essen, außer Abends,

wenn sie von der Jagd kommen; zu andern Zeiten essen sie, wenn sie der Hunger daran erinnert.

Ich habe vergessen zu sagen, daß sich die Peji's aus Religion von dem Fleische der Ochsen, Schaafe, und aller übrigen Thiere enthalten, die in Amerika nicht einheimisch, und erst von den Europäern dahin versetzet worden sind.

Die Indianer trinken beym Essen Piworree, wenn sie dergleichen haben; ihre Trägheit und Nachläßigkeit aber macht, daß es ihnen oft daran fehlt, in welchem Falle sie dessen Stelle mit Wasser ersetzen. Jedoch ist in diesem Clima, und bey ihrem natürlichen Hange zur Unmäßigkeit ihre Nachläßigkeit ein Glück, weil sie sonst die meiste Zeit ihres Lebens betrunken seyn würden. Ihre Gleichgültigkeit wegen der Zukunft aber, ist keinesweges unnatürlich oder sonderbar, da Unbesorgniß der allgemeine Hauptcharakter aller uncivilisirten Völker ist. Die gegenwärtige Bequemlichkeit eines künftigen Vortheils wegen aufzugeben, einen unmittelbaren Genuß um eines entfernten willen fahren zu lassen, kann nur die aufgeklärte Vernunft den Menschen antreiben.

Da die Indianer nur wenig, und öfters gar kein Salz haben, und sie gleichwohl zuweilen einen größern Vorrath von Fleisch beysammen haben, als sie auf einmal verbrauchen können, so erhalten sie es auf die Weise wie die darischen Indianer, indem sie das Fleisch trocknen und über einem kleinen Feuer räuchern. Wenn durch dieses Mittel der meiste Theil der Säfte heraus ist, so kann es viele Monate ohne Gefahr der Fäulniß aufgehoben werden.

Die

Die Einfalt der Lebensart dieses Volks, die Wenigkeit ihrer Bedürfnisse, und die Leichtigkeit, sie in einem so glücklich gelegenen und mit den Nothwendigkeiten des Lebens so reichlich versehenen Lande zu ersetzen, erlauben ihnen nicht, einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit auf Sorgen für ihren Unterhalt zu verwenden, und sie haben also volle Muße, den mancherley Arten von Ergötzlichkeiten und Vergnügen nachzuhängen, die ihren einfältigen, ländlichen Neigungen am angenehmsten sind. Einen Theil dieser müßigen Stunden bringen sie mit Baden und Schwimmen in den Flüßen zu, welches sie mit einander in Gesellschaft, ohne Unterschied des Geschlechts, zu verschiedenen Zeiten des Tages thun. Sie haben so viel Uebung im Schwimmen, und thun es so oft, daß sie fast verdienten, unter die Classe der Amphibien gerechnet zu werden. Sie finden diese Leibesübung nicht nur angenehm, sondern auch heilsam, weil sie zu Unterdrückung der übermäßigen Ausdünstung und zu Erhaltung ihrer Gesundheit dienlich ist. Zu andern Zeiten besuchen sie einander, und unterhalten sich wechselsweise nicht nur mit den gewöhnlichen häuslichen Vorfallenheiten, sondern auch mit einer Menge von Mährchen, welche lustig, bedeutend, und voll von der naiven Moral sind, die sie ihre eingeschränkten Beobachtungen und ungebildeten Gemüther gelehret haben. Bey diesen Gelegenheiten überlassen sie sich kindischen Freudensbezeugungen, Tänzen, oder unmäßigem Gelächter; aber Harmonie und gute Laune walten dabey allezeit vor, bis der Trunk die Oberhand behält. Den größten Theil ihrer leeren Stunden aber bringen sie müßig in ihren Hangematten zu, worinn

sie nicht nur schlafen, sondern auch essen, Besuch annehmen, spielen, eine Art heiserer plumper Flöten blasen, ihre Bärte ausrupfen, oder sich im Spiegel besehen, und ihre Gesichtszüge bewundern; denn sie sind nicht ohne Eitelkeit.

Ihre Trägheit scheint ihren Grund in ihrer Constitution zu haben, und wird durch die Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre verursacht, welche zusammengenommen die Körper der Einwohner schlaff machen und schwächen, daß sie also weniger lebhaft und munter sind, als die in den kältern Zonen. Wenn sie aber weniger Fähigkeit oder Neigung zur Arbeit haben, so haben sie solche auch weniger nöthig, als unter andern Himmelsgegenden, weil eben diese Hitze und Nässe, welche den Körper so entkräftet, eine überflüßige Fruchtbarkeit des Bodens, ein geschwindes und reichliches Wachsthum der Pflanzen, und eine Menge wilder Thiere und Pflanzen erzeuget. Dieses alles, nebst der Abwesenheit des Winters, und andern eigenen Vorzügen, ersetzet diese Schwäche reichlich. Die Natur hat es allemal so eingerichtet, daß beynahe jedes Uebel gewissermaßen durch einen daraus kommenden Vortheil gemildert wird.

Die Indianer sind sehr wenig mit der Hebammenkunst bekannt, allein die Natur hat solche zum Glück unnöthig gemacht, da sie kaum jemals von einer schweren uud schmerzhaften Geburt etwas wissen, und weiter nichts nöthig ist, als das Kind, wenn es von sich selbst kömmt, aufzunehmen, und die Nabelschnur abzulösen, welches sie mit einer glühenden Kohle thun, womit sie zugleich das abgesonderte Ende cauterisiren, und also das Band unnöthig machen. Bey der-

dergleichen Gelegenheiten leiden die Frauen so wenig, daß sie von dem richterlichen Spruche: mit Schmerzen sollst du Kinder gebähren, welcher über Even ausgesprochen ward, und alle Weiber der gesitteten Völker trift, fast ausgenommen zu seyn scheinen. Die Mutter und das neugebohrne Kind werden, wenn die erstere entbunden ist, an ein Wasser geführet und hineingetaucht, den folgenden Tag aber kann sie sich wieder der Besorgung ihres Hauswesens unterziehen.

Kinder mit natürlichen Mängeln werden hier fast niemals gebohren, und es ist etwas sehr ungewöhnliches, einen lahmen oder ungestalten Indianer zu sehen. Anstatt daß die Kinder durch übertriebne Sorgfalt und Zärtlichkeit unterdrückt würden, bringen sie vielmehr ihre Kindheit hin, ohne sonderliche weitere Aufmerksamkeit oder Wartung von den Eltern, blos die Speise ausgenommen, zu genießen. Diese Versäumung aber ist ihnen im geringsten nicht nachtheilig, sondern sie bekommen viel eher Stärke, und Fähigkeit sich selbst zu helfen. „Mollis illa educatio, quam indulgentiam vocamus, nervos „omnes et mentis et corporis friget„ *). Sobald die Knaben den männlichern Jahren etwas näher kommen, begleiten sie den Vater auf die Jagd, und erlangen durch Uebung und Erfahrung einen Grad von Klugheit und Geschicklichkeit darinnen, wodurch sich alle Indianer unterscheiden. In eben der Zeit werden die Mädchen angehalten, der Mutter in ihren häuslichen Verrichtungen die nöthigen Dienste und Handreichung zu leisten.

Da

*) QVINCTIL. *Lib. I. cap. 3.*

Da die Indianer ganz und gar keine Buchstaben kennen, so sind sie nicht im Stande die Art und Weise einzusehen, wie man dieselben gebrauchen kann. Die Bücher sehen sie mit einer abergläubischen Ehrerbietung als Werkzeuge an, wodurch die vergangenen und zukünftigen Geheimnisse entdeckt werden können. Sie scheinen einige Begriffe von einem künftigen Zustande zu haben, allein ihre Ideen von dieser Sache sind so verwirrt und zweifelhaft, daß sie eine künftige Fortdauer mehr zu hoffen, als aus Ueberzeugung zu glauben scheinen. Man merkt aber nicht, daß sie sich sonderliche Mühe gäben, in Absicht dieser Sache eine völlige Gewißheit zu erlangen, sondern eine gewisse träge Ruhe und Unachtsamkeit wegen der Zukunft hat nicht nur in diesem, sondern auch in jedem andern Falle die Oberhand, und ihre Sorge, anstatt sich bis auf den Stand einer künftigen Existenz zu erstrecken, reicht selten bis über die gegenwärtige Stunde hinaus. So veranstalten sie auch, außer dem Ackerbaue, nichts für die Zukunft; und obgleich die Arbeit zu Erbauung einer hinlänglichen Quantität von Cassave so gar gering ist, so verschieben sie dennoch ihre Sorgen wegen dieses Umstandes so lange, bis es ihnen nicht nur an Piworree, sondern auch sogar an Brodte fehlet, in welchem Falle sie ganz zufrieden ihre Zuflucht zu dem Gebrauche der Sipera, oder Grünherzbaumäpfel nehmen.

Diese träge Nachläßigkeit und Sorglosigkeit, welche in einem kältern Clima das größte Elend nach sich ziehen würde *), verursacht bey dieser Gele-

*) Das Clima dürfte wohl dabey nicht den großen Einfluß haben, den der Herr Verfasser sich vorstellt. Der uncul-

Gelegenheit nur eine geringe Unbequemlichkeit, und befestiget in ihren Gemüthern eine glückliche Ruhe, die weder durch Mangel noch Ueberfluß gestöhret werden kann. Wenn sie in der Fülle leben, so sind sie gefräßig und unmäßig; ist aber ihr Zustand das Gegentheil, so ertragen sie voller Enthaltsamkeit die Beschwerlichkeiten des Mangels, ohne ein sonderliches Verlangen oder Aengstlichkeit zu bezeigen. Wenn die menschliche Glückseligkeit in der Genügsamkeit besteht, so muß dieses Volk nothwendiger Weise vor allen andern glücklich seyn, da sie keinen andern Mangel haben, als der leichtlich zu ersetzen ist, und da sie alle in einem Stande der vollkommensten Gleichheit leben, in welchem die Quaalen des Misvergnügens, des Neides, der Ruhmsucht und des Geitzes unmöglich Statt finden können.

Weil die Indianer keine Methode haben, die Zeit auf etliche Jahre hintereinander abzumessen, so ist es unmöglich, die Länge ihres Lebens genau zu bestimmen; jedoch haben manche unter ihnen Runzeln und andern Merkmaalen eines hohen Alters, aber keine Platten und grauen Köpfe, womit sie auch in dem höchsten Alter verschont bleiben. Indessen rechnen sie dennoch die Entfernung der Begebenheiten nach Monden, wofern ihre Anzahl nicht über zehen oder zwölfe gehet, weiter hinaus aber wissen sie sich selten ihrer Anzahl genau zu erinnern. Ihre Art von Numeration geschieht durch Einheiten, Zehner und Zwanziger, bis sie hundert erreichen,

uncultivirte Lappländer, der Grönländer, der Eskimau, der Samojede bringt sein Leben in fast einerley Trägheit zu. Nicht sowohl das Clima, sondern die Menge der Bedürfnisse ist die Mutter der Industrie.

chen, hernach haben sie keine genaue Methode, die Anzahl der Dinge auszudrücken, machen es aber gemeiniglich so, daß sie so eine Quantität von Haaren zeigen, die nach ihrer Vorstellung mit den Zahlen, wovon sie einen Begrif geben wollen, ein nahes Verhältniß hat.

In allem ihrem Gewerbe mit andern, oder mit Europäern, schätzen sie den Werth der Dinge nach ihrer gegenwärtigen Bedürfniß; und ein Indianer wird zu einer Zeit für dasjenige ein Beil eintauschen wollen, wofür ein andrer nur einen Angelhaken verlangt, ohne auf eine Ungleichheit zwischen beyder Werth zu sehen.

Die Arrowaukindianer lassen sich niemals in Kriege mit ihren Nachbarn ein, ja nicht einmal in den Kunstgrif, unter denen tiefer im Lande wohnenden Nationen Sclaven zu machen, wozu die Holländer die Stämme der Caribben und Accawau aufgemuntert haben. Ob sie einsehen, daß sie die Hände nicht zu dem Ende haben, um einander zu verheeren, oder ob es eine Wirkung der Verzagtheit ist, will ich nicht entscheiden. Indessen haben sie doch sich selbst ohne Kriege in dem Stande einer völligen Unabhängigkeit erhalten. Dieß ist unter ungesitteten Nationen gar keine schwere Sache, wenn sie sich nur in Acht nehmen, einander nicht zu beleidigen, oder zur Rache zu reitzen. Die Eroberung von Ländereyen, oder Sclaven, die für solche Völker von keinem Nutzen sind, kann sie unmöglich zum Kriege aufmuntern, und es würde schwer seyn, ein Volk, das so wenig Bedürfnisse hat, in seiner Bothmäßigkeit zu erhalten. So etwas zu wagen, würde eine gewisse Beschwerde seyn, ohne den gering-

geringsten Vortheil zu bringen. Wir finden auch, daß sich beynahe alle barbarische Nationen vielmehr aus Antrieb der Rache, als aus eigennützigen Absichten in Krieg einlassen; außer nur, wenn sie Gelegenheit haben, die Gefangenen andern zu verkaufen, die ihnen selbst zu nichts nütze seyn würden. Eine solche gute Gelegenheit finden die Indianer in Guiana wirklich, seitdem die Holländer Wohnungen auf dieser Küste errichtet haben; diese aber haben die friedlichen Arrowauks von jener Beleidigung ausgenommen, indem sie sie von der Möglichkeit, Sclaven zu werden, ausnehmen.

Wenn ich die Sitten dieser Indianer betrachte, so erblicke ich, etliche wenige Umstände ausgenommen, ein liebenswürdiges Bild von der Unschuld und Glückseligkeit der ersten Zeiten *), welche hauptsächlich aus der Wenigkeit der damaligen Bedürfnisse, und der allgemeinen Gleichheit entspringt. Die letztere hebt alle Rangordnungen unter ihnen auf, nur die ausgenommen, welche Alter und persönliche Verdienste machen, und befördert die Ruhe, Harmonie und Freyheit ihres wechselseitigen Umgangs und Gewerbes. Sie erleichtert dem indianischen Liebhaber die Erlangung

*) Herr Bancroft hat sich von dem Urbilde unstreitig einen ungegründeten Begrif gemacht. Richtigere Betrachtungen über das moralische Verhalten solcher Völker, die in dem sogenannten statu naturali leben, findet man, mit dem Exempel der Grönländer, erläutert, (einer Nation, die den Wilden in Guiana bey weitem nicht so unähnlich ist, als beyder Climate) in Herrn Cranz Historie von Grönland, besonders im vierten Abschnitte des dritten Buches.

gung des Genusses seines Glückes, der keine Hindernisse in der Ungleichheit des Ranges oder Vermögens, oder von Absichten die Ehrgeitz und Eigennutz einflößen, seine Wünsche zu befriedigen, findet; und dieß vernichtet allen Neid und alles Mißvergnügen. Allein die Vortheile, welche aus der Wenigkeit und Einfalt ihrer Wünsche entspringen, tragen zu ihrer Glückseligkeit in einem vorzüglichern Grade bey. Des Menschen wirkliche Bedürfnisse sind nur wenige, und diese nicht groß; ob sie gleich in gesitteten Gegenden durch den Luxus und die Pracht zu einer beschwerlichen Menge vervielfältiget worden sind.

Diejenigen, welche unglücklicher Weise mit allen den mannichfaltigen Verschönerungen der Schwelgerey und Weichlichkeit, die von den Großen unzertrennlich sind, bekannt worden, und deren getäuschte Einbildung dieselben für ein wesentliches Stück der Glückseligkeit hält, werden schwerlich glauben, daß ein Indianer ohne eine weitere Decke, als welche die Sittsamkeit erfordert, in einer Wohnung, die den Namen eines Hauses nicht verdienet, und bey dem wenigen Küchen- und Hausgeräthe, welches ich bereits erzählet habe, ohne den Besitz weiterer liegender Gründe, und bey der bloßen ländlichen Speise, die durch die Jagd erlangt und ohne Abwechselung, Kunst oder Delicatesse zugerichtet ist; daß ein solcher, sage ich, die geringsten Ansprüche auf Glückseligkeit machen könnte. Und dennoch, wenn es mir erlaubt ist nach dem äußerlichen Scheine zu urtheilen, dürfte wohl die Glückseligkeit dieser Völker selbst den gesittetesten Ländern mit Recht beneidungswürdig seyn; da ihre glückliche Unwissenheit jener ausschweifenden Begierden und endlosen Bemühungen,

hungen, wovon die große schwelgerische Welt umhergetrieben wird, jeden Wunsch neben ihrem gegenwärtigen Genuße verbannet.

Die Wenigkeit und Einfalt ihrer Bedürfnisse, nebst dem Ueberflusse an Mitteln zu ihrer Befriedigung, und der Leichtigkeit, sie zu erlangen, macht alle Vertheilung des Eigenthums unnütz. Ein jeder nimmt freundschaftlich an den reichen Gütern einer weiten Landschaft Theil, ohne seinen Nachbar im Herzen zu beneiden, oder seine Glückseligkeit zu unterbrechen. Hierdurch werden alle Oberherrschaft und alle Gesetze unnöthig, da es in einem solchen Staate keine Verführungen zur Schelmerey, zum Betruge, zur Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit, oder andern dergleichen Begierden giebt, die mit der Unschuld nicht bestehen können; und da der chimärische Hang zum Laster, welcher unter gesitteten Nationen für eine natürliche Neigung gehalten wird, in einem Stande der Natur, wie dieser, nicht statt findet, wo ein jeder die Rechte seiner angebohrnen Freyheit und Unabhängigkeit vollkommen genießet, ohne die geringste Einschränkung oder Furcht; die von der Religion ausgenommen, welche ihre Pejis zusammengesetzt haben, und denen die Einwohner aller Länder in einem höhern oder geringern Grade unterworfen sind.

Die Erlernung der Kunst, aller eingebildeten Bedürfnisse zu entbehren, und uns an der wahren Nothdurft des Lebens zu begnügen, ist die edelste Aeußerung der Vernunft, und die nützlichste Wissenschaft, weil sie die Seele über die Abwechselungen des Glückes hinaussetzet. Sokrates merkt mit gutem Grunde an, daß die, welche am wenigsten bedürfen, den Göttern,

die gar nichts bedürfen, am ähnlichsten sind. Jedennoch ist die Einfalt, welche aus den Sitten dieser Indianer so stark hervorleuchtet, nicht die Wirkung einer philosophischen Selbstverläugnung, sondern des Mangels an Kenntniß feinerer Vergnügungen, ob sie gleich eben so glückliche Wirkungen thut, als die allerstrengste Philosophie. Kurz ihre Sitten geben ein Sinnbild von den fabelhaften elisäischen Feldern, wo keine einzelne Person der andern Beystand nöthig hat, wo aber dennoch alle unter sich eine gegenseitige Liebe und Freundschaft unterhalten.

O fortunati nimium bona si sua norint!

VIRG.

Diese Indianer sind in der That ununterrichtet und unwissend, wie alle Menschen, deren Bedürfnisse gering sind; weil Künste und Wissenschaften mit dem Luxus jeder Zeit in gleichem Schritte fortgegangen sind. Der Mensch giebt selten auf Gegenstände Achtung, die nicht mit seinem Vergnügen oder Nothdurft in Verbindung stehen; und wo die Neugier so wenig gereizet wird, da wird sich die Vernunft der verdrüßlichen Bemühung, die Eigenschaften und Ursachen der Dinge zu erforschen, deren Entdeckung keinen Vortheil schaffen könnte, niemals unterziehen. Wo also der Bedürfnisse und Begierden des Menschen wenig sind, da werden seine Untersuchungen, und mithin seine Kenntnisse allezeit eingeschränket seyn. Indessen ist doch diese Unwissenheit für unsern Indianer ein Mittel zur Glückseligkeit, weil sie sonst bey Empfindungen und Wünschen, deren Befriedigung über ihr Vermögen wäre, gewiß elend seyn würden; und glücklich werden sie seyn, wenn

sie

sie sich niemals aus ihrem gegenwärtigen Zustande erheben. Verschiedne neuere Schriftsteller, die sich in der gelehrten Welt durch Beobachtung der Unschuld und Glückseligkeit bekannt gemacht haben, die die wilden Nationen, ohngeachtet ihrer Unwissenheit in den freyen Künsten, genießen, haben hieraus geschlossen, daß Künste und Wissenschaften der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig seyn müßten, und ihnen auf diese Art alle die übeln Wirkungen, die aus dem Luxus entstehen, der solche jederzeit begleitet, oder vielmehr erzeuget, Schuld gegeben. Indessen haben sie doch hierinnen sehr gefehlt, da diese Dinge, welche in einem Stande der Natur unnütze sind, in einem eingerichteten Staate höchst heilsam seyn müssen; weil Künste und Wissenschaften das sicherste Gegenmittel wider Schwelgerey und Pracht sind. Die Uebel einer bürgerlichen Gesellschaft haben ihren Grund in der unnatürlichen Einrichtung und ungleichen Vertheilung der Güter, welche durch die verschiedenen Grade der Klugheit, des Fleißes und der Sparsamkeit einzelner Personen nothwendiger Weise entstehen muß. Diese Güter werden vermehret, und auf Nachkommen gebracht, welche noch mehr dazu sammeln, bis endlich die Ungleichheit des Vermögens der einzelnen Personen außerordentlich wird, und tausend widernatürliche Eintheilungen unter den Menschen verursachet, indem es etliche in den Stand setzet, das Mark der Provinzen, mit einer Verschwendung bis zum Eckel getriebner Lustbarkeiten durchzubringen; da inzwischen ganze Schaaren durch Mangel, subordinirter Tyranney von vielerley Art, und den Gesetzen, die andern Schutz geben, unterdrückt werden; indessen daß noch weit elendere Perso-

 nen,

nen, die von den beyden vergesellschafteten Uebeln, Hunger und Krankheit, ausgezehret, in Lumpen gekleidet, von der Welt verworfen, und der Strenge des Winters, des Mangels und der Verzweiflung überlassen sind, durch ihr Elend vielmehr Schrecken als Mitleiden, und durch ihren täglichen Anblick die heftigsten Empfindungen in einem Herzen voll Menschlichkeit erregen. So macht die zu große Ungleichheit der Güter den Armen elend, ohne die Glückseligkeit des Reichen zu vergrößern. Wenn diese Ungleichheit merklicher wird, dann, und nicht eher, stellt sich die Schwelgerey mit ihrem ganzen Gefolge der Ergötzlichkeiten und Lustbarkeiten ein, die, ohne denen die sie genießen eine grössere Glückseligkeit zu gewähren, diejenigen welche sie nicht haben, verführet, nach deren Erlangung durch ungerechte und gewaltsame Mittel zu streben. So lernen die Menschen den Begriff der Glückseligkeit mit den Begriffen von Kleidern, Equipage, Ueberfluß, und allen den verschiednen Ergötzlichkeiten, welche der Luxus erfunden hat, verbinden; und hierdurch werden sie Sklaven von tausend unnatürlichen und eingebildeten Bedürfnissen, welche die Quelle des Neides, des Mißvergnügens, des Betrugs, der Ungerechtigkeit, des Meineides, und der Gewaltsamkeit sind, indem sie unordentliche Begierden erwecken, und widernatürliche Versuchungen zum Laster wirken, die für die Oberherrschaft der Vernunft zu stark sind; und auf diese Weise wird der Mensch der Urheber des moralischen Uebels.

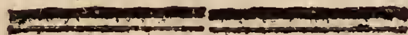
Wir, im Stande der bürgerlichen Gesellschaft, beklagen uns durchgängig über das Unvermögen, den Vorschriften der Vernunft und Tugend zu folgen, ein Unvermögen, welches fälschlich einem natürlichen Han-

ge zum Laster Schuld gegeben worden, da es bloße Wirkung der Schwelgerey, und in einem Stande der Natur unbekannt ist. Die Schwelgerey indessen, ob sie gleich Immoralität erzeuget, so befördert sie doch die Aufnahme der Gelehrsamkeit, welche durch allerley Mittel das Laster zu unterdrücken und zu schwächen sucht. Ein Staat in diesem Zustande muß, wie ein durch Unmäßigkeit verdorbener Körper, durch einen fortgesetzten Gebrauch verderbter Mittel unterstützt werden; und die Schwelgerey des Reichen befördert Fleiß und gute Künste, nähret und kleidet den arbeitsamen Armen, der sonst verhungern würde. Durch eine so widernatürliche und verkehrte Einrichtung ziehen die Mitglieder eines verderbten Staates nicht nur aus den Schwachheiten, sondern auch aus den Lastern anderer Vortheile; und die erdichtete Rede und das Bekenntniß eines sterbenden Missethäters erhält vielen, die sonst Hungers sterben müßten, das Leben.

Allein jede Lebensart hat ihre eigenen Vorzüge sowohl als ihre Uebel. Die Laster gesitteter Länder sind minder fürchterlich, obgleich zahlreicher. Erkünstelte Bedürfnisse erweitern den Kreis unsrer Ergötzlichkeiten, und die Schwelgerey selbst, indem sie unsre Begierden vermehret, erweitert auch unsre Fähigkeit glücklich zu seyn. Wir mögen daher das Leben in der bäuerischen Einfalt und Unwissenheit der hottentottischen Barbarey, oder unter den unendlichen Vergnügungen der Pracht und Schwelgerey hinbringen, so werden wir doch alle einerley Ziel erreichen, und dieses, in so fern es äußerliche Güter betrift, vielleicht mit einem gleichen Antheile von Glückseligkeit, wenn man bloß die Be-

schwerlichkeiten des wirklichen Mangels und der Krankheit abrechnet.

Indessen so verschieden auch der Zustand der Menschen seyn mag, so ist doch die Vertheilung der Glückseligkeit und des Elendes im Leben bey weiten nicht so ungleich, als man insgemein dafür hält. In jedem Stande sind Gutes und Böses unzertrennlich mit einander vermischt; der Monarch in seinem Purpur sowohl, wie der Bettler in seinen Lumpen, jeder hat seine eignen Sorgen und Beschwerlichkeiten. Angenehme Gegenstände verliehren, durch den Besitz und den langen Gebrauch, ihre Gabe zu gefallen, und in jedem Stande des Lebens endigt sich die Hofnung in betrogner Erwartung, und der Genuß in Eckel. Jedoch muß man, um nicht ungerecht zu seyn, von diesem Satze die Glückseligkeit ausnehmen, die ich ehemals in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft und Ihrem Umgange genoß, welche kein Genuß vermindern konnte; und ich kann Sie mit Wahrheit versichern, daß weder Abwesenheit noch Verschiedenheit des Standes, jemals die Achtung und Ergebenheit vermindern wird, mit welcher ich von ganzem Herzen bin ꝛc.



IV. Brief.

IV. Brief.

Rio Demerary den 15 Novembr. 1766.

Liebster Bruder,

Aus meinen vorhergehenden Briefen werden Sie sich von Guiana, ehe es die europäischen Völker besucht, und an dieser Küste sich niedergelassen haben, einen Begriff machen können. Nunmehr ist mir nur noch übrig, Ihnen die nachfolgenden Veränderungen zu erzählen, welche durch die Policey, den Fleiß, und den Luxus der Europäer darinn gemacht worden. Die Religion übergehe ich, weil sie in diese Abänderungen keinen Einfluß gehabt zu haben scheinet. Auch ist meine Absicht, meine Erzählung bloß auf die Umstände desjenigen Theils von Guiana einzuschränken, welcher von den Unterthanen der vereinigten Provinzen bewohnet wird; weil meine Kenntniß der übrigen europäischen Colonien viel zu unvollkommen ist, als daß ich davon etwas bekannt machen könnte.

Die älteste und ansehnlichste unter allen holländischen Colonien in Guiana ist Surinam. Allein, da dieser Fluß mit seinen Pflanzstätten, welche zuerst von englischen Unterthanen errichtet worden, in Europa bereits zur Gnüge bekannt ist, so will ich keine Beschreibung davon geben.

Die nächste in der Ordnung der Lage, ist die Colonie Berbice. Sie liegt an den Ufern des Flusses dieses Nahmens, der ohngefähr fünf und zwanzig franzö-

sische Meilen Nordwest gen West halb Nord vom Surinam entfernt ist, von Norden gegen Süden zu läuft, und sich endlich in das atlantische Meer stürzet. Die Küste an jeder Seite des Flusses formirt bey seinem Eingange eine Bucht, die beynahe eine Meile weit ist, und in der Mitte eine kleine Insul hat, die man unter dem Nahmen der Krebsinsul kennet. Dieser Insul gegen über, an dem östlichen Ufer, ist ein kleiner Posten, mit etlichen Stücken Kanonen, und einigen Soldaten; der Canal auf der andern Seite aber, welcher Schiffe von etlichen Lasten trägt, ist unvertheidigt, und durch die Insul vor dem Geschütz auf dem gegenüber liegenden Ufer gedeckt. Außerhalb dem Eingange dieses Flusses ist eine Untiefe, die, auch zur Zeit der Fluth, selten über sechszehn Schuh hoch Wasser hat, aber innerhalb derselben ist das Wasser tief genug, und der Fluß trägt bis zwey hundert Meilen von seinem Ausflusse Lastschiffe.

Die Plantagen liegen an beyden Seiten des Flusses, und erstrecken sich fast drey hundert Meilen weit von seinem Eingange bis an das Fort Naßau, welches der Sitz des Gouvernements ist, und bey welchen die öffentlichen Gebäude, Kirchen, und Häuser der Civil- und Kriegsbedienten, hundert Meilen von dem Ausfluß des Flusses liegen. Die Holländer haben hier, wie in allen ihren Colonien, das tiefer liegende und fruchtbare Land bey der Seeküste liegen gelassen, und dafür das erhabnere in dem innern Theile der Landschaft angebauet. Indessen bemühen sie sich jetzt ihren Fehler zu verbessern, und der Sitz der Regierung wird im kurzen auf eine Landspitze an dem östlichen Ufer des Berbice, die ohngefähr eine Meile von seinem Ausflusse ins Meer,

Meer, zwischen Berbice und dem Flusse Conya ist, der sich daselbst in den erstern ergießt, verleget werden.

Conya ist ein schmaler, aber tiefer Fluß, läuft von Süden gegen Norden, lenkt sich aber etwas ostwärts von Berbice ab. Man trift verschiedne Plantagen an den Seiten dieses Flusses an, welche einen Theil von der Colonie Berbice ausmachen, die gegenwärtig unter dem Gouvernement Sr. Excellenz des Herrn Johann Heyligers stehet, der den Titel als Generalgouverneur führet.

Diese Colonie stehet, wie alle holländischen Colonien in Westindien, unter der holländischen westindischen Compagnie, und die Länder werden von dem Gouverneur und dem Policeygerichte den Ansuchenden, unter Bedingung sie anzubauen, umsonst gegeben; wenn diese nicht erfüllet werden, so fällt das Stück Land den Schenkenden wieder anheim, und wird andern, die darum anhalten, gegeben. Indessen sind die Einwohner dieser Colonie sowohl, als die von Surinam, gehalten, die Produkte ihrer Plantagen, welches vornehmlich Zucker, Cattun und Cacao sind, in keinen Hafen, der nicht in der Provinz Holland liegt, zu senden; so wie die von Demerary und Essequebo gezwungen sind, die ihrigen nach der Provinz Seeland zu schaffen. Dieses sind die Handlungsverfassungen, welche man zum Besten der Compagnie und der Einwohner so eingerichtet hat.

Im Jahr 1763 ereignete sich ein Aufstand der Sklaven dieser Colonie, welche zu tausenden rebellirten, und eine ziemliche Menge von den weißen Einwohnern massacrirten, deren Ueberrest sich in das Fort Nassau flüchtete, wo der damalige Gouverneur, aus Furcht, der

freye

freye Paß nach der Seeküste möchte ihnen abgeschnitten werden, auf den Rath seines Conseils, das Fort sogleich in die Luft sprengte, und sich mit den weißen Einwohnern auf etlichen Kauffarthеyschiffen, die im Flusse lagen, zurückzog, und nach seinem Eingange ins Meer segelte, um hier auf Beystand von außen zu warten. Diese Flucht ließ die Rebellen in dem ungestöhrten Besitze der ganzen Colonie, und setzte die Einwohner der benachbarten Colonien, insonderheit von Demerary und Essequebo, in die größte Bestürzung, weil sie am nächsten bey Berbice lagen, und einen Ueberfall von den Rebellen befürchteten, welcher die unglücklichsten Folgen gehabt haben würde, da ihre eignen Sklaven wenigstens fünfmal stärker waren, als die weißen Einwohner, und eine so heftige Lust zu revoltiren verriethen, daß man fürchtete, sie würden nicht einmal Gedult haben, auf den Beystand ihrer Brüder in Berbice zu warten.

Unterdessen erfuhren sie in diesem bedenklichen Zustande den Vortheil ihrer Verbindung mit den großbritannischen Unterthanen, da um diese Zeit ein Kriegsschiff, dem Herrn Ritter Gedney Clarke, königlichen Zolleinnehmer zu Barbados, zugehörig, welches von einem Lieutenant der englischen Flotte commandiret ward, mit einer Compagnie Seesoldaten, und einer Compagnie Feldsoldaten anlandete. Diese Soldaten hatte Herr Clarke, welcher, wie unterschiedliche andre Herren in Barbados, Eigenthümer von etlichen Plantagen in Demerary war, angeworben. Diese Anstalten hintertrieben die rebellischen Absichten der Sklaven in Demerary, und die innerlichen Zwistigkeiten unter den Sklaven von Berbice hinderten ihr Vorhaben, diese Colonie zu besuchen.

chen. Während der Zeit erhielt der Gouverneur von Berbice ein Corps Truppen aus Surinam, und etliche mit Geschütz versehene Schiffe von den Inseln Curazoa und St. Eustatii, mit welchen er über den Fluß segelte, und von Dauger-Head, einer Plantage der westindischen Compagnie, Besitz nahm, wo er sich bis zu der Ankunft einer holländischen Flotte hielt, da denn die Rebellen bald aus den Wäldern getrieben wurden; worauf sie der Hunger, und die Pfeile der Indianer nöthigten zurückzugehen, und in ihrer vorigen Sklaverey eine Freystatt zu suchen. Etliche hundert von den Rädelsführern dieser Empörung wurden jedennoch verbrannt oder gerädert, welches mit allen den mancherley Arten der Grausamkeit geschahe, wodurch sich die Holländer seit langer Zeit berühmt gemacht haben. Indessen wurden noch vorher, von dem Gouverneur von Essequebo und Demerary, etliche caribbische Indianer vermocht, die Waffen wider die Rebellen zu ergreifen, welche sie nicht wenig quälten, indem sie sich den Tag über in den Wäldern versteckten, und die Hütten der letztern in der Nacht ansteckten, indem sie brennende Pfeile unter die Troolieblätter, womit sie bedeckt sind, schossen, und alsdenn die voller Verwirrung flüchtenden Neger erschlugen.

Ohngefähr funfzehn französische Meilen Nord-Westwärts von Berbice trift man den Fluß Demerary an, der bey seinem Ausflusse, im sechsten Grade sechs und vierzig Minuten nördlicher Breite, fast drey Viertel Meilen breit ist. An der Ostseite ist eine Sandbank, die sich in einer kleinen Entfernung von dem Ufer hinziehet. Diese zu vermeiden, darf man nur in der Mitte des Flusses einlaufen, wenn man seinen Lauf völ-

lig

lig im Gesichte hat, wo man das Wasser tiefer und den Eingang leichter finden wird, als bey dem Berbice oder Essequebo. Ein wenig aufwärts von der Mündung des Flusses, an dem Ufer gegen Osten, ist ein kleiner Posten mit etlichen Batterien, welche sehr unzulänglich sind, den Ausgang des Flusses wider ein Schiff von einiger Stärke zu vertheidigen, ob es gleich die einzige Befestigung in diesem Theile der Colonie ist. Ohngefähr acht Meilen davon sind drey Inseln, nicht weit von einander. Auf der mittlern ist die Residenz des Commendanten; daselbst werden die Gerichtsversammlungen gehalten, und die Truppen der Compagnie einquartieret. Dieser Fluß trägt hundert Meilen von seiner Mündung Schiffe von großen Lasten, und ist fast hundert Meilen weiter angebauet. Zwey hundert Meilen von dem Ausflusse dieses Flusses sind verschiedne Wasserfälle, über welche das Wasser einen langen aber sanften Lauf nimmt. Etwas weiter hinauf theilt sich der Fluß in zween Aerme, die ohngefähr acht Striche weit von einander abgehen, und wovon der eine Südwestwärts, und der andere Südostwärts läuft. Ihre Quellen aber sind noch niemals von einem Europäer entdeckt worden.

Eine Meile westlich vom Demerary ist der große Fluß Essequebo, welcher bey seiner Mündung von einem Ufer bis zum andern neun Meilen hat. In selbiger sind drey Inseln, welche die Lageoninseln heißen, und wovon sich zween etwas über das feste Land hinaus erstrecken. Innerhalb diesen sind die Fortuneinseln, und innerhalb diesen eine Reihe andrer Inseln, welche in einem Stücke zwölf oder vierzehn Meilen von der Mündung des Flusses an fortgehet, und an der Ostseite

seite durch eine Postirung, wie die zu Demerary, beschützt wird, obgleich der westliche Kanal gänzlich unvertheidigt ist. Das Fort Zeeland liegt auf einer Insel, die unter dem Nahmen der Fortinsel bekannt ist, und ohngefähr zehen Meilen von dem Auslaufe des Flusses hinaufwärts entfernt ist. Dieses Fort führet über vierzig Stück Kanonen, und auf der Insul ist der ordentliche Sitz des Gouverneurs, und der übrigen Officiers von dem Gouvernement, sowohl als einiger Plantagenbesitzer u. s. w. Auf dieser und allen übrigen Inseln sowohl, als längshin auf beyden Seiten des Flusses, liegen Plantagen, wo Zucker, Caffee, und insonderheit Baumwolle gebauet wird.

Der Fluß Essequebo nimmt auf jeder Seite eine große Menge Krieken und Flüsse in sich auf; der Hauptstrom aber hat seine Quelle über dreyhundert Meilen weit von der Seeküste, lenkt sich westwärts von dem Demerary, dessen Lauf von dem Eingange an sich gegen Süden zu wendet, wo er sich in zween Aerme theilet. Außer diesen sind noch die Flüsse Pomaroon, Currantine, Merriwina, und eine große Anzahl kleiner Flüsse und Seen, die sich in die Nordsee stürzen; da sie aber unbewohnt sind, will ich mich in keine Beschreibung derselben einlassen. Alle diese sowohl, als einige von den Flüssen, an welchen man Wohnungen errichtet hat, sind den englischen Geographen unbekannt, und in keiner Landcharte, die ich jemals gesehen habe, zu finden.

Essequebo und Demerary machen in Ansehung ihrer Nähe zusammen eine Colonie aus, welche den Nahmen beyder Flüsse führt, und unter der Regierung Sr. Excellenz Hrn. Laurentius Storm von Gravesande steht. Essequebo ist die älteste, und fast vor sechszig Jahren erbau-

erbauet; ob man gleich nicht eher einen sonderlichen Fortgang im Ackerbaue, als neulich, gemacht hat. Demerary, welches nicht viel über zwanzig Jahre bebauet ist, macht die größte Hofnung eine der blühendsten Colonien zu werden, obschon die Holländer nicht alle Aufmerksamkeit auf diese Colonien wenden, die sie verdienen, und gewisser maßen die westindischen den ostindischen nachsetzen.

Die Plantagen dieser Colonien liegen in einzelnen Strichen an beyden Seiten des Flusses, und erstrecken sich sieben hundert und funfzig Ruthen in die Breite von dem Flusse abwärts: die Länge, die dem Flusse nach gerechnet wird, ist verschieden, nach Beschaffenheit der Produkte, wozu sie bestimmet sind. Die Zuckerplantagen erstrecken sich gemeiniglich tausend oder tausend fünfhundert Ruthen in die Länge an dem Flusse hin; die Caffee- oder Baumwollenplantagen haben selten über fünfhundert. Zwischen jeder Plantage hat sich die Compagnie vier und zwanzig Schuh Land vorbehalten, auf welchen große Straßen gemacht sind, wenn einmal eine andere Reihe Plantagen hinter der ersten sollte errichtet werden. Die Zuckerplantagen sind die einträglichsten, und der Gegenstand der Wünsche eines jeden. Jedoch begnügen sich diejenigen, deren Vermögen zu einem mit so vielen Kosten verbundenen Unternehmen nicht zureichet, mit Caffee- oder Baumwollenplantagen, bis sie dadurch ihr Capital hinlänglich vermehret haben, etwas grössers zu unternehmen.

Die Zuckermühlen dieser Colonien werden entweder von Maulthieren, die man hauptsächlich von den Spaniern aus Oronoque durch Schleichhandel erhält, oder vom Winde, oder Wasser getrieben. Die Wohnhäuser

häuser sind gemeiniglich mit Säulengängen umgeben, welche in diesem Clima besonders zuträglich sind. Die Plantagen an der Seeküste werden jetzo für die theuersten gehalten. Sie müssen auch in der That nicht nur mit Dämmen umgeben werden, das Wasser, welches die angränzenden Wälder überströmet, abzuhalten, und sie für der Flut, welche, sonderlich im Frühling und Herbst, wenn Tag und Nacht gleich werden, sehr hoch anschwillet, zu schützen; sondern sie müssen auch durch Gräben mit Schleußen eingeschlossen werden, welche man, wenn der Strom stille ist, öfnet, um das Wasser abzulassen, welches etwa durch Regen in die Plantage gekommen ist; welches alles keine geringe Arbeit erfordert. Allein sie wird durch andre daraus folgende Vortheile reichlich belohnet. Die Gräben dienen statt der Kanäle, in welchen das Zuckerrohr mit leichter Mühe zu den Mühlen geschaft werden kann. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist unerschöpflich, und das Land, welches mit wenig andern Bäumen, als Treolies und Manicolen, bedeckt ist, läßt sich viel leichter von denselben reinigen, als in den erhabnern Gegenden des Flusses; wo zwar die Dämme und Gräben unnöthig sind; die Fruchtbarkeit des Erdreichs aber von kürzerer Dauer, und die Ländereyen mit vielem Bauholze bedeckt sind, welches an Härte, Dichtigkeit und Gewicht nicht weit unter dem Eisen ist. Jedennoch ist dieses, ob es gleich die Arbeit in Abräumung des Bodens vermehret, keinesweges das geringste vortheilhafte Produkt dieser Colonie.

Viele der weitläuftigsten und besten Plantagen in Essequebo und Demerary, hauptsächlich aber in der letztern, gehören brittischen Unterthanen zu, welche durch die besondern Vorzüge, die diese Gegend hat, bewogen

worden, ihre Wohnungen daselbst aufzuschlagen. Und obgleich die Holländer in Surinam und alle ihre übrigen Colonien die Kunst nicht verstehen, mit Vortheil Rum aus Melassen zu machen, so sind sie doch in dieser Colonie von den engländischen Unterthanen in der Kunst zu destilliren, um Rum zu machen, der gewissermaßen so gut ist, als der von Jamaica, unterrichtet worden. Die weißen Einwohner dieser Colonie sind Niederländer, Engländer, Franzosen, Schweitzer und Deutsche, vornehmlich aber die beyden erstern. Viele darunter sind verunglückte Personen, welche durch unvermeidliche Zufälle des Lebens, oder Widerwärtigkeiten des Glücks, bewogen worden, in fernen Gegenden eine Freystadt zu suchen, wo ihr Fleiß oft so reichlich belohnet wird, daß sie im Stande sind mit Reichthümern und Credit wieder zurück zu gehen, und die Zufälle, die sie, ihre Heimath zu verlassen nöthigten, und die sie ehemals für das größte Unglück hielten, zu segnen.

Der Ackerbau und alle übrigen Arbeiten in dieser Colonie werden fast gänzlich von den Negern getrieben, welche in England hinlänglich bekannt sind. Die Weißen übernehmen keine mühsamen Geschäfte; und sogar die Handwerksleute thun wenig weiter, als daß sie auf die Sklaven Achtung geben, und sie anführen, indem sie wenigstens fünfmal zahlreicher sind, als die Weißen, und daher durch strenge Disciplin in einer demüthigen und unterwürfigen Entfernung gehalten werden müssen, welches nicht nur zur Sicherheit der weißen Einwohner, sondern auch zur Glückseligkeit der Sklaven selbst viel beyträgt; denn man hat allezeit gefunden, daß die Unmöglichkeit, etwas zu erlangen,

die

die Begierde nach dem Genusse vernichtet, und die harte Zucht, in welcher man die Sklaven hält, macht, indem sie ihnen alle Hoffnung zur Freyheit benimmt, daß sie mit ihrem Sklavenstande zufrieden sind. Der letzte Aufstand der Sklaven in Berbice, der ihnen unter allen übrigen am besten gelang, giebt ein neues Beyspiel von der Gefahr einer zu großen Nachsicht gegen Sklaven, wodurch sie verleitet werden, nach der Erlangung ihrer völligen Freyheit zu streben. Denn entweder müssen die Gemüther der Sklaven durch die niedrigste Sklaverey unterdrücket werden, oder das Leben ihrer Herren ist in der augenscheinlichsten Gefahr. Aus diesem Grunde sind sie durch viele demüthigende Strafen gedrücket worden. Ihr Zeugniß wider einen Weißen ist von keiner Gültigkeit; das bloße Unternehmen, einen weißen Einwohner zu schlagen, wird mit dem Tode bestrafet, und ihre Herren oder Aufseher haben nicht nur die Macht, sie mit körperlichen Strafen zu belegen, sondern auch gewissermaßen die Freyheit, ein Recht über ihr Leben auszuüben, seitdem es nur mit einer Geldstrafe gebüßet wird, wenn man einen Neger zu Tode geprügelt hat. In diesem Zustande sind sie vielen Arten von Elend unterworfen, der Tyranney des Gebieterischen, der Geilheit des Wollüstlings, und einer unaufhörlichen Mühseligkeit ausgesetzet, welche sich nicht eher, als mit ihrem Leben endigen kann. Dieses Verhalten hat den Schein der Grausamkeit, und läßt sich nicht mit den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit vereinigen. Indessen müssen viele Dinge, welche mit der Menschlichkeit streiten, in Ansehung ihrer Nothwendigkeit zur Selbsterhaltung entschuldiget werden.

Der Aufwand zu Unterhaltung der Sklaven in diesem Clima ist sehr gering. Das erste Jahr, wenn ein Sklave gekauft wird, versorgt ihn sein Herr mit der Kost, und weiset ihm ein Stück Land an, welches er Sonntags von den darauf stehenden Bäumen reiniget, und mit Yams, Plantins, Eddas, Cassava, Ocras u. s. w. insonderheit aber den erstern, bepflanzet, wovon ein Morgen Landes zehntausend Pfund einbringt. Wenn das Jahr verflossen ist, so hat er keinen andern Unterhalt als von dem angewiesenen Stücke Landes zu gewarten, auf welchem er hernach stets so viel, als er zu seiner Nahrung braucht, erbauen muß; worzu ihm nur allemal der Sonntag erlaubet ist. Jedoch giebt ihm sein Herr wöchentlich eine Portion getrocknete Fische von ohngefähr anderthalb Pfund; und dieß ist es alles, was ihm von seisem Herrn an Unterhalte gereichet wird. Die Weibspersonen erhalten eben diese Kost. Beyder Getränke ist bloßes Wasser; jedoch bekommen diese Leute von ihrem Wasser und diesem Mehl und vegetabilischen Speisen, nebst den wenigen getrockneten Fischen, gnugsame Nahrung, die härteste Arbeit in diesem entkräftenden Clima auszuhalten.

Die Kleidung der Neger (ausgenommen die Sklaven, die die häuslichen Geschäfte verstehen) ist kaum hinreichend, diejenigen Theile zu bedecken, welche die Ehrbarkeit verborgen wissen will. Verschiedene neuere Geschichtschreiber von unsern westindischen Colonien haben Strümpfe und Schuhe unter die Kleidungsstücke der Neger gezählet, obgleich nichts ihre Unwissenheit in diesem Punkte deutlicher verrathen kann, weil ein Sklave mit Schuhen und Strümpfen

in diesen Gegenden ein eben so seltsamer Anblick seyn würde, als ein Neger, der in den Grundsätzen der christlichen Religion unterrichtet wäre; und wenn einige unter ihnen Schürzen, Hosen oder Wämse tragen, so sind es die Arbeiten ihres eignen besondern Fleißes, weil ihnen ihre Herren blos ein Stück blaues, grobes Tuch, oder braune Leinwand, welche beyderley Geschlechte mitten um den Leib wickeln, und eine Bettdecke geben, womit sich der Sklave bey Nacht, weil er bloß auf Bretern schläfet, zudecken kann.

In dieser, so wie in allen übrigen westindischen Colonien, nehmen die Sklaven an der Anzahl ab, wenn sie nicht nach und nach, durch neue Transporte aus Africa ersetzet werden. Diese Abnahme hat man vielerley Ursachen zugeschrieben, am meisten aber der schweren Arbeit und dem Drucke; obschon, wie es scheinet, mit wenig Grunde, indem sie weit robuster, gesünder und lebhafter sind, als ihre Herren. Sie werden freylich zum Fleiß durch die Peitsche angespornet, die ihnen beständig auf dem Halse ist, und nicht sparsam gebraucht wird; allein grobe Speise nebst harter Arbeit bringen allezeit eine dauerhafte Gesundheit und Lebhaftigkeit hervor, welche die verzärtelten weibischen Söhne der Schwelgerey mit Recht beneiden mögen, aber niemals erreichen können. Die wahre Ursache, warum sich die Sklaven nicht vermehren, entspringt vielmehr von dem allzuvertrauten Umgange der Weißen mit den jungen Sklavinnen, welche keine geringe Vortheile davon haben; weil aber die Schwangerschaft diesem Umgange ein Ende machen würde, so brauchen sie sorgfältig alle Vorsicht, die Empfängniß zu verhindern, und wenn diese keine Wirkung thut, so

suchen sie sich ihrer Bürde vor der Zeit zu entledigen, wodurch sie im höhern Alter, wenn sie die Weißen verlassen, zum Kinderzeugen untüchtig werden. Dieses zu bewirken, haben sie verschiedene Mittel; das künstlichste aber bereiten sie sich durch den Genuß des Ocros, womit sie die Geburtswege schlüpfrig machen, und nachher die unzeitige Frucht gemeiniglich durch die empfindende Pflanze abtreiben; wiewohl in Barbados mehr ein Vegetabile, welche die Gulleywurzel heißt, zu dieser Absicht gebraucht wird. Diese unnatürliche Kunst ist sehr gewöhnlich, und den Plantagenbesitzern höchst nachtheilig, deren Reichthümer außerdem in einem Lande, wo die Sklaven ihren Herren wenig oder gar keinen Unterhalt kosten, und ihre Arbeiten weder durch den Winter unterbrochen, noch dadurch Kleider für sie nothwendig gemacht werden. Um dem aus dieser Gewohnheit entstehenden Schaden zuvorzukommen, sind viele Pflanzer dieser Colonie bemüht, die Sklavenmädchen zum Kinderzeugen aufzumuntern, indem sie ihnen besondre Belohnungen und Freyheiten auf solchen Fall ertheilen, welches verschiedenemal gute Wirkung gethan hat. Daß dieses die wahre Ursache ihrer Abnahme ist, wird daher noch deutlicher, wenn man den Zustand in Virginien und Maryland ansieht, wo sich die Sklaven, ohne von fremden Gegenden her einen neuen Zuwachs zu bekommen, vermehren, weil diese schädliche Vermischung mit den Sklavinnen daselbst als etwas schändliches und unnatürliches verabscheuet wird.

Die Einwohner genießen keinen geringen Beystand von den Indianern, insonderheit von den Arrowauks, von denen sich fast in jeder Plantage etliche auf-

aufhalten, und zu mancherley Diensten gebraucht werden, insonderheit aber zur Jagd und Fischerey, welche sie, da solches ihre ordentliche Beschäftigung ist, mit ungemeiner Geschicklichkeit und Glück treiben, und sich für etliche kleine Spielsachen auf etliche Monate dingen lassen. Indessen sind doch diese Indianer durch Schwelgerey und Unmäßigkeit verderbt worden, und ihre Sitten stimmen mit der übrigen Indianer ihren, die in ihrer natürlichen Unschuld und Einfalt geblieben sind, wenig überein; und sie werden in ihrer Neigung zur Unmäßigkeit von den Weißen noch mehr bestärket, indem sie selbige reichlich mit Rum versorgen, um sie desto fester zu ihren Diensten zu verbinden. Eine That, welche ihre Gesundheit merklich schwächet, und ihre Anzahl vermindert. Gleiche Wirkungen von der widernatürlichen Vereinigung unserer Laster mit den Sitten der Indianer sieht man in jedem Theile von Amerika, wo die eingebohrnen Amerikaner einen vertrauten Umgang mit den Europäern unterhalten haben; und es ist ein Beweiß einer feinen und nützlichen Politik von den jesuitischen Missionarien in Paragay, daß sie ihren Neubekehrten allen Umgang mit Ausländern untersagen, welches Verbot nicht nur zu Einrichtung der Absichten dieser Gesellschaft dienet, sondern sie auch in einer glücklichen Unwissenheit unserer Laster erhält, welches allein sie gegen die Verführung durch ihre Beyspiele in Sicherheit setzen kann. „Si velis „vitiis exui, longe a vitiorum exemplis recedendum est. — — Nulla ad aures nostras vox „impune perferatur„ *). Die Ursache dieser Wirkung fällt von sich selbst in die Augen! wir stecken sie

*) SEN. *Epist. XXVIII. et CIV.*

mit unsern Lastern an, ohne sie mit dem Gegengifte der Religion, der Moral und Gelehrsamkeit versehen zu haben.

Die Holländer in diesen Colonien suchen die Heirathen mit indianischen Frauenspersonen sehr zu befördern, und etliche der sowohl dem Range als dem Vermögen nach ansehnlichsten Familien in Essequebo haben ihren Ursprung von solchen Verbindungen, wodurch die Holländer ein Ansehen und Vermögen über die Indianer erworben haben, welches von dem größten Nutzen und Wichtigkeit ist. Ja der Gouverneur behält sich nicht nur die Entscheidung ihrer Streitigkeiten vor, sondern verbietet auch durch seine Befehle den verschiedenen angränzenden Stämmen, Feindseligkeiten gegen einander auszuüben; und ob er gleich keine Mittel hat, diese Befehle durchzusetzen, als etliche elende Soldaten, die in Diensten der Compagnie stehen, so leisten sie dennoch einen demüthigen und blinden Gehorsam.

Da es in dieser, so wie in den benachbarten Colonien, keine öffentliche Straßen giebt, die eine beträchtliche Strecke fortgehen; so ist die einzige Art zu reisen, zu Wasser, in Jagdschiffen mit gehörigen Seegeln, die sehr schön gezieret sind, und mit sechs, acht oder zehn Rudern, welche von Negern oder Indianern in Bewegung gesetzt werden, und dieses geschieht allezeit mit der Ebbe und Fluth, welche in allen diesen Flüßen bis fast zweyhundert Meilen weit von der Mündung mit reißender Schnelligkeit abwechselt, woraus Sie schließen können, wie flach und eben das Land seyn müsse. Wenn der Lauf des Stroms sich wendet, hält der Reisende still; nicht in einem Gasthofe oder

Wein-

Weinhause, denn die findet man hier nicht, sondern bey einer Plantage, die ihm gefällt, wo man ihm, ob er gleich gänzlich fremd ist, dennoch alle Bedürfnisse willig reichet. Die Gastfreyheit dieser Colonie erlaubet nicht von jemanden für Essen oder Trinken Geld zu nehmen, und ein Fremder wird hier bey seiner Ankunft überall auf Monate oder Jahre an den Tisch und in die Wohnung mit Freuden aufgenommen.

Die Ländereyen dieser Colonie werden, wie die zu Berbice, umsonst ausgetheilet, jedoch unter der Bedingung, sie anzubauen; und der Gouverneur wird von der Compagnie mit Genehmigung der Generalstaaten, ernennet, welcher, nebst seinem Conseil, welches von den Bürgern oder ihren Bevollmächtigten gewählt wird, die gesetzgebende Macht besitzt, und solche Steuern auflegen kann, welche zu Unterhaltung des Gouvernements erfordert werden. Sie formiren zugleich das oberste Gericht in peinlichen und bürgerlichen Fällen, von welchem, in den letztern Fällen, wegen einer Summe, die über zwölfhundert Gülden beträgt, nach Holland appellirt werden darf. Dieses Gericht höret Zeugen ab, und entscheidet nach ihrer Aussage die Sache, ohne einen Advocaten anzuhören, er sey auf welcher Seite er wolle. Sie haben verschiedene Ursachen, warum sie so verfahren. Man hält dafür, daß die vielen Processe überhaupt nachtheilig, insonderheit aber neuerrichteten Staaten verderblich sind. Advocaten, glauben sie, dienen nicht nur sie zu führen, sondern auch dieses gesetzmäßige Verfahren zu verzögern, zu verwickeln und zu verwirren. In wiefern diese Schlüsse richtig sind, will ich

nicht bestimmen. Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sind bisweilen so dunkel, daß der Beystand eines Sachwalters von gutem Nutzen seyn mag; wo aber die Mitglieder eines Gerichtshofes, wie in dem gegenwärtigen Falle, in der Rechtsgelehrsamkeit nur wenig erfahren sind, da würden sie, anstatt nützlichen Unterricht zu bekommen, in Gefahr seyn, durch die Spitzfündigkeiten der streitenden Partheyen, und die Kunstgriffe der Chicane, noch mehr verwirrt zu werden. Außerdem würde dieses natürlicher Weise die Kosten einer richterlichen Entscheidung erhöhen, welches abzuwenden die hiesige Regierung vorzüglich bemüht ist. Ich muß dieses zu ihrem Ruhme sagen, weil in manchen Ländern die Unkosten in diesem Falle nicht nur durch die Menge der Sporteln, sondern auch durch das Stempelpapier, und andre Dinge, die zu den verschiednen Instrumenten erforderlich sind, so ungeheuer vermehret worden, daß die Mittel, einen richterlichen Bescheid zu erlangen, nicht nur den Armen, sondern auch Leuten von mittelmäßigem Vermögen unerschwinglich sind, und sie deshalben wirklich ihr Recht nicht erlangen können; da hingegen die ganzen Unkosten eines Processes in dieser Colonie mit einem einzigen Schillinge für die gerichtliche Ladung bestritten werden können. Ich sage, eine gerichtliche Ladung, weil niemand in Person kann in Verhaft genommen werden, außer in peinlichen Fällen. Den verdrüßlichen Folgen aber, welche aus dieser an sich so nützlichen Einrichtung entstehen könnten, ist durch ein Gesetz vorgebauet, welches allen Einwohnern verbietet, ohne einen Paß die Colonie zu verlassen, welcher nicht anders kann erhalten werden,

den, als wenn man entweder vorher seine Absicht, von hier weg zu gehen, meldet, oder Caution macht, alle hinterlassene Schulden zu bezahlen.

Das Recht, die Handlung zum beyderseitigen Vortheile des Landes sowohl als der Colonien zu reguliren, hat sich die Compagnie selbst vorbehalten; in Ausübung dieses Rechts aber hat sie sonderlich auf das Interesse der letztern gesehen, weil sie wohl merken, daß der Anbau der Colonien nicht anders, als durch Nachsicht befördert werden kann; und ob wir gleich gehalten sind, den Zucker, Caffee, Baumwolle, Cacao u. s. w. nach der Provinz Seeland zu schicken, so haben wir doch die Freyheit, Rum, Melassen, Bauholz u. s. w. in fremde Länder auszuführen, und von ihnen alle Bequemlichkeiten, die wir bedürfen, ohne Unterschied, und ohne Zoll hereinzuführen.

Ich glaube, Ihnen nunmehr eine Nachricht von den wesentlichsten Umständen des Staats und der Regierung dieser Colonien gegeben zu haben. Es ist also nur noch eins übrig, so ich nicht übergehen darf; und dieses ist eine Nachricht von den Krankheiten in Guiana. Sie sind hier eben so zahlreich, als in andern Ländern, wo sie durch die Kochkunst mit ihren kützelnden anreitzenden Künsten vermehret werden, welche unordentliche Appetite erwecket, indem sie die Menge und Mannichfaltigkeit der Schüsseln vermehret, die, in dem Magen unter einander vermengt, einen solchen übeln und widersinnigen Mischmasch ausmachen, daß die Verdauungswerkzeuge aus dieser verderblichen Masse unmöglich einen guten Nahrungssaft bereiten können. Die unmäßige Schwelgerey

hat

hat sich aber nicht auf diese einzige Neuerung eingeschränkt. Wasser, der natürliche Trank des Menschen, wie aller übrigen Thiere, wird jetzt durch die Mischung schädlicher abgezogner Wasser verderbt, welche eines der vornehmsten Geschenke des Lebens vergiften. Aus diesen Quellen sind die Arten von Krankheiten herzuleiten, welche das menschliche Geschlecht aufreiben, und so sehr ein Werk des Menschen selbst sind, daß man sie schwerlich zu den eigentlichen Gegenständen der Naturgeschichte rechnen kann. Jedoch giebt es einige Krankheiten, welche den Gegenden unter den Tropicis eigen sind, und vielmehr von dem veränderten Clima, als den Neuerungen der Schwelgerey herrühren; diese aber sind die eigentlichsten Gegenstände medicinischer Untersuchungen, und ich will mich daher hierüber auf keine genauen Umstände einlassen.

Unter den Krankheiten der Haut ist die beschwerlichste ein unheilbarer Aussatz *), welcher ohne Unterschied alle die verschiedenen Stämme von Einwohnern dieser Theile von America, die zwischen den Wendezirkeln liegen, betrift. Die unterscheidenden characteristischen Zufälle dieser Krankheit sind ein Schwellen der Ohrläpplein; der Ausbruch rother Blätterchen, oder Geschwüre, von verschiedener Größe, im Gesichte, am Halse, an den übrigen Gliedmaßen u. s. w. welche nachher gemeiniglich eine bleiche, oder Kupferfarbe bekommen, und scirrhös, oft aber auch eiternd werden, und eine stinkende Materie von sich geben. Die Falten im Gesichte schwellen auf und wer-

*) Elephantiasis orientalis. SAUV. *nos. P. III. t. 2. p.* 450.

werden größer, die Augenbraunen börsten sich, und fallen nebst den Barthaaren aus. Die äußern Seiten an dem untern Theile der Nase werden dick und schäbig, die Nasenlöcher stehen weit offen, und bisweilen schwären sie; eben dieß geschieht auch bey der Scheidewand der Nase (Septum nasi) welche sodann, wie die ganze Nase, einfällt. Selbst die Lippen geschwellen, die Stimme wird heiser, die Nägel schrumpeln zusammen und werden schäbig. In der Folge frißt die Krankheit auch die Finger und Zehen mit einem dürren, schmutzigen, schäbigem und gangränösen Geschwüre an, worauf sie anfangen zu faulen, und Glied vor Glied abfallen. Die Glieder sind gemeiniglich geschwollen, schuppicht und verhärtet, und oft mit kleinen Knötchen bedeckt. Die Haut im Gesichte bekömmt ein glänzendes Ansehen, und der Athem wird unangenehm. Die Krankheit fängt sich auf verschiedenerley Weise an, oft aber plötzlich, insonderheit wenn die Krankheitsmaterie (Fomes morbi) oder der verborgene Saamen der Krankheit, durch Unmäßigkeit, verdorbenen Magen, grobe unverdauliche Speise, oder unmäßige Leidenschaften zu frühzeitig herausgetrieben wird. Man hält sie überall für ansteckend, und die Aussätzigen müssen von den übrigen Menschen abgesondert leben. Die Insel Desirade ist zur Aufnahme aller dieser unglücklichen Personen eingerichtet, welche bey den französischen Colonien in America von dieser Krankheit angegriffen werden. In der hiesigen Gegend werden sie gemeiniglich in die Wälder geschickt, wo sie zu ihrem Gebrauche Häuser bauen, und Felder bepflanzen, und so in der Einsamkeit ihr Leben hinbringen. Jedoch habe ich aussätzige Skla-

ven

ven gekannt, die insgeheim eine lange Zeit bey ihren vorigen Weibern geschlafen hatten, da sich schon ihre Krankheit angefangen, ohne dieselben anzustecken. Die Außätzigen sind ihrer Geilheit und ihres hohen Alters halben bekannt. Die Krankheit an sich ist allemal unheilbar.

Die Yaws *) sind schwammichte, filzartige, gelblichte, circulirende kleine Schwämme, aber von verschiedner Größe, gemeiniglich zwischen ein und drey Zollen im Umfange. Diese nehmen die ganze Oberfläche des Körpers ein, und stehen insgemein so dichte neben einander, daß man nicht eine Fingerspitze dazwischen legen könnte. An der Oberfläche derselben, welche wegen der Trägheit der Neger gemeiniglich mit Fliegen bedeckt sind, hängt eine kleine Quantität eitrichter Materie. Es ist eine der beschwerlichsten und unangenehmsten Krankheiten, ob sie gleich selten tödtlich ist. Fast alle Negers werden doch nur einmal in ihrem Leben davon angegriffen, und zuweilen auch die Weißen, die ihre Wirkungen auch viel heftiger empfinden. Man hält durchgängig dafür, daß diese Krankheit von Fliegen, welche auf einer kranken Person gesessen und gesogen haben, auf diejenigen Personen gebracht werde, welche offene Wunden oder Ritze haben, die nicht bedeckt sind; und nach vielen Beobachtungen halte ich es nicht für unwahrscheinlich, da diejenigen, deren Haut unversehrt ist, niemals von dieser Krankheit befallen werden. Aus eben diesem Grunde sind auch die Weißen sehr selten damit behaftet; die Negers aber, deren Rücken von der Peitsche oftmals roh ist, und nackend bleiben muß, können

ihr

*) Frambaesia americana, *l. c. p. 426.*

ihr schwerlich entgehen. Den Ausbruch der Yaws zu befördern, ist es gewöhnlich, daß man dem Patienten innerlich etliche Tage lang Schwefel eingiebt. Nach einigen Wochen, wenn sie nicht nur völlig heraus, sondern auch wirklich zur Vereiterung gekommen sind, kann man die Heilung mittelst einer Speichelcur mit Quecksilber verrichten; die gewöhnlichste Art aber ist, diese Arzney mit Kampfer zu versetzen, und sie in kleinen Quantitäten zu geben, damit sie keine merkliche Abführung verursache, und durch schweißtreibende Mittel ihre Wirkungen gegen die Haut zu richten; es giebt vielleicht keine gute Wirkung, die man durch die Speichelcur erhält, welche man nicht mit noch größerm Vortheil auf diese Weise erhalten könnte. Durch Anwendung dieser Mittel setzen sich die Schwämme, und die Schuppen fallen ab, so daß die Haut wieder glatt und eben wird. Diese Wirkung kann man freylich auch durch Quecksilber in jeder Periode der Krankheit erhalten; allein wenn es zu zeitig gebraucht wird, so stellt sich das Uebel in einigen Monaten wieder ein. Die Krankheitsmaterie, wenn sie in die Fußsohlen tritt, und nicht weggeschaft wird, verursachet Geschwüre unter der Haut, welche Tubboes genennet werden, und Monate, bisweilen gar Jahre lang den Patienten plagen. Diese werden gemeiniglich cauterisirt, oder die Haut wird vorher scarificirt, und der heiße Saft von gerösteten Limonien darauf gelegt.

Guineawürmer *) ziehet man zuweilen hier aus den Negersclaven, welche neulich aus Africa herüber gebracht worden, wo sie in dem süßen stillstehenden Wasser erzeuget werden. Sie haben eine weißlichte Farbe, sind

*) *Gordius* medinensis. LINN. *Syst.* 1075.

sind etliche Schuhe lang, und so dick, wie eine starke Geigensaite. Sie halten sich in dem zellenförmigen Gewebe unter der Haut auf, und gehen durch ihre Zellen über die ganze Oberfläche des Körpers. Wenn sich der Wurm in einem besondern Theile einnistet, so entsteht eine Geschwulst, und wenn diese eitert, so zeigt sich der Kopf des Wurms, welchen man erhascht, und um ein Stäbchen wickelt, so weit er sich, ohne zu zerreißen, herausziehen läßt. Wenn dieses durch eine allzuzeitige Bemühung ihn herauszuziehen, sich ereignet, so muß man dem Geschwüre sogleich Luft machen, und den zurückgebliebenen Theil herauszunehmen suchen. Geschieht aber dieses nicht, so erfolgt nicht nur der Verlust des kranken Gliedes, sondern des Lebens selbst darauf, wie ich davon etliche Exempel gesehen habe. Die beste und sicherste Methode in diesem Falle ist, einen Umschlag von Zwiebeln und Brod, in Milche gekocht, auf die Geschwulst zu legen, und wenn sich der Kopf des Wurmes zeigt, solchen, ohne ihn herauszuziehen, mit einem Stückgen Baumwolle zu umwinden, und dem Patienten innerlich eine Mixtur von dem Pulver aus schwarzen Pfeffer, gestoßenen Knoblauch, und Schwefelblumen, jedes eine Unze, in ein Quart Rum gethan, zu geben, wovon er früh und Abends eine halbe Tasse trinken muß, wonach man den Wurm in einem oder ein paar Tagen unter dem Umschlage zusammengewickelt findet.

Es giebt auch hier einen Wurm, der einer Bohne ähnlich sieht, aber kleiner und spitzig ist, der sich in den Wäldern in schlammichten stillstehenden Gewässern erzeuget, und sich ins Fleisch, hauptsächlich um die Knöchel herum, setzet, und wenn er herausgezogen wird, ein

gewölb=

gewölbtes harthäutiges Geschwür zurückläßt, das schwerlich zu heilen ist.

Die Einwohner dieser und der benachbarten holländischen Colonien sind vielleicht unter allen am meisten mit Krankheiten geplagt, welche von Würmern im Magen und in den Eingeweiden herkommen, insonderheit die Sklaven, bey denen sie in solcher Menge sind, daß es einem Europäer unglaublich scheinen würde. Die Ursache dieser außerordentlichen Menge wird von einigen dem Gewürm, so sich in den häufigen Gewässern des flachen Landes befindet, zugeschrieben, die während der trocknen Jahreszeiten stillstehen, verderben, und faul werden; wiewohl ich glaube, sie könnte mit mehrerm Rechte den harten unverdaulichen Speisen zugeschrieben werden, wovon sich die Sklaven erhalten müssen, und welche sonderlich in Plantins und Bananoes, hauptsächlich aber den erstern besteht, die, wenn sie reif sind, gemeiniglich roh gegessen werden, insonderheit von den Kindern, die sie nicht wohl verdauen können. Sie mögen aber herkommen, wo sie wollen, so ist ihre Anzahl so groß, daß die gewöhnlichen Mittel zu ihrer Vertilgung sehr unzureichend sind; daher die Colonisten überhaupt in diesem Falle ihre Zuflucht zu der rauchen Böhne, deren oben *) Erwähnung geschehen, nehmen. Woher sie den Gebrauch derselben zuerst gelernet haben, bin ich ungewiß; indessen ist ihre Wirksamkeit unleugbar. Der Theil, welchen man gebrauchet, ist das borstigte haarichte Wesen, welches auf der äußerlichen Seite der Schote wächst; dieses wird abgeschabt, und mit gemeinem Syrup oder Melaßen vermischt, bis es die Consistenz einer dünnen Lattwerge bekömmt, wovon man ei-

*) S. 32. Cow-itch.

nem Kinde von zwey bis drey Jahren eine Theetasse voll, einer erwachsenen Person aber zweymal soviel, früh nüchtern giebt, und solches die beyden folgenden Morgen wiederholet, worauf man gemeiniglich noch eine Dosis Rhabarber hinzufüget. Dieß ist die empirische Cur der Colonisten, die gemeiniglich in drey oder vier Monaten einmal auf diese Weise itzt gedachte Arzneymittel ihren Sklaven überhaupt, insonderheit aber allen Kindern ohne Unterschied geben; und auf diese Art habe ich es Hunderten derselben von einem Jahre und drüber, mit dem besten Erfolg geben sehen. Nach der andern Dosis geben die Patienten gemeiniglich eine unglaubliche Menge Würmer von sich, ja mehr als zwanzig auf einmal, so, daß ihre Stuhlgänge fast aus nichts anders als diesen Thieren bestehen. Allein obgleich dieses unwidersprechliche Beweise von seiner Wirksamkeit sind, so bin ich dadurch dennoch nicht sogleich von seiner Unschädlichkeit überzeugt worden. Denn da ich bemerkte, daß dieses Mittel aus einer Parthie außerordentlich feiner und scharfgespitzter Stacheln bestehet, die, wenn man sie auf die Haut bringt, ein unerträgliches Jucken, und wohl gar Entzündungen verursachen; so urtheilte ich, daß die Folgen noch weit gefährlicher seyn müssen, wenn sich diese Stacheln an die Häute des Magens und der Gedärme hängen. Und obgleich die Elasticität derselben, wenn man eine Lattwerge davon macht, und sie also verordnet, so geschwächt wird, daß sie nicht mehr so empfindlich reizen; so habe ich doch keine andere Eigenschaft entdecken können, wovon die Wirkung des Arzneymittels abhienge, insonderheit, nachdem ich sowohl eine Tinktur als ein Decokt von der besagten Bohne gemacht, und den Wurmpatienten, ohne einen merklichen

lichen Vortheil zu spühren, gegeben hatte. Ich habe also zu meiner gewissern Ueberzeugung den Zustand aller solcher Patienten untersucht, die, wie ich wußte, das Arzneymittel gebraucht hatten; und doch kann ich mit Grunde der Wahrheit gestehen, daß, ob ich gleich wider dasselbe eingenommen war, ich dennoch weder durch meine eigenen Beobachtungen, noch ein fleißiges Nachforschen, auch nur ein einziges Exempel einer übeln Folge seines Gebrauchs habe entdecken können. Da man also bey so vielen Tausenden, die ich es habe nehmen lassen, keine schlimmen Wirkungen gespühret hat, so halte ich nicht nur seine Wirksamkeit, sondern auch seine Unschädlichkeit für hinlänglich dargethan, um es zu einem allgemeinen Gebrauche zu empfehlen; insonderheit, wenn wir die Unzuverläßigkeit, ja gar die Gefahr betrachten, welche auf andre Wurmarzeneyen folget. Es ist noch zu merken, daß dieses Mittel vornehmlich wider den Spulwurm *) gebraucht wird; ob es aber gegen den Madenwurm **) eben so dienlich sey, noch auch ob es jemals wider denselben gebraucht worden, davon kann ich nichts mit Gewißheit bestimmen.

Die Colik von Poitou, oder das **westindische trockne Bauchgrimmen** ***), fängt von einer schmerzlichen spasmodischen Zusammenziehung der Eingeweide an, und bringt eine hartnäckige Verstopfung zuwege, welche so lange dauert, bis der Patient entweder wieder besser wird, oder die Krankheit in die Extremitäten des Körpers tritt. Die Ursachen, denen man dieses Uebel

*) *Lumbricus* intestinalis.

**) *Ascaris.*

***) Rhachialgia ab adiapnevstia. SAUV. *nosol. P. III. t. 2. p 203. n. 5.*

zuschreibt, sind vielerley, und unzureichend *). Vor etlichen Jahren, da die Aerzte wahrnahmen, daß nach gehobner Verstopfung der Patient bald geheilet war, richteten sie aus diesem Grunde alle ihre Bemühungen dahin, diesen Zufall zu vertreiben, und ließen indessen die wahre Ursache der Krankheit gänzlich aus der Acht. Aus diesem Grunde gab man dem Patienten unaufhörlich drastische Purganzen; schmerzstillende Mittel aber wurden, ohngeachtet starke Indication dazu vorhanden war, verbothen, damit sie nicht die Wirkung der ausführenden Mittel hindern möchten. Neuere Aerzte hingegen, die sich von der Ursache der Krankheit besser unterrichtet haben, geben dem Patienten fleißig schmerzstillende und antispastische Mittel, die nebst dem Ol. Ricini, oder Castoröl eingenommen, oder in Clystiren beygebracht werden, welche sodann die Eingeweide schlüpfrig und schlaff machen, und eine baldige Cur bewirken.

Die Wechselfieber sind hier endemisch, sonderlich nahe an der See, wo die Luft außerordentlich feucht ist. Die Paroxysmen endigen sich mit häufigen und schwächenden Schweißen, welche durch die außerordentliche Erschlaf-

*) Der gelehrte Doktor Backer hat letztlich eine Untersuchung der Ursache von der endemischen Colik in Devonshire herausgegeben; eine Krankheit, die mit dem westindischen trocknen Bauchgrimmen eine besondre Verwandtschaft hat; und der Verfasser macht es in diesem Werke mehr als wahrscheinlich, daß diese Krankheit ihren Ursprung von Bleysalze hat, wenn solches in den Körper kömmt. Dieses ist in der That ein Gift, so die Nerven angreift, von welchem bekannt ist, daß es ähnliche Symptome mit dem westindischen trocknen Bauchgrimmen hervorbringt. Es wird solches in allen Theilen Westindiens von denen die Rum, oder die rothen französischen Weine trinken, mit genossen. Anmerk. d. Grundschr.

Erschlaffung der festen Theile verursachet werden; und sind oft mit Symptomen begleitet, welche eine Neigung der Säfte zur Fäulnis anzeigen. Die Wirksamkeit der Fieberrinde wird in diesen Gegenden, sonderlich durch den Zusatz aromatischer Mittel, vornehmlich der virginischen Schlangenwurzel *), und durch den häufigen Gebrauch des Pfeffers in der Speise verstärket, welchen letztern man als das sicherste Präservativ wider die Rückkehr dieses Uebels zu betrachten hat. Saure Sachen sind gleichfalls dienlich, laugenhafte Salze aber nachtheilig. Verschiedene Practici, die ich kenne, haben auf Börhaavens **) Anrathen Wermuthsalz mit schlechter Wirkung gegeben.

Das westindische **faulende Gallenfieber** findet man bisweilen auch in diesen Colonien. Es zeigt sich anfänglich mit den gewöhnlichen Fiebersymptomen, unterscheidet sich aber gar bald durch die gelbe Farbe der Augen, und des Gesichts, durch gallenhaftes Erbrechen, wobey sich große Entkräftung und Niedergeschlagenheit findet. Dieses Uebel zieht in kurzem den Tod nach sich, wenn man nicht dem Patienten beyzeiten durch Fieberrinde, Schlangenwurzel, und vegetabilische Säuren zu Hülfe kömmt, als welche unter allen die kräftigsten Gegenmittel sind.

Die **Bisse von giftigen Schlangen** sind nirgends häufiger, und tödtlicher, als in diesen Colonien. Diesen Unglücksfällen sind vornehmlich die Sklaven ausgesetzt, welche beständig barfuß an solchen Orten arbeiten müssen, die oft von diesen Thieren besucht werden. Ich habe viele dergleichen Patienten in die Cur bekommen,

*) ARISTOLOCHIA *serpentaria* Linn.

**) S. die *Aphorism. de cogn. et cur. morb.* Anm. d. Gr.

men, die mir bey allen bisher glücklich von Statten gegangen; obgleich meine Sorge für die Erhaltung des Lebens, und die daraus entstehende Furcht, bloß einem einzigen Mittel zu trauen, mich verleitet hat, so vielerley Medicamente anzuwenden, daß es mir unmöglich ist, den glücklichen Erfolg einem einzigen insbesondre mit Gewißheit zuzuschreiben. Es ist solches auch überhaupt wegen der großen Menge von Schlangen, und unsre Unwissenheit in den Wirkungen ihres verschiedenen Giftes, nicht wohl möglich. Bisweilen ist eine tödtliche Auflösung der flüßigen Theile eine Folge davon, am meisten aber folget eine schmerzliche Geschwulst, und Entzündung des verwundeten Theils, nebst einem Fieber, u. s. w. darauf. Bey manchen Personen setzt sich die Geschwulst, ohne daß man einen Abgang wahrnimmt; bey andern verwandelt sie sich in einen Absceß, der sich in einem häufigen Abfluß von guten oder bösen Eyter auflöset. Ein warmes Pflaster von dem Fleische der Limonien, mit Seesalz auf den verwundeten Theil gelegt, ist das allgemeine Mittel wider giftige Bisse in diesen Colonien, und ich habe es oft, nachdem ich vorher die Wunde schröpfen lassen, mit gutem Erfolg angewandt. Zu andrer Zeit habe ich mit gleich guter Wirkung, statt dessen ein Cataplasma von Mehl aus dem Saamen der Bisampflanze *), oder der wilden Ocropflanze **), mit Olivenöl gebraucht; hierzu aber habe ich gemeiniglich auf die angränzenden Theile der Wunde Oelumschläge machen, und innerlich Theriack, Decokt aus Seneka ***), und virginischer Schlangen-

*) HIBISCVS *Abelmoschus.* Linn. Vegetable musc. S. oben S. 30.

**) HIBISCVS *esculentus.* Linn. S. S. 31.

***) POLYGALA *senega.* Linn.

genwurzel, oder eine Emulsion von dem Saamen der Bisampflanze nehmen lassen. Diese Curen sind mir bisher allemal gelungen, ob es gleich ohne Zweifel Gifte giebt, wider die alle Kunst nichts vermag, wie zum Exempel das von der oben beschriebenen kleinen Labarra.

Dieß sind die wesentlichsten Umstände, welche ich, während meines Aufenthalts in Guiana habe beobachten können. Glücklich werde ich mich schätzen, wenn sie Ihnen unterrichtend oder unterhaltend gewesen sind. Meine Beobachtungen und Untersuchungen hätten in der That weitläuftiger seyn können, wenn nicht die Beyspiele der Schläfrigkeit, womit ich überall umgeben war, einen Einfluß auf mich gehabt hätten.

Indem ich einen Blick auf die belebte Natur zurück thue, so kann ich nicht unterlassen, die Weisheit und Güte der Allmacht zu bewundern, die die Werkzeuge und Beschaffenheit der Körper aller thierischen Wesen für dieses Leben so genau darnach eingerichtet hat, daß ein jedes fähig ist, die größeste Glückseligkeit, deren es fähig ist, zu genießen, und welche ein jedes Thier nach solchen Trieben handeln läßt, die die Ordnung und Harmonie unsers materiellen Systems am wenigsten stöhren. Raubthiere, die für ein Leben von feindseliger Räuberey gemacht sind, und sich bloß vom Niedermetzeln und Verwüsten erhalten, richten alle, außer dem Menschen, aus Instinkt ihre Feindseligkeit auf Gegenstände, denen es nicht an Mitteln fehlt, sich zu wehren oder zu entfliehen; indeß, daß die geringern Thiere, insonderheit Insekten, welche sonst der Raub eines jeden Verfolgers werden müßten, durch ihre Kleinheit gesichert sind. Der Tieger verheeret muthwillig die Gegenstände seiner Raubgier der Verwüstung wegen.

Der

Der Mensch aber, ob er gleich ohne Unterschied alles, es sey schwach oder stark, anfällt, tödtet nur nach dem Verhältnisse seiner Nothdurft, und ist sogar im Verwüsten wirthschaftlich; ja in eingerichteten Staaten arbeitet er für den Unterhalt und die Mastung der zu seinem künftigen Unterhalt bestimmten Schlachtopfer.

Das Schwein zieht kleinen Pflug, gehorchet keinem Ruf,
Und doch lebt es von dem, was der Allmächtge schuf *).

Pope.

Indessen geschieht doch dieses nur in einem Staate, wo die aufgeklärte Vernunft für die zukünftigen Bedürfnisse zu sorgen gelehret hat, die jener Sorglosigkeit widerstreitet, welche den Hauptzug in dem Charakter ungesitteter Völker ausmacht. — Doch, warum halte ich Sie mit Reflexionen auf, da Ihnen Ihr eignes Nachdenken weit vortheilhaftere an die Hand giebt? Ich schließe also mit der Versicherung, daß ich jede Gelegenheit ergreifen werde, Sie von der treuen Ergebenheit zu versichern, mit welcher ich das Glück habe zu seyn

Liebster Bruder

Dero ꝛc.

*) The Hog that plows not, norobeys the call,
Lives on the labouris of the Lord ofall.

Bey

Bey uns sind folgende Bücher fertig worden, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lang=

Langhornens, Joh. Briefe über die Kanzelberedsamkeit, aus dem Englischen übersetzt, 8.

Othello, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespear, 8.

Parodie, (Die) 8.

Schmid, C. H. englisches Theater, 8.

Schröckh, Joh. Matth. Christliche Kirchengeschichte, I. Theil, gr. 8.

Ebendesselben II. Theil, ist unter der Presse.

Thomsons, Iames. Seasons, 8.

Tissot, S. A. D. de Valetudine Litteratorum. Editio secunda, med 8.

Traité de la défense des Places par les contre-mines, avec des reflexions sur les principes de l'Artillerie, avec fig. med. 8.

Vergleichung des Zustandes und der Kräfte des Menschen, mit dem Zustande und den Kräften der Thiere. In auserlesenen Anmerkungen über die Erziehung, die Naturgaben, die Künste und Wissenschaften, und die Religion, aus dem Englischen übersetzt, 8.

Wallisii, Ioh. Grammatica linguae Anglicanae, cui praefigitur, de loquela, siue de sonorum omnium loquelarium formatione: tractatus grammatico-physicus. Editio sexta. Accessit Epistola ad Thomam Beverley de mutis surdisque informandis, med. 8.



Geograph.